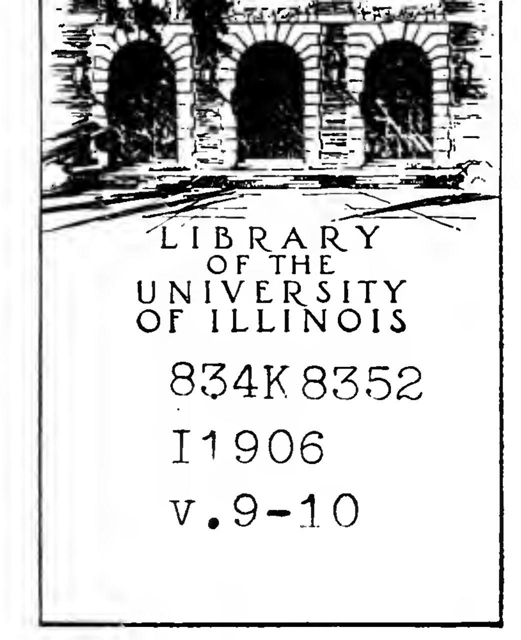




Komperts sämtliche Werke.

Inhaltsübersicht:




Ewald Scholz Nachfolger
Johannes Beelitz
Buch- und Kunsthandlung
Liegnitz
Ring, Theaterladen 34.

Leopold Komperts sämtliche Werke

in zehn Bänden.

Mit sechs Bildnissen, zwei Abbildungen und einem Stammbuchblatt als Handschriftprobe, sowie einer biographischen Einleitung

von

Dr. Stefan Hock.

Neunter Band.

Inhalt: Verstreute Geschichten.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Inhalt.

Die Schwärmerin.

(1862.)

Das war zur Zeit jenes Wortes mit der lateinischen Klangbildung, welches in seiner Wesenheit nichts anderes bedeuten will, als daß zwei, die über irgend etwas einig geworden sind, mit einträchtigem Herzen ein Bündnis abgeschlossen haben. Zur Zeit des Konkordates!

Seitdem ist allerdings zwischen den zwei Herzen eine Entfremdung oder, wenn ihr besser wollt, ein Riß, eine Art gewaltigen Bruches eingetreten. Ist aber dadurch meine Geschichte ungeschehen zu machen? . . .

Der Kirchenfürst stand in einer der hohen Fensternischen seines Arbeitszimmers, in den Händen ein Papier haltend, woran ein großes amtliches Siegel zu sehen war, und las gar eifrig darin . . . Ist es nicht sonderbar, daß man von einem eisigen Lächeln sprechen darf? Draußen glitzert fröhlicher Sonnenschein um die feinsten Spitzen und Türmchen der Kathedrale, und sogar das violette Käppchen auf dem weißen Haupte des hohen Geistlichen ist wie vergoldet. Warum seine Lippen allein zu sagen schienen: Was geht das uns an? Daß da draußen die feinsten Spitzchen und Türmchen leuchten und funkeln . . . sollte es vielleicht anders sein? Sind sie nicht da, um hoch oben über dem Qualm der Menschheit den Triumph unserer Sache zu verkündigen? den endlichen Sieg? . . .

Dann trat er raschen Schrittes zu einem Tische, an welchem ein junger Mann in schwarzem Habit saß. Er

warf ihm das amtliche Schreiben mit einer fast ungeduldigen Gebärde hin.

„Schreiben Sie kurz und bündig die Antwort," gebot er.

„Welche Antwort?" fragte demütig der junge Geistliche.

„Lesen Sie . . . und sie wird Ihnen von selbst in die Feder fließen."

An demselben Tage, vielleicht um die nämliche Stunde, saß ein anderer Mann in einer von Büchern und Tabakdunst gefüllten Stube und hielt gleichfalls ein mit einem großen Siegel versehenes Schreiben in den Händen. Auf dem Tische vor ihm lag ein riesiger Foliant, so groß und gewaltig, daß man fast nicht begreifen konnte, was die krausen Buchstaben alle enthalten konnten. War das Antlitz des noch jungen Mannes darum so frühzeitig . . . blaß geworden?

Von der Stube aus konnte man den Blick auf einen düstern Hof werfen und auf ein altes Gebäude, das hoch oben an seinem Giebel zwei ineinander verschlungene Dreiecke zeigte, wie sie gewöhnlich an den Synagogen zu sehen sind. Das ist der „Schild Davids", das uralt heilige Wappen, und auch über ihm lag Sonnenschein, daß er leuchtete und funkelte, als wäre er aus blankem Erze.

Der Mann las aber geraume Zeit in dem Schreiben. Seine Stirne hatte sich in Falten gelegt, das schwarze Käppchen auf seinem Kopfe war in dem Zustand äußerster Ratlosigkeit. Bald sprang er auf, ging heftigen Schrittes in der Stube umher, bald setzte er sich wieder an den Tisch, worauf der riesige Foliant lag.

„Eine herbe Frage!" murmelte er, indem er sich dabei den Bart kraute, „wie soll i ch mit ihr fertig werden?"

Dann schien ihn ein trefflicher Gedanke zu durchblitzen. Mit einer hastigen Gebärde schlug er das vor ihm liegende Buch um einige Blattseiten zurück, und die Blätter rauschten

dabei, als wäre ein Windstoß in sie gekommen. Endlich hatte er gefunden, was er suchte. Sein Atem stockte, während er las, das schwarze Käppchen war dabei unbemerkt seinem Haupte entglitten.

„Was zerbreche ich mir länger den Kopf?“ flüsterte er fast unhörbar. „Es geht nicht . . . und da steht es ja geschrieben.“

Nun war er ruhiger geworden. Er nahm einen Briefbogen von „amtlicher“ Größe, bog ihn „halbbrüchig“ auseinander und schrieb nun gleichfalls seine Antwort.

Aber die Tinte war noch nicht getrocknet, mit der er in demütigen Schriftzügen seine „Namensfertigung“ niedergeschrieben hatte, als ihn neuerdings die peinlichste Unruhe zu ergreifen schien. Da stand die Antwort auf die amtliche Frage, und da stand seine Unterschrift darunter mit deutlichen Lettern . . . will er sie wieder vernichten?

Wieder rauschten die Blätter des riesigen Buches, das vor ihm auf dem Tische lag; wieder versenkte er sich — und sein Atem stockte dabei, und seine bleichen Wangen nahmen einen Schimmer ungewöhnter Röte an — in die Geheimnisse der darin aufgespeicherten Schätze.

Gleichsam in tiefinnerster Seele erleichtert, fuhr er nach einer Viertelstunde mit den Fingern über den schwarzen Bart, rückte dann sein Käppchen zurück und trat an das Fenster, von wo man auf die düstere Synagoge den Blick hatte.

„Ich finde nichts . . . und ich werde nichts finden. Wer soll auch daran denken, daß einmal so eine „Schwärmerin“ mit einem solchen Anliegen kommen wird? Als wenn man nichts anderes zu tun hätte, als auf solche müßige Fragen Antwort zu geben! Und ich möchte den sehen, der mit dieser Sache anders fertig geworden wäre wie ich . . .“

So kam es in leise flüsternden Tönen über die Lippen des Rabbiners; in abgebrochenen Sätzen, mühsam und qualvoll rang sich seinem bedrückten Gemüte die Erlösung ab.

Er ging wieder an seinen Tisch und siegelte das Antwortschreiben zu.

Da ist im stillen Selbstgespräche eines Menschen ein anklagendes, herbes Wort gefallen, das eine angeht, die nicht gegenwärtig ist. Hat das Wort darum weniger Bedeutung, weil es ungehört verklingt, und weil diejenige nicht da ist, gegen die sich seine Bitterkeit wendet? Sollte niemand es wagen, es in sich aufzunehmen, um für die Fernstehende das gute Recht der Abwehr auszuüben?

Wir wollen deine Geschichte erzählen, arme „Schwärmerin“ . . . ein Stück uralten, unausgeweinten Menschenleids, das nicht sterben will, weil es nicht sterben darf . . . und bis ihr sie zu Ende gelesen habt, ist der geflügelte Bote schon längst mit den beiden Antwortschreiben, die aus so verschiedenen Häusern hervorgegangen, auf dem Wege — das eine aus der Residenz des Bischofs, das andere aus der armen Stube eines böhmischen Rabbiners!

Es war nicht weit mehr zum „Wochenfest“, also mitten im Monate Mai. Da verbreitete sich in der „Gasse“ erst leise, dann immer bestimmter auftretend eine Nachricht, die eine ungeheure Aufregung verursachte. Dorette, das einzige Kind der Witwe Selde Bamberger — wer denkt dabei nicht an das so süß und hold klingende „Isolde“ aus den Zeiten vorübergerauschter Minne —, die die schönste „Gemischtwarenhandlung“ besaß, sollte heiraten und zwar, so hieß es anfangs, einen Grafen oder Baron. Später stellte es sich heraus, daß der Bräutigam des schönen Mädchens der blonde Sekretär vom Kreisgerichte sei, und nun stand es mit blendender Klarheit vor aller Augen, was seine täglichen Spaziergänge vor der „gemischten Handlung“ zu bedeuten gehabt hatten.

Was war da geschehen?

Die Leute standen mit hochaufgerichteten Köpfen vor einem Geheimnisse, dessen Lösung unter dichten Schleiern verborgen lag.

Selde, die fromme Selde Bamberger, die alle Montag und Donnerstag mit ihrem dicken Gebetbuche zur Synagoge ging, die keinen Fasttag vorübergehen ließ, ohne sich zu kasteien, die ihr „eigenes Haar" nicht trug — sie sollte zugegeben haben, daß ihr einziges Kind sich an einen Mann weggab, dessen Ahnen . . . nicht am Berge „Sinai" gestanden waren?

Eines Tages kamen drei gewaltige Kisten aus Prag, die vor Selde Bambergers Hause abgeladen wurden. Sie enthielten die vollständige Ausstattung Dorettens — und nun mußte jeder Zweifel verstummen.

Das Wunderbarste an der Sache aber war, daß mit der Witwe so gar keine Veränderung vorgegangen war. Sie zeigte sich anscheinend so ruhig und gelassen, als ob nicht über ihr Haus ein Ereignis hereingebrochen wäre, welches nach der Ansicht der Mehrheit in der Gasse wie ein schwerer Todesfall betrachtet wurde. Man verstand sich nicht auf Selde Bamberger! Wenn man in versteckter Weise auf das Bevorstehende anspielte, denn offen wagte man nicht mit ihr darüber zu sprechen, so leuchteten ihre Augen in erhöhtem Glanze auf, und über ihr Antlitz flog ein Schimmer rosiger Röte, wie sie nur das Gefühl tiefinnersten Befriedigtseins erzeugt.

Aber die Menschen sind von Natur aus feinere Beobachter, als man gewöhnlich annimmt. Du meinst, du hast das geheimste Triebwerk deines Tuns und Lassens ihren Augen entzogen, aber wie mit bannender Kraft ruhen sie darauf; es ist, als ob es wie Offenbarung über sie käme, und plötzlich liegt es da vor ihnen, unenthüllt und in aller Blöße aufgedeckt! Oft genügt dazu ein einziges Schlagwort.

„Sie tut das nur aus Schwärmerei," hieß dieses Wort.

Warum hatte sie das Kind „Dorette" genannt? Warum hatte sie es verzogen und verhätschelt? Warum ließ sie

Dorette eine Rolle spielen, daß kein ehrlicher Junge in der Gasse sich an sie heranwagte? Also nur aus „Schwärmerei" für ihr Kind beging sie einen Schritt, der seit Menschengedenken unerhört in ihrer Gemeinschaft war. Sie errieten fast alles und wußten doch so wenig, wie es sich eigentlich zugetragen.

Da hatte eine Mutter, eine alleinstehende, auf sich selbst und ihr kräftiges Wollen angewiesene Frau, die keinen Ratgeber zur Seite hatte — in einem Strickbeutel ihrer Tochter ein Briefchen gefunden, das dort vielleicht vergessen lag. Als sie es gelesen, hatte sie das volle Bewußtsein, daß das Kind, welches sie unter ihrem Herzen getragen, daß die Blüte und der Duft ihres einsamen Lebens ihr nicht mehr gehörte. Es hatte sich losgerissen von ihr; zauberische Klänge hatten es hinweggelockt, und ein anderer war Herr und Gebieter, wo die Mutter Alleinbesitzerin sich wähnte. Das Uralte und Naturgewaltige — wenn es zum ersten Male an eine Mutter herantritt, ist noch immer das Neue und Ungewohnte!

In der Nacht saß das Kind zu ihren Füßen und weinte still vor sich hin. War die schwerste Stunde ihres Lebens bereits vorüber, oder sollte sie noch kommen?

„Dorette," klagte sie, „du hättest so nicht an mir handeln sollen. Hast du's so schlecht bei mir gehabt, daß du dich wegsehnst? Hast du dich über etwas zu beklagen?"

„Wie kannst du so reden, Mutter?"

„Und wenn ich dir nun nachgebe . . . glaubst du, ich kann es verantworten vor Gott und deinem toten Vater? Ich werde den Leuten ja nicht unter die Augen treten können, und sie werden mit Fingern auf mich weisen, wie auf eine, die sich untreu geworden ist . . . und sich schwer vergangen hat."

„Ist denn das ein Unrecht, wenn ich meinem Herzen folge?"

„Und wenn du fortgehst von mir, in die Fremde fort . . . du bist weite, weite Meilen von mir getrennt, ich kann dich nicht sehen, nicht hören, und ich soll nicht in jedem Augenblicke wissen, ob du nicht etwas brauchst von mir. Da kann ich sterben, und niemand ist bei mir. Wo bist du, wo bin ich? Du darfst vielleicht nicht an mein Grab kommen, und ich bin da allein . . . mutterseelenallein . . .“

„Red nicht so, Mutter! Du wirst leben und dich an meinem Glücke erfreuen! Ist dir das nicht das Höchste?“

„Glück? Was heißt Glück?“

„Das weißt du nicht? Wenn man so recht im Herzen zufrieden und selig ist, daß man mit keiner Kaiserin tauschen möchte.“

„Und du weißt bestimmt . . . daß du so glücklich sein wirst?“

„Ja, Mutter.“

Der Morgen graute bereits, und noch immer hatten Mutter und Tochter sich nicht ausgeredet. Vielleicht ruhte das Kind zum letzten Male so in ihrem Schoße, und dann . . . dann war es draußen in der namenlosen Fremde allem Unwetter des Lebens preisgegeben. Wenn sie unglücklich war, durfte sie zu dem Gotte ihrer Eltern um Erlösung beten? Stand nicht im Leben und Tode, hier und drüben eine Scheidewand zwischen ihnen? Was war dagegen das Daheim? Sie behielt dann das Kind für sich; sie brauchte es nicht herausschleudern zu lassen aus der altgewohnten Bahn, die Menschen hatten dann über keinen Eingriff in ihre heiligsten Empfindungen zu klagen und alles blieb beim alten, wie es seit unvordenklichen Zeiten Satzung und Gebot erheischt.

War das aber das Glück, wie es ihr Kind verstand?

Erst als das helle Tageslicht hereinbrach, hatten Mutter und Kind den Einigungspunkt gefunden, wo sie sich gegenseitig trafen, ohne im Wollen und Wünschen selbst nur um eines Fadens Breite auseinander zu stehen.

„Dorette,“ sagte Selde, „ich will mich bezwingen, . . . dein Glück ist das erste und höchste, und da muß alles, alles davor schweigen. Sollen sie reden, was sie wollen! Ich will mich bezwingen . . . vielleicht hilft mir Gott dazu.“

Ein Kuß, ein langer, von allen Seligkeiten der Gegenwart und Zukunft getragener Kuß . . . und das arme Weib aus der „Gasse“ hatte ein Opfer ausgesprochen, für welches die Leute nur die Bezeichnung „Schwärmerei“ hatten.

Vier Wochen darauf fuhr Selde mit ihrem Kinde in Begleitung der riesigen Ausstattungskisten, ohne von irgend jemandem Abschied genommen zu haben, aus der Gasse fort. Die Leute gingen gerade zum Morgengottesdienste. Da mußte Selde krampfhaft nach der Hand ihrer Tochter greifen, das Weh unsagbarer Bitterkeit quoll ihr vom Herzen herauf. Aber als sie in das glückbeleuchtete Antlitz ihres Kindes blickte, da verzog es sich rasch. Sie selbst entführte ja Dorette, dem Glücke entgegen. Was wollte sie noch mehr?

Später hörte man, daß die Trauung Dorettens mit ihrem Heinrich in einer Dorfkirche hart an der Grenze Böhmens und Österreichs stattgefunden. In derselben Kirche war es auch, wo Selde Bambergers Tochter ihr altes Glaubensbekenntnis abschwur, um nun in allem und jedem eins zu sein und zu fühlen mit ihrem Gatten — dessen Ahnen nicht am Berge „Sinai“ gestanden waren.

Von dort ging Dorette, ohne Mutter, mit ihrem Manne in die neue Heimat, eine ansehnliche Stadt Österreichs, wo Heinrich von nun an als Rat eines Landgerichtes „amtieren“ sollte. Selde Bamberger kehrte in die Gemischtwarenhandlung ihrer „Gasse“ zurück, allein, mutterseelenallein!

Durch volle sieben Tage blieb der Laden der Witwe verschlossen. Wunderten sich die Leute darüber? Sie errieten gar bald die Ursache. Selde Bamberger saß während dieser ganzen Zeit auf einem niedrigen Schemel und hielt die übliche Totentrauer um ihr dem alten Glauben abge-

fallenes Kind! Kamen Leute zu ihr auf Besuch und setzten sich einsilbig, und selbst das wenige, was sie sprachen, zur Lautlosigkeit herabdämpfend, so war es in der Tat, als wehte etwas wie die Erinnerung an ein Heimgegangenes durch die Stube. Aber das ganze Wesen Seldes trug nichts an sich, was auf traurige Gedanken hätte schließen lassen. Ihr Antlitz glänzte wieder im Schimmer rosiger Röte, und ihre Augen waren seitdem auch nicht glanzlos geworden. Hier und da fiel ein mitleidiges Trostwort, leise hingeworfen, als fürchtete man, die Wunde, die ihr das lebende Kind geschlagen, könne zu schmerzen anfangen. Sie aber, fast heiter lächelnd, konnte solchen Leuten sagen:

„Was hältst du mit deiner Sprache zurück? Red dich nur aus, wie es dir ums Herz ist. Du wunderst dich, daß Selde Bamberger dasitzt . . . und ihr Kind ist gleichsam tot. Nicht wahr, das geht in dir herum und läßt dir keine Ruhe? Aber das eine muß sein und das andere auch. Ich sitze hier und tue, was vorgeschrieben ist, und sie sitzt dort drüben in ihrem Glücke, weil ihr das auch vorgeschrieben worden ist. Kann da Gott etwas dawider haben? Kann ich und mein Kind etwas für unsere Gemütsart? Und wenn du nur wüßtest, wie er sie auf den Händen herumträgt! Sie tauscht mit keiner Kaiserin."

Der Eindruck, den das Benehmen der Witwe auf die Leute machte, war ein eigentümlicher. Mancher dachte auf dem Heimweg vom Trostbesuch:

„Diese Selde Bamberger ist doch ein merkwürdig Weib, wie es noch selten vorgekommen. Verstellt sie sich nur, oder ist das ihre alte Schwärmerei?"

Wochen und Monate waren vergangen. Das größte „Ereignis" der „Gasse", seit Menschen gedenken konnten, war, wenn auch nicht vergessen, doch von der Wucht anderer Tatsachen in den Hintergrund geschoben worden. Einer, den man für sehr reich hielt, konnte seine Schulden nicht

zahlen, weil ein großer Bankier in Wien, dessen Gläubiger er war, auch nicht imstande war, seine Schulden zu zahlen; dadurch war die „halbe Gasse“, die ihre Gelder dem reichen Mann zur Verwaltung übergeben hatte, in schmerzliche Mitleidenschaft gerissen worden. Die harten Verluste wirkten wie eine verheerende Krankheit; kaum das dritte Haus war davon verschont geblieben. Seltsamerweise unterlag die Gemischtwarenhandlung der Witwe Selde Bamberger der allgemeinen Heimsuchung nicht. Im Gegenteile! Sie hatte jetzt Gelegenheit, ihr gutes Herz zu beweisen; sie half, wo sie konnte, und mancher wurde nur durch ihr Geld instand gesetzt, seine „Zahlungen“ wieder aufzunehmen.

Dennoch war es Selde selbst, die die Leute nicht vergessen ließ, daß Dorette nicht mehr der „Gasse“ angehörte.

So oft ein Brief von der fernen Tochter ankam, war er das Gemeingut aller, die des Weges daher kamen. Sie rief die Schulkinder von der Straße zu sich, und ließ sich die Botschaft Dorettens so lange vorlesen, bis sie Wort für Wort und Buchstaben für Buchstaben auswendig konnte. Auch über diese „Schwärmerei“ spotteten die Leute.

Einmal stand in einem solchen Briefe folgendes:

„Ich bin wie im Himmel, geliebteste Mutter, ich kann dir nicht sagen, wie mir ist. Mein Heinrich geht mit mir um, als wäre ich aus lauter feinen Spitzen zusammengesetzt. Denk dir! Neulich hat er eine Diebin, der ein anderer wenigstens fünf Monate schweres Gefängnis zuerkannt hätte, zu einer ganz leichten Strafe verurteilt. Willst du wissen, warum? Weil sie Dora hieß . . . Des berühmten Goethes Werther soll auch so etwas getan haben . . .“

Ein anderes Mal hieß es ganz am Schlusse:

„Geliebte Mutter! Wir haben es miteinander ausgemacht: er soll Heinrich heißen, wie sein Vater. Es ist ein so schöner Name! Gefällt er dir?“

Als Selde diesen Brief erhielt, überkam sie jenes Ge=

fühl bangender Unruhe, wie es den meisten Müttern in solchen Lagen eigentümlich ist. Von diesem Tage an trat eine befremdende Schweigsamkeit ihres Wesens ein; sie sprach nur wenig von dem Glücke ihrer Tochter, und ebensowenig gönnte sie fremden Augen die Einsicht in die Botschaften ihres Kindes. Man wollte auch bemerken, daß ihre „Frömmheit“ von da an eine Art Verzückung annahm, die man sonst an ihr nicht kannte; sie war die erste und die letzte unter den Beterinnen, und oft, wenn die Synagoge geschlossen werden sollte, saß sie noch da und flüsterte Gebete vor sich hin, die eigentlich gar nicht in die Tagesordnung der Andacht gehörten.

„Ich bin mit meinem Gotte noch nicht fertig,“ pflegte sie zu rufen, wenn der Synagogendiener durch das Rasseln seiner Schlüssel zum Aufbruch mahnte. Denn ihn, der zum Frühstück eilte, ärgerte die „Schwärmerei“ Selde Bambergers.

Wer je dabei stand, wie sich um ein Liebes die Ringe einer vermeintlichen oder wirklichen Gefahr immer enger schlossen . . . du kannst nicht sagen, was und warum du fürchtest, aber wie mit kalten Schauern steht dir das Namenlose einer unsichtbaren Naturgewalt gegenüber, vor der all dein Klügeln und Verständigsein gleich einem Federchen in sich zusammenknickt, der wird erfassen, wie es in der Seele der alten Witwe aussah!

Eines Morgens kam sie von ihrer Andacht zurück. An der Ecke der Gasse begegnete ihr der Postbote und händigte ihr einen Brief ein; sie griff hastig danach und verbarg ihn in dem dicken Gebetbuche, welches sie unter dem Arme trug. Aber in der Nähe ihres Hauses mochte sie die Ungeduld übermannt haben, sie öffnete das Schreiben und las . . .

Wenige Augenblicke darauf trug man die ohnmächtig am Boden liegende Frau in ihre Wohnung. Sie hielt den

offenen Brief in der krampfhaft geballten Hand. Dadurch erfuhr man alsbald, was geschehen war.

Dorette hatte einem Kinde das Leben gegeben, schrieb in verzweifelten Worten der Schwiegersohn; aber die Natur hatte in grausamer Laune wieder zerstört, was sie geschaffen. Stamm und Blüte, Mutter und Kind waren erlegen . . . es gab' keine Dorette mehr!

Fast konnte man die Krankheit wohltätig nennen, die sich seitdem Seldes bemächtigt hatte. Sie deckte über die Besinnungslose die Schleier des Vergessens. Wochen waren vergangen, und noch war keine Abnahme zu bemerken. Leben und Tod rangen im täglichen Streite um ihr Dasein. Endlich trat ein günstiger Wendepunkt ein; die Ärzte erklärten, die „starke Natur" Seldes habe ein unerhörtes Wunder verrichtet.

Der Frühling war ins Land gekommen, als Selde Bamberger sich zum ersten Male wieder vom Krankenlager erhob. Zum Erstaunen aller zeigte es sich, daß sie nichts vergessen hatte, und darin eben bestand ihre Genesung. Man hatte sich tausenderlei Dinge ausgeklügelt, wie man die Schreckensbotschaft ihr allmählich beizubringen habe, aber die erste Frage, die sie an ihre Umgebung richtete, bewies sogleich, daß jeder Versuch, ihre Gedächtnisschwäche zu benützen, ein vergeblicher sei.

„Was meinst du," fragte sie mit merkwürdiger Ruhe, „wo sie jetzt liegen mag?"

„Wer?" gab die Frau, die ihrer wartete, mit erheuchelter Miene zurück.

„Meine Dorette."

„Sie wird gesund in ihrem Bette liegen, und schreibt dir nächstens einen großen Brief auf acht Seiten wenigstens."

„Dorette schreibt mir niemals wieder . . . Meinst du, ich weiß nicht, daß sie nicht auf unserem ‚guten Orte liegt?"

Ein anderes Mal, mitten im Gespräche über ganz gleichgültige Gegenstände, hielt sie plötzlich inne:

„Glaubst du nicht auch, Lea," sagte sie zu der Frau, „daß dem Kind dort auf dem fremden Kirchhof ganz erschrecklich bang sein muß? Jeder Mensch hat es gerne, wenn er eine Ansprache hat. Mit wem soll sie reden, wenn die eigene Mutter nicht dabei ist?"

Die Wärterin starrte mit aufgerissenen Augen die Sprecherin an. Waren diese Worte die Nachwirkung des Schicksalschlages oder die bekannte „Schwärmerei" Selde Bambergers?

„Ich bin sinnedig (bei Sinnen), meine liebe Lea," sagte Selde mit einem überlegenen Lächeln, „und brauchst dich nicht vor mir zu fürchten. Meinem ärgsten Feinde wünsche ich nicht . . . daß er einen solchen Kopf aufhätt' wie ich. Wenn du willst, kann ich mir über jede Minute aus dem Leben meiner Dorette Rechenschaft ablegen . . . ich kann dir den Stoff und die Farbe von dem Kleide beschreiben, was Dorette in ihrem dritten Jahre getragen hat. Und da glaubst du, mein Kopf hätt' gelitten? Er ist stark, zu stark, sag' ich dir, und du wirst noch erleben, was der alles durchzusetzen imstande ist."

Endlich war sie vollkommen genesen; es fehlten noch etwa vierzehn Tage zum Osterfeste. Da erklärte sie eines Tages in bestimmter und entschlossener Sprache ihren Leuten, sie werde morgen in aller Frühe eine Reise antreten, keiner traute sich, sie davon abzuhalten; wenn ein Engel vom Himmel herunterkäme, er dürfte ihr auch nicht in ihren Entschluß hineinreden. Längstens in acht Tagen werde sie wieder zu Hause sein, darauf könne man sich verlassen. Einer der Beherzten hatte aber dennoch den Mut der Einwendung; wenn sie schon trotz ihrer geschwächten Gesundheit sich nicht abbringen lasse, werde man doch wenigstens wissen dürfen, wohin die Reise ginge?

„Reise? Hab' ich Reise gesagt?" rief sie mit einer Heftigkeit, die alle erschreckte, „sag lieber, ich will mich auf die Wanderung begeben. In einem gepolsterten Wagen zu sitzen, und von zwei Pferden sich ziehen zu lassen, ist dies eine Kunst? Ich aber will mit meinen Füßen wandern ... bis ich an meinem Ziele bin."

Dann nach einer Weile lächelte sie fein.

„Erschreckt nicht," sagte sie mit ruhiger Gelassenheit, „was ist denn Arges dabei, wenn so eine alte Frau, wie ich eine bin, probieren will, ob sie noch Füße hat ... Und dann muß ich ja wissen, wie und wo meine Dorette gebettet liegt ..."

Am anderen Morgen, kurz nach Tagesanbruch, verließ sie das Haus und trat die „Wanderung" an. Die Luft war trotz der Frühlingszeit kalt und rauh. In der Hand trug sie ein Bündel, darin lagen einige Lebensmittel und das dicke Gebetbuch. Sie sagte ihren Leuten kurzweg Lebewohl, küßte andächtig die Stelle, wo der Name Gottes durch ein gläsernes Fensterchen an der Türpfoste zu sehen war, die sogenannte „Mesuseh", und trat dann auf die Gasse hinaus.

Wie weit und lang dehnte sich der Weg, der vor Selde Bamberger lag! Regenschauer kamen und gingen, dann brach wieder Sonnenschein hervor und trocknete die schlüpfrig gewordene Straße, worauf ihre „alten Füße" so oft ausglitten. Dann kam wieder ein eisiger Windstoß dahergefahren und trieb ihr feuchte Tropfen in das heiße Antlitz. Fuhrwerke und andere Wanderer, Städtchen und Dörfer, Felder mit bereits grünenden Saaten, Menschen und Landschaften, das alles wandelte wie im Traume an der greisen Fußgängerin vorüber. Hie und da kehrte sie in ein an der Straße liegendes Wirtshaus ein, um daselbst zu übernachten oder auszuruhen. Von den mitgenommenen Lebensmitteln fristete sie das Bedürfnis ihres Körpers. Sie schritt immer vor-

wärts, immer weiter, und oft mußte sie sich selbst sagen: „Hättest du das von deinen alten Knochen dir vorstellen können, daß die sich als solche ‚Barjins‘ (tüchtig) benehmen werden?“

Hie und da grüßt sie ein Bauer, der zu Markte fährt.

„Wohin, Mütterchen?“

„Zu meinem Kinde auf Besuch.“

Zu ihrem Kinde! Da endlich tauchen am vierten Tage ihrer Wanderung die Türme der Stadt vor ihr auf, wo Dorette . . . ein ganzes Jahr ihres jungen Lebens so glücklich gewesen war. Von Minute zu Minute, mit jedem Schritte, den sie vorwärts tut, verkleinert sich der Raum, der zwischen ihr und Doretten liegt.

Ist das namenlose Weh, wie es in diesem Augenblicke die Seele einer armen Mutter durchschnitt, auch eines von den Geheimnissen des großen Weltgeistes? Zittern und wanken vor ihm nur verlöschende und entstehende Welten, oder tritt auch der Klageruf des einzelnen gequälten Menschentums vor ihn, daß es vernommen werde? . . .

Nach vielem Umfragen hatte Selde Bamberger den Weg erfahren, der zum Kirchhofe führte. Die meisten, bei denen sie sich erkundigte, sahen sie mit verwunderter Miene an. Wie kam die Frau mit der fremdartig klingenden Sprache dazu, nach dem Friedhofe dieser Stadt zu fragen?

„Mutter,“ sagte ihr einer, „Ihr wollt wahrscheinlich nach einem anderen Orte; der ist aber vier Meilen von hier, wo sich eine Gemeinde von Euern Leuten befindet . . .“

„Nein, nein,“ rief sie, „gerade der, den ich suche, ist der rechte.“

Sie stand endlich am Ziele ihrer Wanderung.

An der Seite des Friedhofswächters, dem sie zuvor ein reiches Geldgeschenk in die Hand gedrückt hatte, durchschreitet sie die langen Reihen der in frisches Frühlingsgrün gebetteten Male, die den Staub von ganzen Geschlechtern ent-

hielten. Dort das Kreuz mit dem steinernen Engel, der es liebend zu umfassen scheint . . . ein Aufschrei, daß er in den Lüften widerhallt, ein Weheruf, wie er vielleicht noch niemals vernommen worden . . . und Selde Bamberger liegt hingeworfen über Dorettens Grabhügel. Der Friedhofswächter hatte sich entfernt. Kannte er bereits die Geschichte dieser Mutter aus einer „böhmischen Gasse“? . . .

Als sie sich sattsam „ausgeweint“, holte sie aus dem mitgenommenen Bündel das dicke Gebetbuch heraus und begann das übliche Gebet für die Toten, das mit den Worten anfängt: „Ruhe sanft unter den Fittichen der Allmacht mit all den Heiligen und Reinen . . .“

Es mochten die ersten Laute in der Sprache Zions sein, die jemals an diesem Orte erklungen waren.

Spät am Abend machte der Friedhofswächter seinen gewöhnlichen Gang durch die öden Räume seines Gebietes; er fand die fremde Frau, den Kopf müde auf die Brust gesunken, auf einem Grabe sitzend; das aufgeblätterte Gebetbuch lag vor ihr. Er berührte sie leise an der Schulter, und sie fuhr auf.

„Ist's schon an der Zeit?“

„Der Friedhof muß gesperrt werden.“

Sie richtete sich mühsam auf; dann ging sie wie schlaftrunken fort.

Am achten Tage, genau wie sie es vorausgesagt, befand sich Selde Bamberger wieder in der alten Heimat; noch an demselben Tage ließ sie sich in der „Gemischtwarenhandlung“ sehen.

Die Wanderung der alten Witwe hatte übrigens, wie es leicht vorauszusehen war, das nie ruhende Schlagwort von der „Schwärmerei“ Seldes wieder unter die Leute gebracht. Neben tiefstem Mitleid vergessen alltägliche Menschennaturen selten, daß das selbständige Walten eines eigentümlich angelegten Charakters, der nicht in ihren Bahnen wandelt, etwas

Herausforderndes hat, dem sie mit den Waffen des Spottes entgegentreten müssen.

„Hätte sie es nicht bequemer haben können, wenn das Kind in der Gasse geblieben und bei uns gestorben wäre? Muß da die alte Schwärmerin meilenweit zu Fuß wandern! Und wenn sie selbst einmal den Weg in die jenseitige Welt geht, liegt die eine hier und die andere dort!"

Vielleicht hätten die Leute derartige Anklagen unterdrückt, wenn sie gewußt hätten, daß Selde Bamberger, ohne daß sie in ihrer Gegenwart gesprochen wurden, sie dennoch mit jenem geschärften Verständnisse vernahm, welches auf dem Grunde eines tiefen Wehes entspringt. Sie hörte sie nicht nur, in ihr selbst wuchsen sie täglich und stündlich und nahmen zuletzt eine so übermächtige Gestalt an, daß nur sie das schwache Gewebe ihres Lebens bildeten.

Seit ihrer Rückkehr hatte Selde merkwürdigerweise viel Verkehr mit einer Persönlichkeit, die eine Art Schreckenspopanz für die „Gasse" bildete. Es war dies der alte Advokat Doktor Pfeffer, den Klient und Gegner wegen seiner schneidigen Rabulisterei gleichmäßig zu fürchten hatten. Er war auch darum nur von denen gesucht, die mit einer verzweifelten Sache durchaus triumphieren wollten. Was hatte Pfeffer bei Selde Bamberger zu tun? Welche Prozesse konnten sie behelligen? Oder machte sie Testament? Aus dem fadenscheinigen Rabulisten war trotz aller Schmeichelei nichts herauszubringen; er blieb stumm wie ein Fisch. Die Besprechungen mit der Witwe fanden bei geschlossenen Türen statt. Es mußte einmal eine heftige Szene zwischen den beiden vorgefallen sein; denn man erzählte sich, daß Doktor Pfeffer mit hochgerötetem Gesicht ingrimmig die Türe aufgerissen habe und fortgeeilt sei. Noch auf der Hausflur soll er zornig die Worte ausgestoßen haben:

„Willst du mit deiner Schwärmerei die Welt auf den Kopf stellen, altes Weib? Ich sage dir, du richtest nichts

aus, und wenn man dir selbst in Wien deine Bitte bewilligen wollte. Neben dem Kaiser steht noch eine Macht, und die heißt: Vertrag mit Rom! Und da will die Witwe Bamberger dagegen aufkommen? Vollständiger Wahnwitz."

Trug die Mutter Dorettens wirklich so kühne, himmelstürmende Pläne in ihrem schwachen Kopfe? Sie sollte einer Welt von festgegliederten Gesetzen Trotz bieten wollen, die der schneidige Rabulist selbst für unanfechtbar hielt? Wir werden dies erst später erfahren können . . .

Mittlerweile schien jedoch, vielleicht eben infolge der letzten aufgeregten Besprechung mit dem Advokaten, Selde ihrem Vorhaben entsagt zu haben. Sie lebte still und gleichmäßig hin; ob es in ihrem Gemüte ebbte oder flutete, wen ging dies an?

Es war wieder kurz vor Pfingsten. Ein Mann in türkischer Kleidung, mit einem Turban auf dem Kopfe, ging von Haus zu Haus der Gasse, um als Sendbote der heiligen Stadt Jerusalem milde Gaben für die dortigen Armen in Empfang zu nehmen. Nebstbei trieb er einen ausgebreiteten Handel mit besonderen Seltenheiten, als da waren: Amulette, Büchschen aus Zedernholz, das unmittelbar vom Libanon genommen war, und namentlich Säckchen mit Erde, die dem Boden der heiligen Stadt entgraben war. Er kam auch zu Selde Bamberger.

„Ist das wirkliche Erde aus Jerusalem?" fragte sie atemlos.

Der Sendbote legte beteuernd die Hand auf seine Brust.

„Wozu wäre denn das große Petschaft von den Rabbis in Jerusalem daran?" sagte er tiefgekränkt.

Selde wog das Säckchen und brachte es an ihre Lippen. Dann legte sie einen Kaufpreis hin, wie ihn der Mann aus Palästina noch nirgends erhalten haben mochte.

Eine Woche darauf, es war in später Nacht, erklärte Selde allen ihren Leuten, sie werde sich morgen in der

Frühe auf die Wanderung begeben, zum Besuche ihres Kindes . . . sie sollten nur fleißig acht geben auf das Haus, und besonders „Feuer und Licht“ in Verwahrung halten. Längstens in acht Tagen hoffe sie wieder einzutreffen; man brauche nicht in Sorge um sie zu sein, sie werde sich schon zu behüten wissen.

So trat sie den langen meilenweiten Gang in die Ferne zum zweiten Male wieder an, wie im vorigen Jahre nur mit einem Bündel ausgerüstet, welches die nötigsten Lebensmittel enthielt — und das dicke Gebetbuch. Für das „Kind“ brachte sie noch etwas Besonderes mit, das sie während der ganzen Wanderung stündlich betastete.

Diesmal kannte sie den Weg zum Friedhof schon besser; sie ging nicht fehl und brauchte nicht ein einziges Mal zu fragen.

Wieder saß sie stundenlang in ihrer Weltvergessenheit, bald still vor sich hin weinend, bald Totengebete aus dem dicken Buche flüsternd, auf dem Grabe Dorettens, bis der Friedhofswächter am späten Abend kam, um sie zum Aufbruch zu mahnen.

„Wie kommt der schöne Rosenstrauch hierher?“ fragte sie, „wer hat ihn gesetzt?“

„Der hat sich selbst gesetzt,“ meinte der Wächter; „denn eigentlich gehört er zu dem nächsten Grabe. Aber er muß seine Launen gehabt haben, daß er gerade hier seine Wurzeln hat schlagen wollen. Man sollt’ nicht glauben, daß auch solche Blumen ihren Verstand haben.“

Selde konnte sich von dem Geheimnisse der Natur nicht losreißen.

„Merkwürdig,“ sprach es in ihrem Herzen, „die Blume zieht aus ihr die Nahrung . . .“

Diesmal verließ sie nicht sogleich den Friedhof; sie hatte in dem Häuschen des Wächters noch eine lange Besprechung, die bis spät in die Nacht dauerte. Endlich kamen die beiden

wieder heraus; der Mann trug eine Schaufel über der Schulter und eine Blendlaterne, die ihren zitternden Schein umherwarf. Hinter ihm schritt Selde Bamberger — das Säckchen mit der „Erde“ aus Jerusalem in der Hand haltend.

„Ich tu' das aber nur dir zulieb', wiewohl es mich mein Brot kosten kann, . . . und weil du ein so braves Weib bist,“ sagte der Mann mit gedämpfter Stimme.

„Ich bin nur die Mutter . . .“

„Eben deswegen.“

Auch das heimliche, gleich einer bösen Tat in tiefster Nacht verübte Liebeswerk war getan. Das Säckchen mit der heiligen Erde ruhte sicher und wohlverhalten in Dorettens Grabe . . .

Über die Lippen der alten Frau flüstert leise die alte und unsterbliche Dichterformel:

„Staub bist du, und zum Staube sollst du wieder zurückkehren.“

Als sie aber schon an der Ausgangspforte des Friedhofes stand, wandte sie sich noch einmal um.

„Mein Kind, mein einziges Kind!“ schrie sie im Schmerze auf, und dann sagte sie zu dem Wächter:

„Wenigstens eines wird mein Kind jetzt wissen. Wenn einmal der Tag der Auferstehung kommt, braucht es nicht lange zu suchen, zu wem es gehört! Die heilige Erde ist ja bei ihm.“

„Die dritte Jahrzeit“, wie Selde Bamberger ihre Wanderungen nach der fernen Stadt nennt, wo Dorette begraben liegt, naht heran. Die alte Frau rüstet sich wieder dazu, aber wie sie diesmal Abschied von ihren Leuten nimmt, ist es ihnen allen, als ob ihr die frühere Zuversicht und der starke Wille fehlte. Sie unterläßt die gewöhnliche Mahnung, auf Feuer und Licht acht zu haben; auch erwähnt sie mit keiner Silbe ihrer bevorstehenden Rückkunft. Selde ist in

diesem einen Jahre vollständig alt geworden, ihre Stimme, ihre Haltung ist gebrochen, und zwischen dem „Haarscheitel“ aus fremden Haaren, wovon ihre Stirne halb verdeckt ist, drängen sich verräterische weiße Löckchen hervor.

Einige Tage zuvor hatte sie eine lange Besprechung mit dem Doktor Pfeffer; es mußte sich um einen ernsten Akt handeln, denn es war um Zeugen geschickt worden, die die Unterschrift der Witwe zu beglaubigen hatten. Der schneidige Advokat zeigte sich sehr aufgeregt, er schnupfte in einem fort, und hie und da lachte er boshaft auf.

Als die Zeugen sich entfernt hatten, schlug er zornig mit geballter Faust auf den Tisch, daß alles in der Stube zitterte.

„Solch ein Testament,“ schrie er, „ist ein wahres Pasquill auf jede Juristik. Ich muß da die Schwärmerei der Witwe Selde Bamberger niederschreiben, und jeder Winkelschreiber wird haarscharf dartun, daß Doktor Pfeffer ein Dummkopf ist. Alles darum, weil es Frau Selde Bamberger beliebt, ein Testament . . . nach ihrem Sinne zu errichten.“

„Sie meinen es ja doch gut mit mir, Herr Doktor,“ meinte Selde, „und den möcht’ ich sehen, der dem berühmten Doktor Pfeffer etwas Übles nachsagt . . .“

Der Rabulist rang etwas hinab, was wohl eine Anwandlung seltsamer Rührung sein mochte.

„Man wird aber den § 698 des Bürgerl. Gesetzbuches gegen mich zu Felde führen,“ rief er ärgerlich.

„Mit mir, Herr Doktor, wollen Sie von Paragraphen reden?“ meinte Selde achselzuckend. „Und wenn Sie mir vom Paragraph zweitausend sprechen, so weiß ich auch nichts davon.“

„Aber Sie müssen davon wissen, Frau Selde,“ rief der Advokat mit erneuerter Heftigkeit, „denn nicht ich errichtete ein Testament, sondern Sie sind es. Und wie heißt

es in dem Paragraphen, den ich soeben zitiert habe? Er lautet: ‚Die Anordnung, wodurch jemandem unter einer aufschiebenden, unmöglichen Bedingung ein Recht erteilt wird, ist ungültig, obschon die Erfüllung der Bedingung erst in der Folge unmöglich und die Unmöglichkeit dem ersteren bekannt geworden wäre. Eine auflösende, unmögliche Bedingung wird als nicht beigesetzt angesehen. Alles dieses gilt auch von unerlaubten Bedingungen.‘ Haben Sie es verstanden, Frau Selde?“

„Nein,“ sagte sie ruhig, „was soll ich einfaches Weib von Aufschiebung und Auflösung verstehen? Ich will ja eben, daß es nicht aufgeschoben werden soll.“

„Aber habe ich Ihnen nicht wiederholt erklärt,“ schrie der Advokat, aufs neue mit der Faust den Tisch bearbeitend, „daß die Bedingung, an die Ihr Testament knüpfte, nach dem Wortlaute des Gesetzes eine unmögliche Voraussetzung hat?“

Selde legte wie beschwichtigend ihre Hand auf die des Rabulisten.

„Wer weiß?“ sagte sie, und ihr Antlitz leuchtete dabei in einer Zuversicht, daß der schneidige Jurist selbst davon betroffen ward, „es wird sich vielleicht schon einer finden, der es für mich durchsetzt.“

So trat sie zum dritten Male die Wanderung an.

Überall war Frühling und Vogelsang, aus Todesbanden erwachtes Leben; hier die aufgeackerte Furche, dort wieder der grünende Laubwald! Wie da die Sonnenstrahlen durch das Gezweige schlüpfen, und wie hoch oben, fast verloren im Himmelsblau, die Lerche trillert! Aber wie mühsam, lässig schleicht Selde Bamberger mit ihrem Bündelchen dahin; wie oft muß sie an den Straßensteinen ausruhen, wie kurz geht ihr Atem! Wenn Fuhrwerke daherkommen, ruft ihr manchmal der Bauer die freundliche Einladung zu, aufzusitzen, und sie kämpft einen schweren Entschluß in sich, ob

sie ihr Folge leisten soll. Sie fühlt sich so müde und zerschlagen, ein Kind, meint sie, könne sie wie ein Federchen umblasen; dennoch widersteht sie der Lockung. Hat sie ein Gelübde abgelegt? Sie schreitet weiter und weiter, ihre Füße heben sich, senken sich, aber es ist der Gang trügerischer Gesundheit, der die innere Freudigkeit fehlt . . . Wird sie der Friedhofswächter wieder erkennen?

Er hat sie erkannt und begrüßt, die fremde Frau, die jedes Jahr hierher kommt, um ihr Kind zu besuchen. An seiner Seite schreitet sie wieder durch die vielen Reihen alter und neuer Gräber; es ist manches hinzugekommen, was sie im vorigen Jahre nicht bemerkt hat; auch hier auf dieser stillen Stätte herrscht der ruhelose Trieb beständigen Wachstums. Plötzlich schreit sie auf:

„Wo ist der Rosenstock, wer hat den Rosenstock weggenommen?“

„Er ist herausgerissen worden, weil er nicht hierher gehörte. Er steht jetzt daneben.“

„Herausgerissen hat man ihn, aus dem Herzen meines Kindes herausgerissen! Dorette, mein einziges Kind, was haben sie dir getan!“ . . .

In derselben Nacht wurde aus einem Gasthofe dieser Stadt ein Eilbote an die etwa vier Meilen entfernte Gemeinde mit der dringenden Bitte abgeschickt, es mögen einige von der „frommen Brüderschaft“ und zwei „fromme Weiber“ schleunigst sich aufmachen. Eine fremde Frau liege im Sterben und habe nach ihnen begehrt. Der Bitte ward rasch Folge gegeben. Als die Männer und Frauen gegen Morgen ankamen, wäre es fast zu spät gewesen. Man begann die üblichen Gebete; eine der Frauen hatte sich über die Sterbende gebeugt und fragte sie, ob sie keinen Wunsch mehr auszusprechen habe. Da trat ein Lächeln auf ihr Angesicht; ihre Lippen bewegten sich leise, und nur zwei Worte waren vernehmbar: „Neben Dorette!“ Dann seufzte sie noch einmal auf und war tot.

Am dritten Tage darauf wurde Selde Bamberger auf dem „guten Orte" der fremden Gemeinde zur Erde bestattet.

* * *

Das Testament der Witwe Selde Bamberger lautete aber:

„Ich fühle es, daß mein Leben zu Ende geht; meine Kräfte lassen nach, denn wenn man ein Gefäß zu voll anfüllt, so muß es übergehen, und mein Gemüt ist ein solches Gefäß gewesen. Da will ich denn, weil sich der Mensch von der letzten Stunde nicht soll überraschen lassen, und weil ich noch bei allen Verstandeskräften bin, meinen letzten Willen aufsetzen:

„Ich vermache alles, was ich habe, mein Haus und mein Barvermögen, mein Silber und meinen Schmuck, kurz alles, was ich mein eigen nenne, das vermache ich meiner Gemeinde, da wo ich geboren worden bin. Sie kann damit schalten und walten, wie sie will. Nur muß sie mir dafür einen Gefallen tun! Sie muß bewirken, daß, wenn ich gestorben bin, ich neben meiner Dorette begraben werde, meinem einzigen Kinde! Geht das aber nicht an, so muß die Gemeinde dafür, daß ich sie zu meiner Universalerbin eingesetzt habe, dafür sorgen, daß man Dorette an *meine* Seite bringt. Und man wird mir verzeihen, wenn ich sage, daß es mir jetzt, wo mein Leben mir vorkommt, wie eine Uhr, die man nicht mehr aufziehen kann, weil der Schlüssel verloren gegangen ist, gar nicht darauf ankommt wo ich einmal liegen werde, ob auf einem ‚Kirchhof' oder auf unserem ‚guten Ort'. Nur meine Dorette soll bei mir sein."

Dann folgten noch einige Bestimmungen und Verfügungen, arme Leute in der Gasse betreffend, denen sie im Leben Guttaten erwiesen; Forderungen, die sie bei ihnen hatte, wurden als gelöscht erklärt; zum Schlusse hieß es nochmals:

„Die Gemeinde soll gut bedenken, was sie alles mit meinem Hab und Gut anfangen kann. Es ist nicht wenig, und sie kann es auch brauchen. Und warum sollte die Gemeinde nicht durchsetzen können, um was ich sie bitte? Wenn eine Mutter hinter einem Kinde steht, so ist das eine Macht, daß man über alles siegen kann."

Der „Gemeindevorstand" war vollzählig versammelt, als das Testament Selde Bambergers zur Verlesung kam. Kaum war sie beendigt, als sich nach einem Augenblicke allgemeiner Verblüffung ein Sturm erhob, wie er in der Gemeindestube noch niemals getobt haben mochte. Alle begehrten das Wort, und da in dieser Versammlung die Präsidentenglocke ein noch ungekanntes Werkzeug der Beruhigung war, so hatte der Vorsitzende, ein stiller, friedliebender Mann, durch geraume Zeit die Stellung eines Schiffsführers, gegen den mitten auf der stürmischen See die Mannschaft in Meuterei ausgebrochen ist.

Wirr tönten die Stimmen durcheinander: Was diese über das Grab hinausreichende „Schwärmerei und Phantasterei" der Selde Bamberger wieder bedeuten solle? Ob ein solches Testament jemals erhört worden? Man solle sich um Gottes willen in nichts einlassen; die hohe Behörde werde einem Ungelegenheiten bereiten, daß man froh sein werde, mit heiler Haut davonzukommen. Wenn Selde Bamberger begehrt hätte, man solle ihr den Mond herunterholen, müßte man das auch zu erfüllen trachten? Und ihr letzter Wille bedeute zuletzt auch nichts anderes, denn es sei immer eine Unmöglichkeit, ihm zu entsprechen.

Als die erhitzten Gemüter sich sattsam in die tiefste Aufregung hineingeredet hatten, trat allmählich ein Moment der Abspannung ein, den das jüngste Mitglied dieser Versammlung, welches sich bis dahin an der lärmenden Debatte nicht beteiligt hatte, vortrefflich zu benützen verstand. Wolf Lilienberg gehörte zur „Linken" des Vorstandes und war

einer der besten Redner der Versammlung; man sagte ihm nach, daß er in seiner Jugend, bevor er ins „Geschäft“ gekommen, zu den Geistlichen in die Schule gegangen sei.

„Wenn,“ begann er, „einer meiner geehrten Vorredner in bezug auf die Unmöglichkeit, das Testament der Witwe Bamberger auszuführen, das kühne Gleichnis vom Monde gebraucht hat, so ist er allerdings hierzu vollkommen berechtigt. Dennoch glaub' ich meine unmaßgebliche Ansicht dahin aussprechen zu müssen, besteht doch ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Monde und dem letzten Willen Selde Bambergers. Während zu dem ersteren hinaufzusteigen für Menschenkräfte eine Möglichkeit nicht besteht, muß ich doch andererseits in Abrede und entschieden in Abrede stellen, daß zur Ausführung des Testamentes Menschenhilfe nicht hinreichen solle.“

„Das ist auch Schwärmerei!“ schrien einige Stimmen.

„Laßt Wolf Lilienberg ausreden,“ riefen andere dagegen, begeisterte Anhänger des Redners.

Dieser begann wieder:

„Allerdings ist meine Ansicht: so wie die Umstände einmal sind, liegt hier eine Schwärmerei vor, und ich bin der erste, sie als solche zu bezeichnen. Aber die Sache hat auch eine andere Seite. Nicht um die unmöglichen Bestimmungen des Testamentes handelt es sich hier, sondern um die Frage: Ist die Gemeinde verpflichtet oder nicht, alles, was in ihren Kräften steht, anzuwenden, damit der letzte Wille der Frau zur Geltung komme?“

„Wie willst du das anfangen?“ unterbrachen ihn höhnische Stimmen.

„Laßt ihn ausreden!“ rief der Anhang.

„Wie ich das anfangen will?“ fuhr Wolf Lilienberg fort. „Das ist nämlich so. Ich habe leider schon viel mit Erbschaftsangelegenheiten in meinem Leben zu tun gehabt, und da bin ich genötigt worden, mich mit dem Bürgerlichen

Gesetzbuche bekannt zu machen, damit ich nicht ganz und gar der Willkür der Advokaten preisgegeben sei. Nun erinnere ich mich, dort gelesen zu haben: ‚In dem Falle, daß ein Auftrag nicht genau erfüllt werden kann, muß man demselben wenigstens nach Möglichkeit nachzukommen suchen. Kann auch dieses nicht geschehen, so behält doch der Belastete, wofern aus dem Willen des Erblassers nicht das Gegenteil erhellet, den zugedachten Nachlaß.‘ Es entsteht nun die Frage: Liegt hier ein Auftrag vor, oder nicht? Nach meiner Ansicht liegt einer vor; folglich ist es unsere Pflicht, demselben nach Möglichkeit nachzukommen."

„Wir sind keine Juristen wie Wolf Lilienberg."

„Wolf Lilienberg hat recht."

„Warum läßt man ihn nicht zu Ende kommen?"

Der Redner ließ den neu ausgebrochenen Sturm ruhig vorübertosen; er stand aufrecht in der Brandung, und das war ein Meisterzug Wolf Lilienbergs.

„Man wird mir einfach einwenden," fuhr er fort, „die Gemeinde könne, um allen Verlegenheiten zu entgehen, erklären, sie entsage der Erbschaft. Das geht aber nicht so leicht an, als es sich die Herren denken mögen. Eine Gemeinde ist eine ‚moralische Körperschaft‘, und als solche steht ihr nicht das Recht zu, etwas zurückzuweisen, und wenn es nur den Wert eines Guldens hat. Zudem muß man bedenken, in welchem beklagenswerten Zustande sich die Gemeindefinanzen befinden."

„Gottes Recht hat er," ließen sich weiter die Anhänger beifällig vernehmen.

„Auf was willst du denn endlich hinauskommen?" schrien die Widersacher.

„Ich erlaube mir nun folgenden Antrag zu stellen," schloß Wolf Lilienberg mit erhöhter Stimme. „Sowohl die Pietät gegen eine Verstorbene, gegen die man keinen anderen Vorwurf erheben kann, als daß sie eine Schwärmerin ge-

wesen, als unsere Interessen verlangen es, daß wir das Testament Selde Bambergers als einen Auftrag ansehen, dem wir nach Möglichkeit nachzukommen ebenso berechtigt als verpflichtet sind. Zu diesem Behufe müssen wir eine ‚Eingabe‘ an die hohe Regierung richten, worin wir dieselbe bitten, über das Testament der Witwe Selde Bamberger ihre Verfügung zu treffen. Die hohe Regierung in ihrer Weisheit wird schon wissen, welchen Bescheid sie zu geben hat.“

„Wenn sie aber nein sagt?“ warf einer der unerbittlichsten Gegner ein.

„Dann haben wir auch unseren Auftrag erfüllt,“ entgegnete Wolf Lilienberg, „und haben bewiesen, daß wir, machtlos gegen Vorurteile und Intoleranz . . . den Mond nicht vom Himmel herunterholen können.“

Unter betäubendem Lärm wurde „Schluß der Debatte“ begehrt und durchgesetzt. Als es zur Abstimmung kam, erlebte Wolf Lilienberg den Triumph, daß sein Antrag mit überwiegender Mehrheit angenommen wurde. Die Eingabe an die hohe Regierung ward beschlossen.

Und . . . die letzte Bitte Selde Bambergers? . . .

Die Regierung waltete in vorgeschriebener Weise ihres Amtes. Sie richtete zwei Schreiben von fast gleichlautendem Inhalte, nur mit verschiedenen Titulaturen an die in dieser Frage besonders zur Entscheidung berufenen Mächte. Das eine dieser Schreiben gelangte in die Kanzlei des hohen Kirchenfürsten . . . das andere haben wir auf dem Schreibtische des böhmischen Rabbiners erblickt.

Die Antworten waren eingelaufen; sie lauteten selbstverständlich . . . entgegen der Bitte des Testamentes. Die eine Antwort wies scharf und schneidig auf die „betreffende Bestimmung“ des bestehenden Gesetzes hin, die andere wies in langatmigen Sätzen nach, daß für den „angeregten Fall“ in den heiligen Büchern, Kommentaren und Kodizes allerdings mancher Anhaltspunkt sich vorfinde, um ihn auch im

bejahenden Sinne zu beantworten; daß aber andererseits auch eine wie ein „Gesetz“ gehandhabte „Tradition“ sich erhalten habe, nach welcher es feststehe, daß ein seit Jahrhunderten bestehender Brauch nicht verletzt werden dürfe . . .

Wie aus moorigem Grunde erhebt sich in Zeiten, wenn der dumpfe Bann geistfesselnder Knechtschaft auf den Gemütern lastet, die böse Luft der Zaghaftigkeit und feiger Verstandesgrübelei! Vor das sonst klar blickende Auge legen sich Nebel, die mutigste Hand erschlafft, selbst die dem berückenden Dunstkreise ferner stehen, ergreift die unsichtbare Gewalt. Und doch!

Als die beiden Männer ihre Antworten niederschrieben, lag so schöner Sonnenschein auf der riesigen Kathedrale und durchleuchtete die feinsten Spitzchen und Türmchen des Baues. Und auch der „Schild Davids“ strahlte so glorreich an dem Giebel der alten verwitterten Synagoge!

Lächelst du nun droben in deinem Himmel, leichtbeschwingter Geist einer armen Mutter, über deine „Schwärmerei“ hier auf Erden? . . . Oder hüllst du dich in deiner Geborgenheit in tiefes Schweigen? Kann nichts das Siegel deiner toten Lippen lösen? Noch tönt und wehklagt das uralt traurige Lied vom leidenden Menschentume. Wird es niemals verstummen? Du schweigst!

Korporal Spitz.

(1860.)

Am Nachmittage eines Wintersabbats im Jahre 1859 ging es in der großen Stube bei Josel Spitz nicht wenig lebhaft zu. Um die Wette mit den Schneeflocken, die da draußen durch die Luft gar lustig wirbelten, flogen in der Stube drinnen die Reden hin und her, und nichts Geringeres hatten sie zum Gegenstande als die Welthändel des Tages, oder, wie wir das mit einem landläufigen Ausdrucke zu bezeichnen pflegen — die Politik!

Ist das nicht gar merkwürdig, ja wunderbar zu nennen? In den Pariser Tuilerien hatten die Diener wahrscheinlich erst angefangen, den Staub aus jenem Thronsessel zu klopfen, worauf der französische Kaiser gesessen, als er mit jener bekannten Neujahrsrede den Gesandten eines großen Staates begrüßte — und in einem stillen böhmischen Ghetto saßen schon die Leute beisammen, sprachen nicht vom Stand der Hasenhäutchen und des Rohleders, nicht wie der nächste „Altbrünner" Markt ausfallen dürfte, sondern erörterten in aufgeregten Gesprächen und mit leidenschaftlicher Wärme, was die Folgen jenes Pariser Neujahrsgrußes sein könnten!

Treten wir in diese Stube ein; es ist darin gar traulich und anheimelnd, und der mächtige Kachelofen strahlt eine behagliche Wärme aus! Vielleicht können wir den Gesprächen gar manches entnehmen — was gedruckt zu werden verdiente . . .

Da ist vor allen ein eisgrauer alter Mann, der im Lehnstuhl sitzt und Feiwel „Buchhalter" heißt, auf den wir besonders unser Augen- und Ohrenmerk richten müssen. Er ist beinahe fünfundachtzig Jahre alt und genießt in diesem

Kreise eines an Verehrung grenzenden Ansehens. Wenn Feiwel Buchhalter spricht, schweigt alles, und die Fliegen an der Wand werden still. Namentlich seine politische Weisheit wird bewundert; darin ist er die erste Quelle, woraus jeder, der nach einem klaren Trunke der Aufklärung dürstet, zu jeder Stunde des Tages schöpfen kann. Da er nämlich die Erfahrungen einer langen Vergangenheit für sich hat, so vertreten diese bei ihm, wie bei so manchem allmächtigen Minister die Stelle der „Staatsweisheit“. Er hat sämtliche französische Kriege, von dem ersten Ausbruche des Gewittersturmes bis zu dessen fürchterlichem Verhallen auf der Ebene von Waterloo — am Schreibtisch mit der Feder in der Hand durchgelebt; ja in Schönbrunn war es ihm „Anno Neun“ gelungen, den großen „Napilion“, wie er ihn aller Orthographie zum Trotz nennt, beinahe an sich vorüberreiten zu sehen; aber um dieses „Beinahe“ lag wie um eine ägyptische Pyramide der volle Zauber des Geschichtlichen — fünfzig lange Jahre waren nicht vermögend gewesen, ihm in der Überzeugung der „Gasse“ den kleinsten Abbruch zu tun!

„Was ist von jeher meine Red' gewesen?“ sagt er unter allgemeiner Stille, während seine grauen Augen vor sich hinstarren, „es soll einer aufstehen und behaupten, ich hätt' nicht vor der längsten Zeit gesagt, daß der Napilion die Welt nicht in Ruh' läßt. Meinen Napilion kenne ich zu gut dafür.“

„Wie meinen Sie das, Herr Buchhalter?“ ließ sich eine vorlautspitze Stimme vernehmen, die dem Eisentrödler Gerson Stänglein gehörte. „Der, von dem Sie reden, existiert ja schon lange nicht mehr auf der Welt!“

Über die Gesichter aller Anwesenden, wie sie da um den Tisch herumsaßen, schlich, mit Ausnahme des Buchhalters, ein leiser Schrecken. Sie kannten den Alten zu gut und wußten, daß er in sein Gehege so leicht keinen Eingriff erlaubte. Die Antwort blieb auch nicht aus. Feiwel Buch-

halter richtete seine grauen Augen nach der Seite, woher jene vorlaute Frage gekommen; um seine Mundwinkel spielte ein verächtliches Lächeln.

„Gott, Lebendiger!“ rief er mit einem Tone, dessen Schärfe und Eindringlichkeit man dieser verwitterten Ruine nicht zugetraut hätte, „was geschehen doch für Wunder heutzutage auf der Welt! Da sitzt einer sein ganz Leben bei alten Nägeln und verrosteten Eisenstangen, und ich bin in der Welt gewesen und hätte den ‚Napilion‘ mit meinen eigenen Augen bald in Schönbrunn gesehen, wenn nicht seine Leibwache um ihn herumgewesen wäre . . . und da steht einer auf und sagt mir in mein Gesicht hinein, daß er tot ist. Wo hast du denn die Weisheit eingekauft, Gerson Stänglein? Ich möcht' auch an den Ort hin, wo so etwas zu kaufen ist?“

Das sonst blasse Antlitz des Trödlers rötete sich bei diesen Worten merklich.

„Das lass' ich mir nicht sagen, Herr Buchhalter, das nicht. Was ich weiß, das weiß ich, und daran halt' ich mich fest, wie an einem Geländer. Der, von dem Sie reden, der kann schon lange keinen Finger rühren.“

Der Alte hustete stark, wie immer, wenn ihn der Zorn übermannte. Die blauen Adern auf seiner Stirne schwollen gefahrdrohend an.

„Ei du mein Jüngele,“ rief er, nach dem früheren Sprecher hingewandt, der, nebenbei bemerkt, gerade vor sechs Wochen das Glück gehabt hatte, die dritte seiner Töchter unter die Haube zu bringen. „Ei du mein Jüngele, du willst gegen mich aufstehen und willst mir etwas ableugnen, was ich mit diesen meinen eigenen Augen gesehen habe? Hab' ich ihn denn dazumal Anno neun nicht gesehen?“

Der Alte war grob geworden, das empfand der Trödler mit lebhaftem Gefühle; dennoch bezwang er sich noch einmal und rief mehr wehmütig als zornig:

„Aber seitdem, Rebb Feiwel, hat sich ja auf der Welt so manches verändert."

„Nichts hat sich verändert, sag' ich!" schrie der Buchhalter und schlug mit der knochigen Faust auf den Tisch. „Der ‚Napilion' lebt noch, sag' ich!"

„Also derselbe ‚Napilion' soll das am Neujahrstage zum Gesandten unseres Kaisers gesagt haben?" rief Gerson der Trödler mit einem ausdrucksvollen Achselzucken, das zu seinem Glücke den Augen des Buchhalters entging.

In diesem Augenblicke wurde er jedoch von einer andern Seite durch einen ziemlich empfindlichen Fußstoß auf das Unziemliche seines Benehmens aufmerksam gemacht. Der Erteiler dieser zarten Belehrung war Josel Spitz, der Hausherr selbst, der mit Recht einer gewaltsamen Störung der Gastlichkeit beizeiten vorgreifen wollte. Der Trödler blickte auf, verstand aber sogleich die Absicht des Hausherrn und schwieg.

„Recht haben Sie, Herr Buchhalter," rief Josel Spitz, „Gottes Recht, daß Sie dem da die Wahrheit so ins Gesicht hineinsagen. In dem kleinsten Fingerl von Ihnen steckt mehr Weisheit als in seinem ganzen Stängleinleib."

Gerson Stänglein lächelte zu diesen Worten bittersüß. Denn er liebte nicht das Witzeln, das seinem Namen galt.

„Was haben wir davon?" rief ein anderer der um den Tisch Sitzenden, Josua Goldarbeiter. „Ich frag' nur eins: Wenn der Napoleon leben will, wird er Gerson Stänglein erst um Erlaubnis angehen? Und wieder, wenn er mit aller Gewalt gestorben sein will, wird er wohl erst um den Trödler schicken, damit der ihm die Sterbekleider anmißt?"

Alle lachten, den Trödler mit eingeschlossen, denn sie empfanden es, daß der Goldarbeiter in geschickter Weise den verwirrten Knoten zerhauen habe.

„Sagen Sie uns lieber, Herr Buchhalter," fuhr der

Goldarbeiter fort, „was Ihre Meinung über den schönen Neujahrsgruß ist. Sie kennen den Napoleon, wir aber nicht. Warum ist die Welt so erschrocken und läßt auf der Börse die Papiere fallen, wie in einen tiefen Abgrund hinab?“

„Josua Goldschmied,“ sagte der alte Buchhalter, indem ein gar feines Lächeln vergnüglich um seine Lippen spielte, „du sprichst auch wie einer, der das ganze Jahr nichts anderes tut, als silberne Henkeltaler für die Bäuerinnen anfertigen. Siehst du denn nicht ein, was der Napilion will?“

„Nun was?“ fragte Josua ziemlich gespannt.

„Zuvor sag mir, Josua Goldarbeiter,“ meinte der Buchhalter, seine grauen Augen mit merkwürdiger Bestimmtheit gerade auf den Angesprochenen heftend, „wärest du wohl einverstanden, wenn sich hier an diesem Orte, wo du ganz allein sämtliche Henkeltaler für alle Bäuerinnen in der Umgegend anzufertigen hast, noch fünf oder sechs von deiner Profession ansiedeln möchten?“

„Wo fallen Sie aus, Feiwel?“ rief der Goldarbeiter lachend, „ich wünsch' keinem meiner Feinde etwas Schlechtes, aber die könnte ich alle begraben sehen, einen hinter den anderen, und möcht' mir kein Auge dabei naß werden.“

„Siehst du, Josua Goldarbeiter,“ sagte der Buchhalter mit dem Kopfe beifällig nickend, „gerade so macht's der Napilion auch! Der könnte die ganze Welt ruinieren, bloß damit die anderen alle nicht bestehen, und er allein dasteht.“

„Der jetzige Napoleon auch?“ fiel hier Gerson Stänglein trotz der vorhin empfangenen Zurechtweisung ziemlich vorlaut ein.

Der alte Buchhalter tat, als habe er nichts gehört. Die Augen unverwandt auf den Goldarbeiter gerichtet, fuhr er fort:

„Die Sach' ist die. Früher hat der Napilion, wenn er mit einem hat etwas anfangen wollen, gar nicht viel geredet; er hat gleich zugegriffen, und ehe man noch zur

Besinnung kommt, was er denn eigentlich will, war es schon zu spät. Der Napilion hat alle Henkeltaler für die ganze Welt machen wollen. Dazumalen war er jung und hat hitziges Blut gehabt. Jetzt ist er alt, und da redet er früher! In der Sach' ist's aber einerlei! Er will unser Land ruinieren. Darum sagt er: Ich bin mit euch nicht zufrieden!"

Es entstand eine lange Pause; alle Anwesenden fühlten, daß der alte Mann trotz seines von einer einzigen Idee eingenommenen Denkvermögens eine unleugbare Wahrheit ausgesprochen hatte. Endlich meinte der Goldarbeiter mit einem Seufzer:

„Mir scheint, mir scheint, es wird jetzt eine Zeit kommen, wo keine meiner Bäuerinnen nach einem Henkeltaler Begehren tragen wird!"

„Josua Goldschmied," rief der Buchhalter, nachdem er ein zorniges Husten unterdrückt hatte. „Du denkst an die Henkeltaler von deinen Bäuerinnen, und unser Land, unser Gut und Hab' steht auf dem Sprung', von dem Franzosen ruiniert zu werden?"

Der Alte konnte vor überströmender Bewegung nicht fortsprechen; er war aufgestanden und hielt sich, die Hände krampfhaft an die Kante des Tisches stützend, mit Mühe aufrecht. Sein Antlitz strahlte von einer Röte, die es in diesem Augenblick wahrhaft ehrfurchtgebietend machte. Auch fühlten sich alle von Schauern durchbebt, als hätten sie die Weissagung eines jener Seher vernommen, wie sie in alten Tagen die dunkeln Schleier der Zukunft lüfteten. Keiner sprach ein Wort.

Der Trödler war der erste, der in sich die Stimmung fand, diesem geheimnisvollen Stillschweigen ein Ende zu machen.

„Ist denn das schon unterschrieben und besiegelt?" fragte er, ohne jedoch ungläubig zu scheinen.

„Ein großer Krieg wird werden, ein fürchterlich großer Krieg!“ rief der Buchhalter feierlich.

„Krieg!“ gellte eine weibliche Stimme.

Alle wandten sich erschrocken um.

Da stand Genendel, die Hausfrau, auf der Schwelle des anderen Zimmers, bleich, mit weit aufgerissenen Augen, ein Bild des Entsetzens. Ihr war keines der Worte, das die Männer gesprochen, entgangen, das letzte hatte sie aller Fassung beraubt.

„Was schreist du so, Genendel,“ meinte der Trödler, „bis dato seh' ich noch nicht, daß marschiert wird.“

„Krieg, sagen Sie, wird werden, Herr Buchhalter?“ schrie Genendel, indem sie sich dicht an den Alten hingestellt hatte. „Krieg, sagen Sie, und dazu noch ein großer? Lebendiger Gott, da muß ja mein Sohn Markus mit!“

Das sonst schon blasse Antlitz des Trödlers wurde jetzt mit einem Male zum Erschrecken fahl. Das hatte er nicht bedacht. Wie ein Messerstich ging ihm der Gedanke durch die Seele, daß sich auf der Wanderschaft ein erstgeborner Sohn befand, der für das zweifarbige Tuch wie gewachsen war.

„Wie alt ist denn dein Sohn Markus?“ fragte der Buchhalter.

„Auf Purim wird er gerade zwanzig Jahre alt,“ sagte Genendel mit leiser, furchtsamer Stimme. Es mochte ihr in diesem Augenblicke fast gefährlich vorkommen, das „militärpflichtige“ Alter ihres Sohnes vor so vielen Leuten zu verraten.

„Da kann ich dir nicht helfen, Genendel,“ sagte der Buchhalter nach einer Weile. „Und ist auch kein Fehl an ihm?“

„Gewachsen wie ein Baum im Walde!“ rief Genendel in einem Tone, woraus mütterlicher Stolz und Schmerz zu gleicher Zeit klangen.

„Da werden ‚sie‘ ihn dir nehmen!“ meinte der Alte fast trocken.

„Mein Markus muß also in den Krieg?“ schrie Genendel, indem sie die Hand des Buchhalters stürmisch an sich riß, als hätte er allein in diesem Momente über das Geschick ihres Kindes die entscheidende Stimme auszusprechen.

„Schrei nicht, Genendel,“ sagte der Buchhalter, indem er seine Hand aus der Umfassung der Frau zog, „und mäßige dich. So wie du werden tausend und aber tausend Mütter rufen und schreien . . . und es wird alles vergebens sein. Weißt du, was in unserer heiligen Thora steht? Als die Rede davon ist, daß die Kinder Israel durch das Land der Emoriter ziehen sollen, da sagen sie: ‚Wir wollen des Königs Straße ziehen, und wollen nicht rechts und nicht links gehen.‘ Siehst du, Genendel! So wollen wir auch sagen. Unseres Königs Straße, die geht in den Krieg, da darf keiner zurückbleiben, der eine gesunde Ader im Leibe hat . . . Und du jammerst und schreist?“

Genendel schöpfte aber aus den Worten des Buchhalters keinen Trost, sie seufzte tief auf, als dieser jetzt schwieg. Was wußte sie von der geradeaus führenden „Straße des Königs“ und von der Pflicht, nicht nach rechts und nicht nach links auszuweichen. Sie vernahm nur ein einziges Wort und das lautete: Krieg! War das nicht eine Straße, die über die zerschossenen und verstümmelten Glieder ihres Kindes ging?

Und als in diesem Augenblicke, wie gerufen, ihr Sohn Markus, ein schlankgewachsener Junge, zur Türe hereintrat, da brach sie in lautes Schluchzen aus und fiel ihm mit dem schmerzvollen Ausrufe um den Hals:

„Markus, mein Sohn, du mußt in den Krieg! In den Krieg mußt du, Markus, mein Kind!“

Es traf sich gut, daß diesem Vorgange durch den auf

der Gasse erschallenden Ruf „in Schul'" ein Ende gemacht ward. Die Männer brachen zum Abendgebet auf.

Hatte der Mann, der mit eisiger Miene jenes Wort sprechen konnte, das die Kriegsfurie mit bacchantischer Lust rasen machte, es wohl bedacht, daß seit jener Stunde — eine arme Mutter in einem stillen böhmischen Ghetto jede Nacht mit der qualvollsten Schlaflosigkeit rang? . . .

Kein Trost und Zuspruch war seitdem imstande, Genendels angsterfülltes Gemüt zu beruhigen. Sie war wie von einer biblischen Wahrheit überzeugt, daß ihr Sohn Markus in den Krieg werde ziehen müssen, als die Federn der Diplomaten noch zaghaft über dieses Wort hinweghuschten und honigsüße Depeschen noch immer das Friedensglöckchen läuteten. Wenn man ihr zuweilen aus den Zeitungen die Mitteilungen vorlas, die darauf berechnet waren, den nun in aller Furchtbarkeit grollenden Gewittersturm als eine vorübergehende, innerhalb der „Kabinette" vertönende Mißstimmung zu bezeichnen, schüttelte sie ungläubig den Kopf und meinte: „Feiwel Buchhalter hat gesagt, daß Krieg wird, und der weiß das besser. Mein Sohn Markus muß zum Militär."

Bekanntlich hat sich die arme Mutter aus dem Ghetto in ihrem ahnungsvollen Gefühle so wenig getäuscht, als dagegen manche hochstudierte Weisheit trotz aller Überzeugung fehlging. Noch ehe Genendels Sohn das gesetzmäßige Alter vollständig erreicht hatte, erschien schon im Hause die bekannte Gerichtsdienerphysiognomie vom Bezirksamte mit der Weisung, „daß Markus Spitz, Kürschnergeselle, am 10. Februar 1859 um 9 Uhr vormittags in dem Konskriptionszimmer Nr. 5 um so sicherer zu erscheinen habe, widrigenfalls usw." Markus Spitz hatte natürlicherweise gegen die Drohung des gesetzlichen Paragraphs nichts einzuwenden, war in Gesellschaft seines Vaters und seiner Mutter, die unten vor dem Bezirksamte qualvoll auf den Ausgang warteten, auf dem

Konskriptionszimmer Nr. 5 am bestimmten Tage erschienen, war von der „Assentierungskommission“ als „besonders“ tauglich befunden, angenommen und für ein böhmisches Infanterieregiment ausersehen und eingekleidet worden. Wenige Tage darauf befand sich der Rekrut Markus Spitz schon in einer mährischen Garnisonsstadt bei seiner Kompagnie, war daselbst einexerziert und bearbeitet worden — und ehe der halbe März noch ins Land gekommen, schon auf der „Straße des Königs“, auf dem Marsche nach Italien!

Das alles war so schnell, ja so atemlos gekommen, daß man sagen konnte, zwischen dem Sabbat, wo Genendel aus dem Munde des Buchhalters zum ersten Male das Wort: „Krieg“ vernommen, bis zu der Stunde des Ausmarsches sei nur eine einzige Nacht gelegen — freilich eine lange, tränendurchwachte Nacht! Sie ließ zuletzt das unabwendbare Geschick über sich fast mit stumpfer Ruhe ergehen.

Wen wird es aber heute reizen wollen, die Leidensgeschichte einer armen Mutter aus dem Ghetto niederschreiben zu wollen? Gewicht hing sich an Gewicht in diesen Tagen, und das geheimnisvoll wirkende Gesetz von der in Bewegung gesetzten Masse bestimmte alles Leben! Alles Einzelleid war nur ein Schaumbläschen auf diesem Meere von Blut — und nicht einmal das! Es war verdunstet und zerstäubt, bevor es noch an die Oberfläche gedrungen.

Folgen wir lieber selbst, aus dem Ghetto heraus, dem jungen Soldaten, ziehen wir mit ihm die „Straße des Königs“ hinüber in die Gefilde, wo es durch einige Zeit schien, als habe nur der Tod und nicht das Leben, die Zerstörung und nicht die Geburt, die Wunde und nicht das heilende Kraut Recht und Bestand in der Natur, als seien die alten, niemals ganz gebändigten Elementarkräfte wieder losgebrochen und spielten den Herrn und Meister dieser Welt!

Beim Abschiede sagte Feiwel Buchhalter, nachdem seine

Hände lange wie segnend auf dem Haupte des jungen Soldaten gelegen waren:

„Wenn du wieder zurückkommst, Markus, da wirst du mich draußen auf dem ‚guten Orte‘ antreffen . . . Eins nur sage ich dir: der ‚Napilion‘ ist ein gewaltiger Kriegsherr und das Leben des Menschen ist vor ihm wie das Leben einer Fliege. Wenn er aber sieht, daß man sich vor ihm nicht fürchtet, so hat man es halb gewonnen. Fürcht du dich nicht, Markus!“

„Wird er denn überhaupt wieder zurückkommen?“ rief Genendel in überströmendem Jammer.

„Hat er ein ‚Arbah-Kanfes‘ an?“ fragte der Buchhalter mit einer gewissen Heftigkeit.

„Und was für eins!“ erwiderte Genendel, „kein Landrabbiner brauchte sich dessen zu schämen.“

Da tappte der Buchhalter zu seinem Schreibtische, aus dessen hinterster Schublade er ein kleines, in weißes Papier gewickeltes Päckchen nahm, und rief dann Genendel zu sich.

„Da nimm,“ sagte er so leise, daß er von dem Rekruten nicht gehört werden konnte, indem er ihr das weiße Päckchen in die Hand schob, „und nähe es ihm in das Säckchen ein, wo die Zizith (Schaufäden) liegen. Ich kann dir sagen, Genendel, was darin ist. Erd' aus Jeruschulaim!“

„Herr Buchhalter! Sie geben das weg!“ rief Genendel voll dankbaren Staunens und zog die Hand des Greises an ihre Lippen.

„Sei still!“ mahnte dieser mit einem bedeutsamen Lächeln. „Ich komm' auch ohne die Erd' da hinüber, aber dein Sohn hat noch nichts dort zu tuu. Ihn soll sie schützen!“ —

Nachfolgend teilen wir einige der Briefe mit, die der ehemalige Kürschnergeselle, jetziger Soldat der K. K. Armee, vom „Kriegsschauplatze“ an seine Eltern geschrieben hat. Ein eigentümlicher Zufall fügte es, daß diese Briefe fast jedesmal am Sabbat eintrafen, und so rechtzeitig im Nachmittags-

klub bei Josel Spitz vorgelesen werden konnten. Von dort haben wir sie. Da aber wohl nicht Gott, desto mehr aber die Menschen auf die „Orthographie" sehen, so haben wir uns kraft der uns im höheren Grade als dem Kürschnergesellen Markus Spitz innewohnenden Kenntnis in dieser Wissenschaft sowie in der deutschen Sprachlehre nur erlaubt, einem hier und da etwas zu laut hervortretenden Gebrechen die mildernde und heilende Hand des Arztes aufzulegen.

Sonst aber soll der Soldat der K. K. Armee, Markus Spitz, so schreiben, denken und sprechen, wie es ihm gerade um das Herz herum ist.

Briefe des Gemeinen Markus Spitz aus Italien an seine Eltern in Böhmen.

Triest, den 29. März 1859.

Teuerste und liebste Eltern bis zu hundert Jahren!

Vor allem tue ich Euch als Euer treuer Sohn vermelden, daß ich mich, dem Allmächtigen sei's gedankt, ganz gesund befinde und hat mir bis dato noch kein Finger weh getan, wiewohl ich schon ausgestanden und gelitten habe, daß es vor Gott geht. Das schreib' ich für meine liebe Mutter bis zu hundert Jahren ganz extra, daß sie nicht meinen soll, ich will ihr etwas verbergen. Ich weiß ja, was für ein gebrochen Herz sie gehabt hat, daß ich habe ziehen müssen in den Krieg, und habe ganz gut gesehen, wie sie bei meinem Weggehen die Tränen verschluckt hat, um mich selbst nicht noch mehr zu betrüben. Aber so ein Kürschnergeselle hat eine gute Haut, und das mag daher kommen, daß er damit umzugehen versteht. Ich will aber keinen Spaß machen, weil mir gar nicht lächerig ums Herz herum ist . . .

Bald hätte ich vergessen, Euch eine Neuigkeit mitzuteilen. Mit wem bin ich zusammen in einer und derselben

Kompagnie, ja bei demselben Zug? Das ist nämlich Waclaw Jaresch, der Schustergeselle, was seine Mutter die alte Baruschka bei uns am Sabbat die Lichter geputzt und auch eingeheizt hat, sie wohnt in dem kleinen Hause mit einem Fenster, wo man zum ‚guten Orte‘ hinausfährt. Das erstemal, daß ich mit ihm zusammengekommen bin, das war in Znaim, was in Mähren liegt; daselbst sind wir Rekruten einexerziert worden. Am ersten Tag, wie ich gerade mein Riemenzeug putz', steht Waclaw Jaresch der Schustergeselle vor mir. ‚Jaresch,‘ schrei' ich und wär' ihm fast um den Hals gefallen, ‚wo kommst du her?‘ Denn das kann ich Euch sagen, liebste Eltern bis zu hundert Jahren, ein lebendiger Engel vom Himmel wär' mir in diesem Augenblick nicht so lieb gewesen wie Waclaw Jaresch, was seine Mutter bei uns ‚Sabbatchristin‘ gewesen ist. Aber Jaresch hat sich gestellt, als ob er mich in seinem ganzen Leben mit keinem Auge gesehen hätte, und kann sich doch ganz gut erinnern, wieviel Stücke ‚Barches‘ ich ihm zugesteckt habe, als seine Mutter bei uns noch die Lichter geputzt und eingeheizt hat. Erst wie ich ihm sage, wer ich bin und wie ich heiße, da hat er getan, als ob er mich erst jetzt erkennt. Was sagt Ihr, herzliebste Eltern bis zu hundert Jahren, dazu? Er hat sich auch weiter nicht um mich bekümmert, wie als wäre ich der wildfremdeste Mensch und nicht aus einem Ort mit ihm, und gekränkt hat es mich, daß ich bald geweint hätte.

Nun, herzliebste Eltern und Geschwister bis zu hundert Jahren, will ich Euch erzählen, wie es mir weiter gegangen ist. Auf einmal ist der Befehl gekommen, daß wir gleich am anderen Tage sollen aufbrechen von Znaim, was in Mähren liegt, und müssen nach Triest ziehen. Da hat unser Feldwebel gesagt, der ist aus Brandeis und will gehört haben, wie es der Leutnant gesagt hat: Das geht jetzt sicher nach ‚Italium‘ in den Krieg! Anderen Tages sind wir

mit dem ganzen Bataillon fort und die ‚Musikbanda‘ hat ‚Gott erhalte‘ dabei gespielt. Wir haben nicht lange zu marschieren gebraucht, da ist schon die Eisenbahn da gewesen und hat uns in einem Zug mit Sack und Pack nach Wien gezogen. Daselbst sind wir zwei Tage verblieben, um uns auszuruhen. Ich hab' meinen Korporal um den Ausgang gebeten, um mir die schöne Kaiserstadt ein bißchen anzusehen, und weil ich gewußt habe, daß Waclaw Jaresch schon zwei Jahre in Wien hat gearbeitet, sagt' ich zu ihm: Jaresch, geh mit mir, ich kenn' mich in der großen Stadt nicht aus. Jaresch aber hat sich umgedreht und hat kein Wort gesprochen. Und weil ich mich in den vielen Gassen verirrt habe und bin fast vor jedem schönen Hause stehen geblieben, bin ich zu spät zum Appell gekommen, und hätte bald eine Strafe bekommen, wenn der Korporal nicht ein guter Mensch wäre.

Da sollt Ihr sehen, herzliebste Eltern und Geschwister bis zu hundert Jahren, was der Jaresch mich kränkt, und habe doch nichts an ihm verbrochen, und an seiner Mutter auch nicht, die doch so lange bei uns die Lichter geputzt und eingeheizt hat.

Jetzt weiter! Von Wien sind wir morgens in der Frühe aufgebrochen und wieder mit der Eisenbahn. Da hat man uns in die Waggons gesetzt, wo sie sonst die Fässer und Koffer aufladen, und auch Ochsen und Pferde, und hat hölzerne Bänke hineingestellt, auf denen sind wir in einem fort von Wien bis nach Triest und haben nirgends Rast gemacht. Herzliebste Eltern und Geschwister bis zu hundert Jahren, was sieht und erlebt man nicht alles, wenn man weit herum kommt! Da ist zwischen Wien und Graz ein Berg, der heißt Semmering, über den fährt man gerade mit der Eisenbahn hinauf, und sind da finstere Keller, wo es eine Viertelstunde dauert, bis man wieder hinaus kommt, und wenn man draußen ist, sieht man die Eisenbahn über seinem Kopfe! Es ist Gotteswunder!

Da sind wir nun in Triest, was eine große und schöne Stadt ist und liegt am Meer. Wir werden aber nicht daselbst bleiben, sondern wir müssen weiter nach Italium hinein, und sind die Schiffe schon bereit. Wohin noch, das weiß nur der lebendige Gott! Wir müssen fast immerfort in der Kaserne bleiben, weil man keinen Augenblick wissen kann, ob wir nicht ‚stantepe' aufbrechen müssen.

Noch ein Stückel muß ich Euch, herzliebste Eltern und Geschwister bis zu hundert Jahren, von meinem Kameraden Waclaw Jaresch erzählen. Ihr werdet daraus entnehmen, wie er's mit mir meint.

Vorgestern ist die Reihe des Auskochens an mir gewesen, denn Ihr müßt wissen, daß, wenn man Soldat ist, so muß man auch kochen können, aber Euch möcht' es nicht schmecken, denn da wird Suppe und Fleisch und Knödel, alles in einem Kessel gekocht, aber dem Soldaten schmeckt's doch, weil er einen gewaltigen Hunger dazu mitbringt. Wie ich also beim Kessel stehe, hör' ich, wie Waclaw Jaresch zu einem andern Kameraden sagt: ‚Du, hör, was meinst du, wird der Jud' uns gut kochen?' Obwohl mir nun das Wort sehr wehe getan hat, hab' ich doch dazu geschwiegen, weil ich am Kessel war. Aber abends nach dem Zapfenstreich, wie unser ganzer Zug auf der Stube beisammen war, da habe ich sehr sanft zu ihm gesagt, wie man nur zu einem Landsmann reden kann: ‚Du, Jaresch, was hab' ich dir getan, daß du mich heute so beleidigt hast, du weißt schon, wie?' Er aber lacht und meint: „Ich geb' keinem Juden Antwort.' Wie das Wort aus seinem Munde heraus ist, ist eine schreckliche Bosheit über mich gekommen. Ich bin auf ihn losgesprungen und hätt' ihm sicherlich etwas angetan, wenn uns nicht der Korporal voneinander getrennt hätte. Ich habe Euch schon gesagt, daß der Korporal ein guter Mensch ist, und er hat es auch diesmal bewiesen. Wie er uns so auseinandergeworfen hat, meint er: ‚Pfui, seid ihr

Soldaten? Wißt, daß, wer des Kaisers Rock trägt, der ist dem Kaiser gleich lieb und wert, und darf keiner dem andern etwas vorwerfen, was ihn beschimpft. Wißt denn ihr beide schon, ob man euch auf dem Schlachtfeld nicht in eine und dieselbe Grube werfen wird? Da werdet ihr euch wohl vertragen.‘

Diese Rede hat mich stumm gemacht, und ich habe mich gewaltig geschämt. Ich habe dem Jaresch die Hand hingereicht, daß er mir verzeihen soll, er aber hat sich umgedreht.

Das habe ich Euch erzählen wollen, herzliebste Eltern und Geschwister bis zu hundert Jahren! Jetzt muß ich aber schließen, weil ich schon so viel geschrieben habe, daß kein Papier mehr hinreicht. Also, liebste Eltern und Geschwister, tut mir den Gefallen und bestellt meine Grüße an Herrn Feiwel Buchhalter und an Gerson Stänglein, den Eisentrödler, und an Josua Goldarbeiter, und an alle, die meiner gedenken tun, und bleibe ich bis ans finstere Grab

Euer aufrichtiger und geliebter Sohn und Bruder

Markus Spitz.

Nachschrift. Die Mutter soll sich wegen Waclaw Jaresch kein beschwert Herz machen; ich fange nichts mit ihm an.“

Brescia, den 22. April 1859.

„Herzliebste Eltern und Geschwister bis zu hundert Jahren!

Längst hätte ich Euch wieder einen Brief geschrieben, wenn nicht mein Korporal gewesen wäre. Der aber sagt immer, ein Soldat muß sich nicht viel mit Schreiben beschäftigen, womit er höchst wahrscheinlich meint, daß er sich nicht allzustark sein Herz beschweren darf. Denn, liebste Mutterleben bis zu hundert Jahren, wie soll einer Lust haben, sich vor den Feind zu stellen und Menschen tot zu schlagen, wenn er weiß, zu Hause sitzt die Mutter und weint sich die Augen aus und kann keine Nacht schlafen, bloß weil

sie keinen Brief von ihrem Sohne kriegt? Nur dessentwegen glaube ich, hat der Korporal recht, sonsten aber nicht. In dem Punkte folge ich ihm aber nicht, und seh' erst jetzt ein, wie gut das war, daß Ihr mich schreiben, lesen und rechnen habt lernen lassen. Mein Kamerad Waclaw Jaresch, der möchte auch gerne an seine Mutter, die alte Baruschka, was bei uns Sabbatchristin gewesen ist, schreiben, aber er kann's nicht, weil er's nicht gelernt hat. Er tut aber, als ob er eine Schrift hätte wie Feiwel Buchhalter, und doch seh' ich's ihm an, er möchte seiner Mutter gerne etwas sagen lassen. Weil er sich aber so gegen mich aufführt, nicht wie ein Landsmann, so tu' ich ihm gerad den Gefallen nicht und frag' ihn nicht. Die Mutterleben bis zu hundert Jahren könnte aber das kleine Anschele zu der alten Baruschka schicken und ihr sagen lassen, daß ihr Sohn Waclaw Jaresch, was mit mir in einer Kompagnie beisammen ist, sich gesund und wohlauf befindet.

Jetzt, herzliebste Eltern und Geschwister, komme ich dazu, Euch zu erzählen, wie es mir weiter ergangen ist. Die Mutter muß sich aber stark zusammennehmen und darf sich kein beschwert Herz machen, denn es ist mir doch nichts geschehen, und bis dato bin ich noch immer gesund wie ein Fisch im Wasser. Von Triest haben wir in größter Eile fort müssen, das nennt man Marschordre, und ist der Befehl gekommen, am 12. April müssen wir in Brescia sein.

Ich möcht' Euch nun gerne verschweigen, was wir auf dem Marsche vor großer Hitze und Ermattung auszustehen hatten, weil in dem Italium schon jetzt eine solche Hitze ist, wie in Böhmen bei uns nur im August. Und dann möchtet Ihr mich vielleicht als einen Lügner ansehen; denn wenn man so gewohnt ist, als wie Ihr, am Sabbatnachmittage beieinander zu sitzen, und Feiwel Buchhalter in seinem Lehnstuhle fängt an zu erzählen von seinem Napoleon, und Gerson Stänglein und Josua Goldarbeiter und der Vater hören

ihm zu, und wissen oft nicht, daß der Schameß (Gemeindediener) schon ‚in Schul' gerufen hat, da glaubt man nur schwer einem Menschen, was er ausgestanden hat. Aber dafür bin ich jetzt kaiserlicher Soldat von der Armee!

Darum will ich Euch nicht länger aufhalten und will nur erzählen, wie wir in einem großen Dampfschiff sind übers Meer gefahren, und ist mir dabei so übel geworden, daß ich geglaubt habe, es wäre schon an der Zeit, um die ‚frommen Leute' zu schicken. Wie wir aber nach Venedig gekommen sind, war wieder alles gut, nur habe ich einen großen Hunger gehabt. Von Venedig selbst, was Ihr Euch so vorstellen müßt, als ob eine Stadt so gebaut wäre, daß mitten durch alle Straßen die Iser fließt, haben wir leider nicht viel gesehen, weil schon Nacht war. Gleich am andern Tage hat uns die Eisenbahn wieder weiter geführt, aber recht bald darauf haben wir wieder zu Fuß marschieren müssen. Da habe ich ausgestanden, herzliebste Eltern und Geschwister bis zu hundert Jahren, daß ich mich oft selbst fragte: Markus Spitz, wie kannst du das nur ertragen? Aber ich will davon schweigen, weil Ihr beschwert Herz genug habt.

Wie wir nach fünf Tagen in Breschia angekommen sind, war es wieder Nacht, und weil schon so viele Soldaten daselbst waren, daß man in keine Kaserne mehr einen Apfel hätte werfen können, so hat man zwei Kompagnien von unserem Bataillon in eine alte große Kirche gewiesen, wo man auf dem Fußboden Stroh ausgebreitet hat, daß wir darauf liegen können. Herzliebste Eltern und Geschwister, wie mir da ist zumute gewesen, das kann ich Euch gar nicht beschreiben. Wir waren mehr als fünfhundert Mann beisammen, und die haben alle durcheinander geschrien und gelärmt; die einen haben geflucht, die andern gar gelacht, was mir an diesem Orte besonders nicht schön vorgekommen ist. Wenn es jetzt auch keine Kirche mehr ist, habe ich mir

gedacht, so ist doch einmal etwas Heiliges darin vorgegangen, und da soll man nicht lachen, sondern Respekt davor haben. Ich habe mir einen Winkel in der Kirche ausgesucht und habe mir daselbst auf dem Stroh mein Nachtlager gemacht; über mir war ein Heiliger aus Stein, der hat wirkliche Kleider angehabt, und weil eine Laterne mit ihrem Lichte auf sein Gesicht gefallen ist, so kam es mir in einem fort vor, als wenn er noch lebt, und ist mir dabei gar nicht gut zumut gewesen. Da habe ich alleweile an unsern Altvater Jakob in der Bibel denken müssen, daß er gesagt hat: ‚Wie furchtbar ist doch dieser Ort!‘ Mitten in der Nacht aber sind viele von den Soldaten aufgestanden, und einer hat es dem andern geklagt, daß er vor Hitze und Durst nicht schlafen kann, ja einen habe ich gar sagen gehört, er käme sich vor wie auf dem Kirchhof, das will sagen, wie auf unserm ‚guten Ort‘. ‚Narr,‘ meinte unser Feldwebel, der auch nicht schlafen konnte und aufgestanden war, ‚du bist auch auf dem Kirchhof, denn da unter dem Fußboden, worauf wir jetzt liegen, da sind viele Hunderte von Italienern begraben, und die rühren sich jetzt und geben sich uns zu erkennen.‘ Herzliebste Eltern und Geschwisterleben bis zu hundert Jahren! Da habe ich mich erinnert, daß ich während der ganzen Zeit, wo ich von Euch fort bin, eigentlich nicht an Gott gedacht habe; denn in der Kaserne und auf dem Marsche habe ich keine Tefillin (Gebetriemen) anziehen können. Weil nun die Furcht vor den toten Italienern gar nicht abgenommen hat, da habe ich den Tornister aufgemacht und die ‚Tefillin‘ und das kleine Gebetbuch herausgenommen. Drauf habe ich ‚geort‘, ganz still und leise vor mich hin, daß mich niemand gehört hat . . .

Hinterdrein ist mir aber eingefallen, ob es auch recht war, und ob es den Heiligen über mir nicht beleidigt hat, daß ich mein Gebet vor ihm verrichtet habe. Was mich betrifft, so glaube ich das nicht, aber tut Ihr mir den Ge-

fallen und fragt einmal Herrn Feiwel Buchhalter oder gar den Rabbiner selbst, die verstehen so etwas besser als ein ehemaliger Kürschnergeselle. Ich möchte das gar zu gerne wissen.

Wir haben nur in der einen Nacht so ein Quartier gehabt, am andern Tage sind wir doch in eine Kaserne verlegt worden.

An Waclaw Jaresch erleb' ich jetzt meine große Freud', er muß nämlich mit mir ausgehen. Denn weil die Breschianer gerne uns Österreicher in einem Löffel Wasser vergiften möchten, ist der Befehl ergangen, daß sich kein Soldat allein soll auf der Gasse blicken lassen, sondern es müssen immer einige zusammengehen, damit sie sich gleich wehren können. Ich sehe es aber dem Waclaw Jaresch an, es ist ihm nicht recht. Seit Triest hat er noch kein Wort mit mir gesprochen.

Noch muß ich Euch, herzliebste Eltern und Geschwister bis zu hundert Jahren, vermelden, daß wir in unserer Kompagnie einen Leutnant haben, über den ich meine besonderen Gedanken habe. Er heißt Moriz Zion. Merkt Ihr schon was? Er hat auch in seinem Gesichte etwas Bekanntes, und wenn ich manchmal mit ihm zu reden habe, kommt mir etwas auf die Zunge, als wenn ich noch bei Euch zu Hause in der Gasse wäre. Bis dato habe ich mich aber nicht getraut danach zu fragen, weil es sich nicht schickt; ich werde es aber schon beizeiten erfahren.

Jetzt lebt wohl und gesund und grüßet mir wieder die ganze Kompagnie, die am Sabbatnachmittag in unserer großen Stube zusammenkommt, als: Herrn Feiwel Buchhalter und Gerson, den Eisentrödler und Josua Goldarbeiter, und die Mutter bis zu hundert Jahren soll nicht vergessen, das kleine Anschele zu der alten Baruschka zu schicken, was einmal bei uns die Lichter geputzt und eingeheizt hat, und ihr das Obige auszurichten.

Euer geliebter und treuer Sohn
Markus Spitz.

Nachschrift. Ich muß Euch noch sagen, daß wir seit einigen Tagen doppelte Löhnung bekommen, und der Vater kann sich berechnen, wieviel das unserem Kaiser jetzt mehr kosten muß. Aber wir sind auf dem Kriegsfuß. — Obiger Markus Spitz."

Mailand, den 2. Mai 1859.

„Dieses Mal, herzliebste Eltern und Geschwister bis zu hundert Jahren, kann ich nichts dafür, daß ich Euch erschrecken muß. Herr Feiwel Buchhalter hat recht gehabt: wir ziehen in einen großen und fürchterlichen Krieg. Ihr werdet schon wissen, was vorgeht. Der Piemontes' will unserem Kaiser ein Stück Land wegnehmen, und der Franzos' will ihm dabei helfen. Aber der Piemontes' mitsamt dem Franzosen soll nur zusehen, ob das so mir nichts, dir nichts geht. Und der Kaiser von den Franzosen soll gar Soldaten in seiner Armee haben, die auf ihrem Tornister Katzen tragen, und wenn man mitten im Gefecht ist, springt einem die Katz' ins Gesicht. Aber als Kürschnergeselle weiß ich schon, wie man mit Katzen umgeht. Einige Kameraden von mir lachen und tanzen, andere sind wieder traurig, weil es jetzt Ernst wird, und sie daran denken, was ihrem jungen Leben alles geschehen kann. Ich glaube aber, ein Soldat soll keins von beiden sein, nicht allzu lustig, aber auch nicht traurig. Unser Korporal sagt das auch. Die Mutterleben bis zu hundert Jahren soll es auch so machen, weil ihr Sohn doch ein Soldat ist, und wenn sie ein gar zu beschwert Herz bekommt, soll sie an unsern Kaiser denken, dem man sein Land wegnehmen will.

Jetzt muß ich wieder schließen als Euer aufrichtiger Sohn bis in das finstere Grab.

Markus Spitz.

Mein zweiter Leutnant, der Moriz Zion heißt, wie ich Euch neulich geschrieben, kommt mir immer bekannter vor,

je mehr ich ihn ansehe. Wenn er nur nicht in der Uniform wäre! Ich glaube immer, ich wüßte schon, wer und was er ist. Hat die Mutter das kleine Anschele zu der alten Baruschka geschickt? Übrigens ist der Waclaw Jaresch noch immer der alte Feind.

Obiger."

Novara, 25. Mai 1859.

„Herzliebste Eltern und Geschwister bis zu hundert Jahren!

Zwischen unserem Italien und dem Land, was dem Piemontesen gehört, ist ein Fluß, der heißt Ticino, und ist viel größer und breiter als zu Hause unsere Iser. Wenn man über dem drüben ist, so ist man in des Piemontesen seinem Land. Denn Ihr müßt wissen, herzliebste Eltern, daß unser Kaiser der Beleidigte ist, und ihm gebührt es, sich sein Recht zu verschaffen.

Erst jetzt war der Krieg!

Weil wir aber in Feindesland sind, darf die Mutter bis zu hundert Jahren ja nicht glauben, daß schon große Schlachten und Gefechte vorgefallen sind. Der Franzos' hat noch nicht alle seine Leute beisammen, und der Piemontes' fürchtet sich allein uns anzugreifen . . . Aber es bleibt keineswegs aus.

Neulich sind wir auf ein Dorf geschickt worden, um daselbst zu furagieren; man muß nämlich bei den Bauern holen, was zu holen ist, Eier, Butter, Heu und Stroh, auch Geflügel, und Waclaw Jaresch war auch dabei. Da sind wir an ein Haus gekommen, wo die Bäuerin sehr geweint und auf italienisch zu uns gesprochen hat, was wir aber nicht verstanden haben. Drauf hat sie uns in den Hof geführt, und hat uns die einzige Henne, die da herumgelaufen ist, geben wollen. Da habe ich zu Waclaw Jaresch gesagt, der dabei war: ‚Was möchtest du sagen, Jaresch, wenn man

deiner Mutter Baruschka, was einmal bei uns die Lichter geputzt und eingeheizt hat, ihre letzte Henne wegnehmen, oder ich, wenn das meiner Mutter mit ihrem letzten Stück Bettzeug geschehen möchte?‘ Und da sind wir beide fortgegangen, und habe ich bei dieser Gelegenheit gesehen, daß Waclaw Jaresch ein gut' Kind ist, weil er an seine Mutter denkt.

Gestern ist ein Spion eingebracht worden, der hat dem Feinde berichten wollen, wie und wo wir stehen, damit er dann über uns herfallen und an unserer schwächsten Seite fassen könnte. Mit einem so schlechten Menschen macht man aber im Krieg einen kurzen Prozeß, und er ist zum Galgen verurteilt worden. Weil er aber so geweint hat und gesagt, er habe vier lebendige Kinder und die hätten jetzt keinen Vater, so hat ihm unser General das Leben geschenkt, er soll sich anderswo seinen Galgen suchen.

Zuletzt will ich Euch noch vermelden, daß schon ein Gefecht vorgefallen ist, aber es war nur ein kleines, und ich bin nicht dabei gewesen. Der Ort heißt Montebello, und wir haben in unserem Lager den Kanonendonner ganz deutlich gehört. Da habe ich hernach etliche von den Verwundeten gesehen, und die haben uns von den Franzosen erzählt, und was sie für rote Hosen haben, aber eine Katz' auf dem Tornister hat niemand gesehen.

Aber die Mutter braucht sich darüber nicht zu ängstigen, denn wenn jede Kugel treffen könnte, hätte man ja nicht nötig, Krieg anzufangen. Darum lebt wohl alle und vergesset nicht Euern getreuen und aufrichtigen Sohn bis ins finstere Grab.

Markus Spitz.

Mit meinem Leutnant Moriz Zion muß ich mich doch geirrt haben. Gestern war ich mit dem Rapportbuch bei ihm, und nachdem er gelesen, fragte er mich, was denn meine Eltern wären. Da habe ich ihm gesagt, daß mein Vater mit Wolle handelt und manchmal bringen ihm die

Bauern auch kleine Partien Hasenhäutchen ins Haus, worauf er gelacht und nichts weiter gesagt hat. Nun frag' ich Euch aber, wenn der Leutnant der wäre, den ich meine, hätte er gelacht und nichts weiter gefragt?

Der Obige."

Bei Villafranca, 19. Juni 1859.

„Herzliebste Eltern und Geschwister bis zu hundert Jahren!

Ich leb'! ich leb'! Alle meine Glieder sind gesund geblieben. Und wenn ich gleich diesen Brief nur mit Bleistift schreibe, so dürft Ihr daraus nicht schließen, daß mir etwas fehlt, und kommt das nur daher, weil ich kein ‚Tinterl' bei mir habe. Sonst aber leb' ich, und das ist genug nach einer solchen Schlacht!

Damit Ihr einen Begriff bekommt, wie es zugegangen ist in der Schlacht, melde ich Euch nur, daß von unserer Kompagnie nicht mehr übrig sind als siebzig Leute, und der Hauptmann ist tot und der Oberleutnant auch und der erste Leutnant desgleichen, und fünf Korporals sind auch tot und zwei Feldwebel sind so zugerichtet, daß sie wahrscheinlich auch nicht mit dem Leben davonkommen. Und damit ich Euch nicht länger verschweige, was Ihr doch hören werdet: auch Waclaw Jaresch ist tot, aber sagt es um Gottes willen der alten Baruschka nicht.

Jetzt weiter!

Wie kommt es, daß mir mitten in der Schlacht einfällt: Heute ist ja Schewuot (Pfingsten), und in der Synagoge stimmen die Leute vielleicht gerade jetzt das Gebet an, das so anfängt: ‚Damals sangen Moses und die Kinder Israels dieses Lied dem Ewigen!' Ich habe das Gebet so vor mich hingesagt, ohne daran zu denken, ob mich einer hört, aber wie ich nach den Worten bin, wo es heißt: ‚Da bliesest du sie an mit deinem Hauche, und es deckte sie

das Meer; sie sanken wie Blei in die gewaltigen Wasser. Wer ist wie du unter den Göttern, o Herr!' Da höre ich, wie einer hinter mir in unserer heiligen Sprache sagt: ,Wer wie du so mächtig in seiner Heiligkeit, so furchtbar in seinem Ruhme der Wunder tut?' Ich wende mich um, da winkt mir unser Leutnant Moriz Zion mit den Augen zu, und da war's mir, herzgeliebte Eltern und Geschwister, in diesem Augenblicke, als hätte ich meinen Bruder vor mir! Bist du also doch der? habe ich mir gedacht, als was ich dich angesehen habe? und meine Seele hat aufgejubelt; Mut und eine Freudigkeit sind über mich gekommen, und ich habe mich stark gefühlt wie ein Löwe. Der Leutnant muß mich auch verstanden haben, was in diesem Augenblicke in meiner Seele vorgeht; denn er hat mir auf die Schulter geklopft und leise gesagt: ,Markus Spitz, wir beide wollen uns heute besonders brav halten, du weißt warum?' Ja, Herr Leutnant! habe ich rufen wollen, aber das Wort ist mir auf der Lippe geblieben. Gerade jetzt ist der Befehl gekommen, unsere Kompagnie und noch eine von unserem Bataillon sollen einen Meierhof nehmen, und die Franzosen haben ihn schon besetzt gehabt.

,Den Meierhof müßt ihr nehmen, Kinder,' schreit uns der Obrist nach, ,wie ihr nur könnt.' Drauf haben die Tambours den Sturmschritt geschlagen, und wir sind auf den Meierhof zugelaufen. ,Jetzt, Markus Spitz,' ruft Leutnant Zion hinter mir, ,jetzt zeig dich, wer du bist.' Das Ende vom Lied war, daß wir nach einer halben Stunde die Franzosen aus dem Meierhofe gejagt haben, und waren nun die Herren davon. Jetzt erst haben wir ein bißchen Atem schöpfen können, aber, lebendiger Gott! wie hat es um uns ausgesehen! Tote überall herum, Franzosen und unsere Leute bunt durcheinander. Mein Leutnant Moriz Zion lebt, aber der Hauptmann und der Oberleutnant waren tot. Da fällt mir Waclaw Jaresch ein, wie es dem wohl

ergangen ist, und da bemerke ich ihn unter einem Baume sitzen, bleich wie der Tod, und er hält sich beide Hände aufs Herz gepreßt. ‚Waclaw Jaresch,‘ schrei' ich und fliege zu ihm hin, ‚bist du verwundet?‘ Da hebt er seine Hand auf, und die war blutig, und er reicht sie mir. ‚Ich sterb', Bruder,‘ sagt er mit schwacher Stimme; ‚wenn du nach Hause kommst, so grüß mir meine Mutter.‘ Da habe ich ihn aufheben und irgendwo an einen sichern Platz bringen wollen. ‚Laß, laß,‘ sagt er und seine Augen sind schon gläsern, aber seine Hand hat er nicht aus meiner gezogen. Drauf hat er schwer geröchelt . . . nach einer Weile richtet er sich mit unmenschlicher Gewalt auf und sagt zu mir mit heller Stimme: ‚Verzeih mir, Bruder, was ich dir Böses angetan habe . . . ich habe versprechen müssen, mit euch nicht umzugehen, aber der Tod —‘ kaum will er dieses Wort aussprechen, sinkt er zurück und war nicht mehr!

Weil Ihr nun wißt, herzliebste Eltern und Geschwister, daß ich am Leben bin und habe noch alle meine gesunden Glieder, so will ich diesen langen Brief schließen als Euer aufrichtiger und treuer Sohn

Markus Spitz.

Ich muß diesen Brief noch einmal aufmachen. Was meint Ihr dazu, daß Waclaw Jaresch gesagt hat, er hätte einem zugeschworen, mit mir nicht umzugehen? Die Mutter könnte auch der alten Baruschka durch das kleine Anschele etwa eine Herzstärkung schicken, denn sie wird's nötig haben.“

Verona, den 20. Juni 1859.

„Heute schreibe ich Euch wieder, liebe Eltern und Geschwister, weil ich Euch eine große Auszeichnung zu vermelden habe. Nämlich unser Herr Obrist hat heute die Kompagnie, bei der ich diene, öffentlich vor dem ganzen Regiment gelobt und hat gesagt, wenn auch leider die Schlacht nicht zu unseren

Gunsten ausgefallen wäre, weil der Feind uns zu übermächtig gewesen, so hätten wir doch wie die Löwen gekämpft und den Franzosen gezeigt, was kaiserliche Soldaten sind. Drauf hat er die Namen derjenigen vorgelesen, die sich besonders hervorgetan haben, und waren auch solche darunter, die es nicht mehr gehört haben, weil sie tot waren.

Mein Leutnant Moriz Zion ist Oberleutnant geworden, und hat die goldene Tapferkeitsmedaille erhalten, und weil ich ihm in der Verteidigung der Fahne beigestanden, bin ich zum Korporal ernannt worden und bekam ‚im Namen unseres Kaisers‘ die silberne Medaille für Tapferkeit vor dem Feinde auf den Rock geheftet.

Da draus kann also Feiwel Buchhalter ersehen, daß ich mich nicht gefürchtet habe.

Noch eine große Merkwürdigkeit habe ich Euch zu berichten, und was deutlich zeigt, wie mich der allmächtige Gott ganz wunderbarlich beschützt hat. Wie ich gestern das ‚Arbeh-Kanfes‘ herunternehme, was mir die Mutter auf den Weg mitgegeben, bemerk' ich, daß es ungemein schwer ist, und wie ich es näher untersuche, finde ich, daß in dem Säckchen, wo die Zizith (Schaufäden) darinnen sind, ein Päckchen mit Erde ist, und mitten in der Erde steckt ein Kugelsplitter! Den Splitter will ich mir aber aufheben, als ein Angedenken für mich und meine Kinder und Kindeskinder.

Ich grüße alle, besonders aber Herrn Feiwel Buchhalter, und bin bis auf weiteres Euer getreuer Sohn

Markus Spitz,
Korporal vom 10. Zug, 3. Komp., 4. Bataillon,
d. Z. in Verona.“

Als der letzte der eben mitgeteilten Briefe in dem bekannten Samstagklub bei Josel Spitz vorgelesen worden,

sagte die Mutter unseres Korporals, Genendel, indem sie sich an den Vorsitzenden, den alten Buchhalter, weinend wandte:

„Daß mein Sohn Markus beim Leben erhalten worden, das hat er doch nächst Gott nur Ihnen zu verdanken, Herr Feiwel.“

Aber der Alte verwies ihr strenge diese Rede.

„Ich hab' dir schon damals gesagt, Genendel,“ rief er, „daß du darüber schweigen sollst. Er darf auch niemals ein Wort davon vernehmen, denn ein Kind muß immer glauben, daß alles Gute ihm von seiner Mutter zukommt.“

Genendel beugte sich auf die Hände des Greises, aber die Tränen, mit denen sie sie befeuchtete, zeigten deutlich, was in diesem Augenblicke ihre Seele bewegte.

„Nun, meinen Sie noch immer, Herr Feiwel,“ rief der unverbesserliche Zweifler Gerson Stänglein, „daß Ihr alter Napoleon . . .?“

Ganz gegen seine Gewohnheit nahm der alte Buchhalter diesen Angriff auf seine seit mehr als fünfzig Jahren feststehende Überzeugung ohne Groll hin; aber mit seinen grauen Augen rings im Kreise umherblickend, sagte er mit gehobener Stimme:

„Kinder! mir scheint, der ‚Napilion‘ wird diesmal bald müde werden! Solche mörderische Schlachten kann er nicht ertragen. Dann muß bald der Friede kommen, und ich glaube, ich werd' ihn noch erleben.“

„Amen! Es soll wahr werden!“ . . . rief Genendel, indem sie die Hände faltete.

Korporal Spitz ist bald darauf, gesund und heil, zu seinen Eltern nach Hause gekommen!

Von meinem Großvater.

(1864.)

I.

Wie man heiratete.

Eigentlich sollte der Titel dieser kleinen, aber wahrhaften Geschichte ganz anders lauten; denn indem ich ihn niederschreibe, fühle ich mich in meinem Gewissen so ziemlich beunruhigt. Besser wäre es gewesen, wenn ich dafür gesetzt hätte: „Die Heirat um das Kopfstück eines Fisches“, denn das hätte dem freundlichen Leser, wie es jeder rechtschaffene Titel soll, sogleich die Aussicht eröffnet, was seiner am Ende wartet. Aber ich lasse, einer Empfindung folgend, die in diesem Augenblicke außer mir schwerlich wohl einer begreifen wird, den obigen Titel stehen; ja er muß stehen bleiben, ich beharre mit Hartnäckigkeit darauf. Könnte ich doch selbst diese kleine, aber wahrhafte Geschichte nicht erzählen, wenn ich nicht zu berichten wüßte, wie mein Großvater einst geheiratet hat!

Nein! nein! werdet nicht feucht, ihr Augen, und du, Hand, zittere nicht, indem ihr euch bemüht, die freundliche Lichtgestalt aus meinen Kindertagen, die Züge des Vaters meiner Mutter aus einem seit dreißig Jahren geschlossenen Grabe wieder heraufzubeschwören. Wie Sonnenlicht spielt es um mich; dazwischen gemahnt es mich, als ginge ich mitten im Schreiben wie im Frühlinge durch eine blühende Kirschbaumallee; ein leises Lüftchen erhebt sich, und nun tanzen und wehen die weißroten Blüten vor mir her, daß ich schier glaube, es gebe in der Welt nichts Schöneres, und aller

Gram und alle Erinnerungen seien damit, um sich ja nicht kenntlich zu machen, überschneit. Dabei bleibt's auch! Recht lustig, wie dieses Geschichtchen selbst, soll die Stimmung sein, die mich im Weitererzählen begleite, und wenn dann schließlich dem Leser selbst — eine jener kleinen Kirschbaumblüten ins Gemüt fällt und daselbst für einige Zeit haften bleibt, so betrachte ich das als den schönsten Dank, den ich ernten kann. Einen andern begehre ich nicht.

Wie man heiratete! Der freundliche Leser ersieht schon, daß hier von einer vergangenen, ja von einer längst vergangenen Zeit die Rede ist. Denn als mein Großvater seine Augen zum ewigen Schlafe schloß, zählte er nicht weniger als achtundachtzig Lebensjahre; seit er draußen auf dem „guten Orte“ ruht, sind dreißig Jahre vergangen. Zählt man diese Zeiten zusammen, so geht man gar nicht irre, wenn man an die Regierungsperiode der großen Kaiserin Maria Theresia, so etwa einige Jahre nach dem Hubertusburger Frieden denkt, als es meinem Großvater in einer Freitagsnacht beikam, aus seinem ledigen Stande herauszutreten, sich ein Weib zu nehmen und eine Familie zu gründen.

Wie es dabei zuging, will ich eben erzählen.

In einer kleinen Gemeinde des nördlichen Böhmens herrschte seit einigen Tagen keine geringe Aufregung. Man erwartete den jungen Rabbiner, und an einem bestimmten Tage war der Gemeindevorsteher mit einigen der vornehmsten und ältesten Männer fünf Meilen weit nach einer Stadt gefahren, um dort den sehnlichst Erwarteten feierlichst einzuholen und nach der neuen Stätte seines Wirkens zu begleiten. Daselbst angekommen, fand sich jedoch keine Spur von dem jungen Rabbiner vor; alles Fragen und Umhersuchen erwies sich als fruchtlos. Sie kehrten nun etwas mißmutig wieder zurück; es war an einem Freitag Nachmittage, als die ehrwürdigen Häupter der Gemeinde wieder in das Weichbild

ihrer Heimat und Familien einfuhren. Kopfschüttelnd hörte man die Kunde von dem nicht Gefundenen an, und tröstete sich schließlich damit, daß man ihn sicher gefunden hätte, wenn der Brief, den man ihm geschrieben, angekommen wäre. Denn darüber hatte man keine Bestätigung.

Mittlerweile war der junge Rabbiner dennoch angekommen, wenn auch in einer andern Gestalt und mit einem andern Charakter bekleidet, als man vorauszusetzen berechtigt war. Beinahe gleichzeitig mit den in drei schönen Kutschen einherfahrenden Gemeindeältesten nebst dem Vorsteher, war ein hochgewachsener junger Mann in bestaubter Kleidung, einen riesigen Stock in der einen, ein kleines Bündelchen in der andern Hand haltend, in die „Gasse" eingekehrt und hatte sich bei dem ersten Knaben, den er traf, nach der Gemeindeherberge, nach dem „Hekdisch" erkundigt, woselbst er eine nicht unbeträchtliche Zahl schon früher angekommener Gäste bereits traf, die alle für den morgigen Sabbat die Gastfreundlichkeit der Gemeinde genießen wollten. Man hieß den neuen „Gast" willkommen und bedeutete ihm sogleich, an wen er sich zu wenden habe, um die übliche Anweisung auf Verköstigung für heute abend und den morgigen Tag zu erhalten.

In dem jungen Rabbiner, wie man bald noch deutlicher gewahren wird, lebte und webte ein Etwas, dem wir Späteren, freilich nach einer anderen Richtung hin, den Namen eines „romantischen Tiks" gegeben haben. Ihm genügte die Welt der gemeinen Erscheinungen nicht; was anderen höchst begehrenswert vorkam, verschmähte er, wenn es ihm gleichsam in grober Natürlichkeit entgegentrat. Das Spiel seiner immer regen Einbildungskraft mußte in Bewegung geraten, wenn er Behagen und Lust an der Erringung eines gewissen Zieles finden sollte; dem Flachen und Alltäglichen, mochte es mit noch so viel Reiz und Gewinn ausgestattet sein, ging er aus dem Wege. Er, der mitten unter Büchern aus einem

Kinde ein starker Jüngling geworden war, der seit seinem siebenten Lebensjahre an jenem Strome gesessen, der Talmud heißt, hatte in seinem Innern jene Frische phantastischen Sichselbstbestimmens zu wahren gewußt, ohne die ihm das Leben schal und „abgestanden" erschien. Auch in diesem Falle war er sich treu geblieben.

Er konnte feierlich eingeholt und mit Gepränge in die Gemeinde eingeführt werden, die in ihm den künftigen Lehrer und Gottesgelehrten verehrte. Dies hätte den Ehrgeiz eines jeden andern befriedigt; ihm genügte das nicht. Was sollte ihm Ehre und Prunk, wenn sein Gemüt, oder sagen wir vielmehr seine Einbildungskraft keine Nahrung erhalten hatte? Was nützte ihm Feierlichkeit und Gepränge, die ihm so vorbereitet entgegen kamen, wenn er die Gemeinde und die Gemeinde ihn noch nicht kannte? Jener „romantische Tik" flüsterte ihm also einen Entschluß zu, den er alsbald ins Werk setzte. Er ließ den Gemeindevorsteher und die Ältesten feierlich ausziehen und seiner harren, und zog indessen, einen Stock in der Hand, wie einer jener fahrenden „Gäste" die staubige Heerstraße. Er wollte seine Gemeinde „inkognito" kennen und beurteilen lernen.

Als er so aus der Herberge heraustrat und durch die Gasse einherschritt, spielte ein feines, sinnendes Lächeln um seine Lippen. Er sah wohl, wie ihm, der hochgewachsenen jungen Gestalt, so manches verwunderte Auge nachblickte, das den Begriff eines hungrigen „Schnorrers" mit seinen Zügen und seinem ganzen Wesen in keine rechte Verbindung bringen konnte. Das aber war es ja, was er suchte und worauf sein Sinn stand.

Der Gemeindeverwalter, dessen Haus er alsbald gefunden hatte, empfing ihn mit mürrischem Gruße. Es war ein gewaltig beleibter Mann, dieser Joel Tagleicht, dem in der Hitze des Tages die Last seines Körpers doppelt schwer fiel, weil er zugleich ein Amt auszuüben hatte.

„Ihr kommt zu spät, Gast,“ herrschte er ihm zu, ohne ihn recht ins Auge zu fassen. „Die Gäste, die vor Euch gekommen sind, haben Euch alles weggegessen. Es ist nur eine „Plett“ (Billett) noch übrig, und die wird Euch keinen guten Sabbat verschaffen.“

„Überall ist der Sabbat gut, wo man in einer frommen Gemeinde ist,“ sagte der junge Rabbiner mit jener ruhigen Milde, der gegenüber selbst der galligste Mißmut seine Waffen verliert.

Der Gemeindeverwalter blickte schärfer nach dem Gaste; es mochte auch ihn ein Gefühl überkommen haben, das von seiner gewöhnlichen Geringschätzung solch fahrender Bettler ziemlich fernab lag.

„Ich meine es gut mit Euch, Gast,“ sagte er, etwas aus der Fassung gebracht. „Die ‚Plett‘, die Ihr da in der Hand haltet, führt Euch zu Leuten, da sind acht Kinder im Hause, und Leser Kollin ist ein armer Mann, der weiß oft an manchem Freitag nicht, womit er Sabbat machen soll. Wollt Ihr nicht lieber bei mir essen?“

Der Stube des Gemeindeverwalters sah man es an, daß sie mit dem Wohlstand auf vertrautem Fuße stand. Unterhalb der siebenzinkigen Lampe funkelten auf dem Tische vier schwere silberne Leuchter, die am heutigen Abende aller Aussicht nach einem vortrefflichen Nachtmahl ihr Licht spenden werden. Aber auch diesmal kam jener romantische Zug im Gemüte des jungen Rabbiners zur Geltung.

Er lehnte die Einladung des Gemeindeverwalters dankend ab.

„Wenn ich schon auf einen armen Mann angewiesen bin,“ sagte er, „so wird er auch haben, womit er mich verköstigt. Ich nehme ihn also an.“

Und so mächtig war der Eindruck, den das seltsam vornehme Wesen des Gastes auf den Gemeindeverwalter hervorgebracht haben mochte, daß er ihn bis zur Türe hinaus-

begleitete und die damals und hie und da auch jetzt noch übliche Entschuldigungsformel ihm nachrief: „Verzeiht mir,“ eine Ehre, die er bis dahin noch keinem „Gaste“ angetan hatte.

Wieder legte sich jenes feine, sinnende Lächeln um die Lippen des jungen Rabbiners. Fühlte er sich befriedigt? War es das, was er gesucht und gefunden hatte?

Nicht ohne Mühe gelangte er zu dem kleinen und unansehnlichen Hause, worin sein Kostherr, an den ihn die „Plett“ anwies, wohnen sollte. Er fand es endlich, versteckt und schämig, hinter den andern Häusern der „Gasse“, nachdem er in dem Hofe, den er zu überschreiten hatte, mehrmals über einen Haufen spielender Kinder gestolpert war, von denen er annehmen mußte, daß sie insgesamt Sprößlinge von dem gesegneten Baume Leser Kollins waren.

Er trat in die offenstehende Küchentüre. Anfangs gewahrte er nichts, das heißt, seine Augen konnten in dem finstern Raume, der nur im Hintergrunde durch das Herdfeuer beleuchtet war, nichts Lebendes erblicken, dafür wurde jedoch ein anderer seiner Sinne, seine Nase, in die angenehmste Mitleidenschaft gezogen. Wie lieblich duftete und brodelte es da hinten am Küchenfeuer! Nie in seinem Leben glaubte er eine süßere Reizung seines Geruchsorganes empfunden zu haben; es stieg ihm förmlich berauschend zu Kopf. Denn wenn ihn nicht alles täuschte, wenn alle seine Erfahrung sich nicht als Stückwerk bewähren sollte, so waren das Fische in „Pfeffertunke“, die dort brodelten und dufteten — sein Leibgericht!

„Wer ist hier?“ fragte mit einemmal eine weibliche Stimme, die einem jungen Mädchen anzugehören schien.

„Ich bin's,“ sagte der junge Rabbiner und trat gebückten Hauptes in die niedere Küchentüre, „und ich bringe eine ‚Plett‘ auf den Sabbat.“

„Jetzt noch?“ tönte es zurück, und es klang fast schmerzlich klagend.

Noch später, es mochten seitdem etwa sechzig Jahre vergangen sein, erzählte der Großvater, wenn eine besonders gute Stimmung über ihn gekommen war: nichts in der Welt hätte ihn in diesem Augenblicke vermögen können, von der Schwelle jener Türe zu weichen; er hätte nicht das kleinste Mitleid mit der Klage des Mädchens gehabt; denn wiewohl sie ihm ans Herz gegriffen, habe er es doch mit allem Heißhunger, dessen er damals fähig gewesen, empfunden — daß er diese „Fische", die dort in der Pfanne so verführerisch brätelten und zischten, essen müsse, und mochte auch Leser Kollin mit seiner ganzen Familie darob vor Hunger vergehen.

„Die ganze Familie?" fragte dann gewöhnlich eine alte Frau mit einem schalkhaften Lächeln, das sich leider nicht wiedergeben läßt . . .

Also der junge Rabbiner konnte es jenen zwei klagenden Worten deutlich entnehmen, daß er eigentlich nicht willkommen war. Dennoch trat er näher, und nun standen sie sich gegenüber, ein blühendschönes, von der Hitze des Küchenfeuers flammenrotüberstrahltes, kaum siebenzehnjähriges Mädchen und der junge sie um eine ganze Kopfeshöhe überragende Rabbiner . . .

„Wenn ich zu spät gekommen bin," sagte er nach einer Weile, und ich möchte noch jetzt die flüsternd geheimnisvolle Tonart belauschen, in der das Zwiegespräch dieser zwei Menschen damals geführt wurde, „so will ich wieder gehen. Zur Last fallen will ich niemandem."

„Wer sagt Euch, daß Ihr uns zur Last fallen werdet?" rief das Mädchen übereifrig. Dann stockte sie und stammelnd, die Augen nach der Pfanne halb hin gerichtet, in der die Fische brodelten, sagte sie: „Bleibt, bleibt nur, Gast, es wird für uns alle noch etwas übrig bleiben."

Sie hatten nun nichts weiteres zu besprechen; nur das eine war dem jungen Rabbiner nicht entgangen, daß,

als er dem Mädchen den geschriebenen Zettel übergab, der die Anweisung auf die Sabbatverköstigung bei Leser Kollin enthielt, ihre Hände seltsamerweise zitterten.

Darauf empfahl er sich, Seele und Leib wie von Wohlgerüchen eingehüllt, und er selbst hätte nicht entscheiden und mit der schärfsten Dialektik seines im Talmudstudium geübten Verstandes beweisen können, ob diese Düfte, die ihm nachwallten, mehr aus der Pfanne am Herde . . . oder aus dem kurzen Gespräche mit dem Töchterchen Leser Kollins kamen.

Mittlerweile war der Nachmittag zu Ende gegangen. Der Sabbat machte seine Nähe überall bemerkbar. Nachdem sich der junge Rabbiner, so viel es sein mitgebrachtes Gepäck gestattete, festlich bekleidet, seine schwarzen, wie ein nächtiges Gewölk niederhangenden Haare geölt (er hielt in diesen Stücken viel auf das, was man äußere „Repräsentation“ nennt) und auch sonst von der Herbergsmutter allerlei Aufmerksamkeiten erfahren hatte, begab er sich in die naheliegende Synagoge. Der Abendgottesdienst begann soeben. Und auch jetzt bewährte sich wieder der volle Zauber einer Persönlichkeit, von der Jugendschönheit und Jugendkraft noch nicht gewichen ist. Er hatte in der sogenannten „Polischen“, — Vorhalle des Gotteshauses —, wahrscheinlich so benamset, weil daselbst die polnischen Bettler zu stehen pflegen, seinen Platz genommen; aber jeder, der an ihm vorüberkam, schenkte dem fremden, schlanken Manne einen Blick der Aufmerksamkeit, begrüßte ihn wärmer als die anderen „Gäste“, ja der Gemeindeverwalter Joel Tagleicht ging so weit, daß er ihn aufforderte, drin im Gotteshause selbst seinen eigenen Betplatz mit ihm zu teilen, was ungeheuer viel bedeutete. Aber wie am Nachmittage die Einladung zum Tische, so lehnte der junge Rabbiner auch diese Ehre bescheiden, aber durchaus nicht demütig ab.

Die Nacht war herabgesunken; tausend funkelnde Sterne

standen am Himmel; ein leises Lüftchen spielte in den Haaren des jungen Rabbiners und fächelte seine heißen Wangen, als er nach beendigtem Gottesdienste durch die „Gasse" schritt, jenem kleinen und versteckten Häuschen entgegen — wo ihn sein sabbatliches Leibgericht erwartete. Bald hastete er seine Schritte, bald hielt er wieder zögernd inne; einmal deuchte es ihm, als könne er nicht rasch genug zu den Genüssen im Hause Leser Kollins eilen, dann fand er eine Art Vergnügen daran, sich diesen Genuß so lange als möglich vorzuenthalten . . . So kam es, daß er, als er endlich das Haus erreichte, und in die Stube eintrat, schon die ganze Familie um den Tisch geschart fand, wie sie eben die althergebrachten Gesänge, die die Ankunft des holden Sabbats feiern, in abwechselnden und doch harmonisch ineinander klingenden Weisen sangen. Obenan saß Leser Kollin, der arme Mann, der aber in diesem Augenblicke aussah, als hätte er Königreiche zu verschenken, neben ihm sein Weib in weißer Haube und ihr zur Seite das schöne Mädchen aus der Küche . . . Von da an wogte es wie ein reifes Kornfeld von lauter Kinderköpfen, Mädchen und Knaben, jedes von ihnen ein aufgeschlagenes Gebetbüchlein vor sich. Der „Gast" war bescheiden an der Türe stehen geblieben.

Eben stimmten sie den letzten Gesang an, den feurigen Hymnus des Königs Salomo auf das Weib, und mit seltsamer Gewalt umrauschten ihn die so oft gehörten und doch niemals recht verstandenen Worte des vielerfahrenen Dichterkönigs: „Anmut ist Lüge und eitel ist Schönheit; eine gottesfürchtige Frau, die werde gepriesen. Gebt ihr von der Frucht ihrer Hände und rühmet ihr Tun in den Toren." Sein reines Gemüt stand unter dem Banne eines Zaubers, den er bis dahin noch nicht gekannt hatte.

Nun erst, nachdem der Gesang geendet, ging Leser Kollin auf den fremden Gast zu und gab ihm den üblichen Friedensgruß. Es war gar fein von dem armen Manne,

daß er den jungen Rabbiner, den er doch über den Sabbat zu verköstigen hatte, nicht nach Stand, Namen und Herkunft fragte. Noch hatte er ja sein Salz und Brot nicht genossen. Eine Weile darauf wurde das Nachtmahl aufgetragen. Man wusch sich die Hände, Leser Kollin sprach die Benediktionen über den Wein und das weiße Sabbatbrot aus; dann brachte die älteste Tochter, eben jenes schöne Mädchen, aus der Küche einen mächtigen Suppentopf herbei, aus dem sie jedem seinen Anteil in den Teller schüttete. Der „Gast“ war ihr gerade gegenüber zu sitzen gekommen.

Während der Suppe herrschte Schweigen unter der Tischgesellschaft, jetzt sollten die Fische ihren Einzug halten.

Da sagte Leser Kollin, indem er seiner Tochter einen Wink gab, der ihr bedeutete, einstweilen die Fortsetzung des Nachtmahls zu unterlassen:

„Mit Verlaub, Gast! Darf man fragen, woher Ihr kommt?“

„Ich komme gerade aus Prag.“

„Wo seid Ihr geboren?“

„In Mähren bin ich zu Hause.“

„Und was habt Ihr in Prag getan? Wie lange wart Ihr daselbst?“

„Ich habe da fünf Jahre bei dem Landrabbiner gelernt.“

„Das habe ich Euch auch gleich angesehen. Ihr habt eine Miene, die einem das auf den ersten Blick verrät. Darf ich Euch um eine Wohltat bitten, Gast?“

„Redet nur.“

„Gebt uns etwas Thora zum besten! Wenn ich so etwas Gutes früher genossen, so ein feines Wort, was man nicht alle Tage zu hören bekommt, so zehre ich daran, wie an einem guten Bissen. Mitten in meiner Plage, während der Woche, fällt es mir ein und erhebt und tröstet meine Seele.“

Ein seltsames Bangen überkam den jungen Rabbiner! Er, der für derartige Fälle gewappnet und gerüstet war, wie kaum ein anderer, der in seinem Kopfe einen Schatz solcher „feiner Wörtlein“, eine Fülle von talmudischen Spitzfindigkeiten und Witzen trug, er fühlte sich der schlichten Aufforderung dieses armen Mannes gegenüber beinahe sprachlos. Er empfand es mit aller Gewalt, daß er unter diesen einfachen Menschen die blitzenden Waffen seiner Gelehrsamkeit von sich werfen und als ein Gleicher mit Gleichen verkehren müsse. Denn wenn ihn auch vielleicht Leser Kollin verstand — verstanden ihn darum auch die zwei Augen, die ihm gegenüber leuchteten? Mußte er nicht gerade von ihnen begriffen werden?

In diesem Augenblicke kam ihm jener Geist zu Hilfe, der vom Anfang der Welt her seine Freude daran findet, die Menschen im Überwinden der höchsten Schwierigkeiten zu unterrichten, so daß ihnen das Abtragen von Bergen und das Ausfüllen der tiefsten Täler als Spielwerk vorkommt.

Er begann damit, daß er auf das Lob des Weibes, wie es König Salomo gedichtet, zurückgriff. Sie hatten es ja soeben selbst gesungen, und er mußte also voraussetzen, daß Sinn und Bedeutung dieses eigentlichen Hohenliedes auf die Frau ihnen allen klar und verständlich war.

„Ein wackeres Weib,“ begann er, „wer findet es? Schwerer zu erkaufen ist sie als Perlen.“ Dann mit einer geschickten Redewendung blieb er bei einem Satze des schönen Gedichtes stehen und entwickelte ihn in klarer, fließender Weise zum Mittelpunkte seines „feinen Wortes“.

„Es steht geschrieben:

Ihr Sinn trachtet nach einem Felde, und sie kauft es; von der Frucht ihrer Hände pflanzt sie einen Weinberg.“

„Was soll das heißen?“ fragte er sich gleichsam selbst. „Ist es die Sache des Weibes, seinen Sinn auf den Erwerb

zeitlichen Gutes gerichtet zu halten? Denn wenn es in einem früheren Satze heiße: „sie steht auf, wenn es noch Nacht ist, und gibt Speise ihrem Hause,“ wie kann man dem schwachen Weibe mitten in der Erfüllung seiner häuslichen Pflichten noch die Last auferlegen, an die Mehrung des Besitzes zu denken? Das Feld muß der Mann kaufen, mit seiner Hände Kraft und seines Geistes Gewalt muß er schaffen und walten, damit das von ihm gegründete Haus fest und sicher dastehe gegen die Stürme des Lebens. Wie komme aber das Weib dazu, das was ein Recht des Mannes ist, zu seiner Zierde zu machen? Was solle dann der Mann neben ihr bedeuten?“

So in scheinbaren Gegensätzen zerschlug er gleichsam die Grundmauer, auf die er doch den Bau seines „feinen Wörtchens“ gründen wollte. Offenbar hatte der Dichter des heiligen Gesanges hier gefehlt. Kann aber König Salomo irre gehen? Kann etwas, was in den gewaltigen Lauten der heiligen Schrift zu uns spricht, einer Mißdeutung, einer Verirrung unterliegen?

Jetzt begann er den Aufbau. Auf den vermeintlichen Ruinen des bisher Gesagten, erhob sich in holdseliger Rede das neue Haus seines Beweises.

„Nicht um ein Feld, daß so und so viel Metzen Getreide abwirft, handle es sich, wenn es in den Sprüchen Salomos heiße: ‚Sie trachte danach und kaufe es.‘ Nein! das sei ein ganz anderer Acker; der Säemann, der ihn bestelle, sei nicht das Weib und nicht der Mann, das sei die heilige Gotteslehre, von der es auch anderswo heiße, sie wäre der ‚Baum des Lebens‘. Diesen Acker, so entwickelte er sinnig weiter, habe Gott in die Hut des Weibes gestellt; aus ihm ziehe sie ihre besten Früchte, nicht aber dadurch, daß sie ihn selbst bestelle, selbst pflüge und ihm Gutes angedeihen lasse! Das sei nicht Sache des Weibes, dafür sei der Mann da! Wenn er in der Gotteslehre ausharre und

sie ihn darin unterstütze, daß er niemals aufhört, bei Tag und bei Nacht darin zu forschen, dann könne man von ihr sagen: Ihr Sinn steht nach dem Felde, und sie kauft es, dann sei die Frucht ihrer Hände der Weinberg, jener herrliche Weinberg, dessen Rebenblut nicht berauscht, nämlich der Lohn in dieser und in der künftigen Welt."

Er hatte noch nicht geendigt. Das bisher Gesagte bedurfte eines lebendigen Beispiels. Die Auslegung des Salomonischen Spruches schwebte in der Luft, wenn er ihr nicht eine feste Stütze gab. Diese fand er in einem Geschichtchen, wie es die tausendjährige Überlieferung in aller Lebendigkeit eines wahrhaften Geschehnisses aufbewahrt hat.

„Die Tochter des reichen Kalba Sebua," erzählte er, „in dessen Hause es so hoch herging, daß, wer hungrig wie ein Hund es betrat, es gesättigt wieder verließ, hatte unter den Hirten ihres Vaters einen Jüngling bemerkt, der ihren Augen wohlgefiel. Er weidete nur die Schafe, aber auf seiner Stirne leuchtete ein Abglanz höherer Begabung, der vielleicht nur ihr erkennbar war. Eines Tages rief sie ihn zu sich. ‚Ich werde dein Weib,' sagte sie zu ihm, ‚aber nur unter einer Bedingung. Du mußt nach Sura auf die hohe Schule und dort sieben Jahre verbleiben. Ich will deiner harren, wie es einem treuen Weibe ziemt.' Da sagte er: ‚Ich gehe nach Sura und bleibe dort sieben Jahre,' und hierauf nahm er einen Ring und steckte ihn an ihren Finger und sagte zu ihr: ‚Siehe, du bist mir angetraut.' Er wanderte nach Sura, aber als Kalba Sebua nach einiger Zeit vernahm, seine Tochter sei die Frau seines Schäfers geworden, geriet er in heftigen Zorn und enterbte sie; sie aber trug ihr Leid in stolzer Ergebenheit; sie murrte nicht, denn ihr Sinn stand ‚nach einem Felde, das einst ihr eigen sein sollte.'

Im siebenten Jahre erhielt sie von ihrem Manne einen Brief, darin hieß es: Meine Zeit ist um! Soll ich heim=

kehren?' Darauf schrieb sie: ‚Bleibe noch sieben Jahre auf der Schule, ich will deiner harren, wie es einem treuen Weibe geziemt.' Und eines Tages, es war das vierzehnte Jahr um, erfüllte zahlreiches Volk die Straßen der Stadt. Akiba, der größte Gelehrte seiner Zeit war eingekehrt; nicht weniger als zwölftausend Schüler bildeten sein Gefolge. Des Weges daher kam ein Weib, das warf sich ihm weinend zu Füßen und küßte den Staub seiner Füße. Er aber hob sie liebreich auf und küßte sie vor allem Volke. Als ihn die Schüler darob zur Rede stellten, sagte er: ‚Das ist mein Weib! Und wenn sie nicht gewesen, wäre ich nicht euer Lehrer und ihr nicht meine Schüler!'

Als Kalba Sebua vernahm, wer sein Schwiegersohn sei, setzte er ihn in den Besitz aller seiner Reichtümer, und der Schäfer von ehedem ward nun der reichste Mann im ganzen Lande."

„Soll ich leben und gesund sein," rief der Hausherr, nachdem der junge Rabbiner geendet, „wenn ich nicht alle Reichtümer der Welt hingebe, um von Euch, mein lieber Gast, nur einmal in der Woche so etwas Schönes zu hören. Nur um eins ist schade, großer Schade!"

„Und das wäre?" fragte der fremde Gast, tief bewegt von der Ergriffenheit seines Kostherrn.

„Daß Ihr nicht unser Rabbiner geworden seid! Ihr hättet dazu vielleicht besser gepaßt, als der andere, der auf sich warten läßt."

Ein flüchtiges Lächeln glitt über das Angesicht des Gastes, er senkte die Augen. Als er wieder aufblickte, fielen sie auf das Mädchen, das ihm gegenübersaß. Niemals glaubte er etwas Schöneres gesehen zu haben; ihr Antlitz strahlte und leuchtete; ihre ganze Seele schien dort zu wohnen. Dann stand sie rasch auf.

„Jetzt, Deborah!" rief Leser Kollin, „bringe deine Fische!"

Noch in einer späten, sehr späten Zeit, und was das bedeuten will, werden nur diejenigen wissen, die den achtundachtzigjährigen Greis kannten, erzählte der Großvater die Szene, die sich nun ereignete.

Deborah trug die Schüssel, worauf die Fische lagen. Sie stellte sie gerade vor ihren Vater hin; doch ehe dieser noch zugreifen konnte, hatte sie den Teller des jungen Rabbiners mit einer heftigen und dabei doch anmutigen Bewegung ergriffen, und darauf das größte und gewaltigste Stück, das Kopfstück des in der Pfeffertunke schwimmenden Karpfen, geschoben!

Worin die Größe dieser Tat lag? Lieber Leser! Wenn du so fragst, so verrätst du eine gefährliche Unwissenheit in dergleichen Angelegenheiten. Das Kopfstück des Karpfen wird als eine Art Huldigung betrachtet, womit man dem vornehmsten der Gäste am Tische Ehre antut. Das ist aber in erster Linie der Hausvater selbst; das Kopfstück ist sein Anteil, der Tribut, den man seinem Ansehen schuldet, und wenn es an einen andern abgetreten wird, so wird damit nur eingeräumt, daß noch ein Höherer sich am Tische befindet, dem eine gleiche Huldigung gebührt. Diese Regel wurde in „alten“ Zeiten wie ein unverbrüchliches Gesetz gehalten.

Darum auch schrie Leser Kollins Frau, als sie diese Mißachtung eines gegen alle Sitte und Schicklichkeit verstoßenden Brauches gewahrte, mehr erschrocken als zornig:

„Deborah! was stellst du an? Das gehört ja für deinen Vater!“

Das Mädchen richtete sich aber hoch und höher auf und war gar lieblich anzusehen, wie sie neben dem Stuhle des jungen Rabbiners stand, und noch lieblicher klang die Antwort, die sie, flammendrot im Angesichte, der Mutter gab.

„Mutter,“ rief sie, „ich weiß, was ich tue. Es ist

mir nichts anderes eingefallen, womit ich den Gast ehren könnte für sein feines Wort!"

Darauf ward es erst mäuschenstill in der Stube; dann rief Leser Kollin, während das sonnigste Lachen seine Züge überstrahlte:

„Recht hast du gehabt, Deborah, mein Kind! Du brauchst dich dafür nicht zu entschuldigen. Du sollst gesegnet sein vor allen meinen Kindern!"

Was der fremde Gast tat?

Er verzehrte stillschweigend das ihm dargebotene „Kopfstück" des Fisches und blieb auch für die übrige Zeit des Abends still und einsilbig. Aber tief in seinem Innern tönten herrliche Stimmen durcheinander, dort brauste eine Sprache, gegen die das Toben des Meeres leises Gelispel ist, die Sprache einer mit der Gewalt eines Sturmes über ihn hereingebrochenen, nicht mehr zu unterdrückenden Leidenschaft!

Zu Mittag am nächsten Sabbat stellte sich der fremde Gast in der Wohnung seines Kostherrn wieder ein. Er sah blaß und abgespannt aus, wovon die vergangene Nacht, während welcher er kein Auge geschlossen, mancherlei hätte erzählen können.

„Fehlt Euch was, mein lieber Gast?" fragte die Frau Leser Kollins. „Ihr seht heute anders aus, als Ihr gestern ausgesehen habt."

„Mir fehlt gar nichts," gab er hastig zur Antwort, „mir ist ganz gut zumute."

Dabei streifte sein Auge flüchtig wie der Blitz die unfern von ihm stehende Deborah.

Sonst ging das Mittagmahl still und gemessen vorüber; es wurde nicht viel gesprochen. Nur am Schlusse des

Tischgebetes, welches Leser Kollin dem fremden Gaste „verehrt“ hatte, sagte jener:

„Ich bleib' dabei, es ist doch schade, daß der andere kommen wird. Keiner hätte für uns besser gepaßt, als Ihr.“

Wieder glitt ein flüchtiges Lächeln über die strengen Züge des jungen Rabbiners.

Spät am Abend, als die funkelnden Sterne am Himmel dartaten, daß der Sabbat bereits in seine Ruhe eingegangen, ging der fremde Gast noch einmal zu Leser Kollin, um von der Familie seines liebreichen Kostherrn sich zu verabschieden.

Er fand sie alle beisammen; nur Deborah war in der Stube nicht zu sehen.

Der Gast gab seinem Kostherrn die Hand und bedankte sich bei ihm in herzlicher Weise für das genossene Gute; ebenso tat er es mit der Frau Leser Kollins. Als er sich schon entfernen wollte, rief sie ihn noch einmal zurück und bat ihn, er möge die Kinder zu guter Letzt noch „benschen“. Nicht weniger als sieben Kinderköpfe, Knaben und Mädchen, legten sich unter seine segnenden Hände; er sprach über alle die uralt heilige Formel des Patriarchenfürsten. Dann ging er.

Wo aber war Deborah?

Als er über den finstern Hof schritt, stand am Ausgange des Gäßchens eine Gestalt; er kam näher; sein Herz pochte in mächtigen Schlägen.

„Bist du's Deborah?“

„Ich bin's!“ tönte es schluchzend zurück.

„Warum weinst du, mein Kind?“

„Ich weiß es selbst nicht.“

Er ergriff ihre Hand, die in der seinigen heftig zitterte.

„Deborah, mein Lieb'! antworte mir bestimmt, was ich dich frage. Möchtest du, daß ich hier bleibe?“

„Um mein ganzes Leben!“ flüsterte sie nur ihm hörbar.

Er neigte sich zu ihrem Ohre; sein warmer Atem umfing sie, rings herum waltete tiefe Stille, nichts störte, nichts legte sich feindlich zwischen das Aussprechen des Seligsten, was diese zwei Wesen jemals empfunden haben mochten.

„Willst du mein Weib werden? mein gutes treues Weib?“ so mochte das lauten, was er ihr ins Ohr flüsterte.

„Lebendiger Gott! warum mir dieses Glück?“ rief sie in erschreckter Freude zurück.

„Sag's noch einmal: Willst du mein Weib werden?“

„Ich will's.“

„So will ich dir auch sagen, wer und was ich bin!“

Darauf erzählte er ihr in wenigen Worten die Geschichte seiner Hierherkunft, wie er der berufene Rabbiner sei und es niemals bereuen werde, daß er gerade diesen Weg eingeschlagen habe, um mit seiner Gemeinde und seiner Deborah bekannt zu werden.

Seltsam! sie entzog jetzt ihre Hand der seinigen.

„Was ist dir, Deborah?“

„Mein Vater ist ein armer Mann,“ schluchzte sie, „er gibt mir nichts nach.“

„Und ich nehme dich doch, Deborah!“ rief er und umschlang sie mit seinem Arme. „Ich will nichts als nur dich. Meinst du, du hast mir die Mitgift nicht schon mitgebracht? Sie ist mir lieber als Gold und Perlen.“

„Ich versteh' das nicht.“

„Ist das ‚Kopfstück Fisch‘ nichts?“ sagte er mit scherzhaftem Ernst. „Hast du mich damit nicht geehrt, als du noch gar nicht gewußt hast, wer und was ich bin? Sieh an, Deborah, das will ich dir all mein Leben nicht vergessen, ich habe daraus ersehen, daß du die Rechte bist, wie sie mir gebührt. Du wirst mich immer ehren und wirst das Weib sein, von dem geschrieben steht: Es vertrauet auf sie das Herz ihres Mannes, und sein Erwerb nimmt nicht ab.“

Was weiter vorging?

An einem der nächsten Tage traf zu aller Verwunderung der junge Rabbiner ein, diesmal nicht zu „Fuß“, sondern im Wagen, worauf auch sein sonstiges Gepäck in zwei großen Truhen lag. Man erkannte in ihm den fremden „Gast“, und nicht geringe war das Kopfschütteln in der Gemeinde über die sonderbare Weise, in der sich der künftige Lehrer und Seelsorger eingeführt hatte.

Daß dieser Umstand jedoch keine üblen Nachfolgen für ihn hatte, beweist die Tatsache, daß er fünfundfünfzig Jahre in dieser Gemeinde blieb und daselbst auch sein Grab fand.

Wenn wir am Freitag abend um den großväterlichen Tisch geschart saßen und nach der Suppe wie gewöhnlich die Fische aufgetragen wurden, in jener eigentümlich mundenden Tunke schwimmend, deren Geheimnis nur meine gute Mutter kannte, rief der Großvater, indem er sich das „Kopfstück“ auf den Teller schob:

„Kinder, habt Respekt! Da liegt vor mir die Mitgift meiner Frau!“

Und die neben ihm saß, eine schöne alte Frau in goldener Haube, lächelte so geschämig! . . .

So hat man geheiratet!

II.

Wie Hund und Katze.

Auf den vorangehenden Blättern habe ich soeben dem freundlichen Leser die kleine Geschichte erzählt, wie mein Großvater seinerzeit geheiratet und statt aller Mitgift „das Kopfstück eines Fisches“ erhalten hat.

Ich will jetzt — die freundliche Gestalt des Ahnen vor meinen Augen, umspielt von den unsichtbaren Fittichen,

die aus einer fernen Welt an meine Wangen streichen, — erzählen, wie es meinem Großvater gelungen ist, das alte Sprichwort von „Hund und Katze“ in einer Weise zur Anschauung zu bringen, die man seitdem in der „Gasse“ noch nicht aus dem Gedächtnisse verloren hat.

Wie Hund und Katze!

Jedermann kennt und jedermann begreift den Geist der Überlieferung, die vom Anbeginne der Schöpfung an von der Feindschaft und Zwietracht dieser beiden Tierfamilien zu erzählen nicht müde wird. Die Katze kann es nun einmal nicht vergessen, daß Löwe und Tiger zu ihren Geschwisterkindern gehören, und diesem Adelsstolze setzt der Hund wieder das Bewußtsein entgegen, daß auch Vetter Wolf unter den Gewaltigen dieser Erde durchaus nicht die letzte Rolle spiele. Wie dem aber immer sei: im Hause meines Großvaters bemerkte man nichts von dem altgeschichtlichen Gegensatze, der sich hier gerade in sein Gegenteil aufgelöst zu haben schien. Anderswo, ich gebe es zu, mochte er in seiner ganzen haarsträubenden Wahrheit bestehen, bei meinem Großvater nicht. Anderswo mochten Schlachten geliefert werden voll blutig errungenen Sieges und mühsam verbissener Niederlage, zwischen Hund und Katze meines Großvaters waltete die tiefste und friedfertigste Gemütsinnigkeit ob. Da konnte man tagtäglich mit eigenen Augen es sehen, mit welcher Genügsamkeit, ja mit welcher Zärtlichkeit Hund und Katze aus einer Schüssel aßen, wie sie sich gegenseitig die besten Bissen zuschoben, und nur zuweilen darüber in einen knurrenden Zwist gerieten, wenn Kätzchen aus übertriebener Holdseligkeit durchaus den Brocken nicht annehmen wollte, den ihm Hündchen in seiner feinfühlenden Freundschaft übrig zu lassen für gut befunden hatte. Noch leben viele Zeugen, die es bestätigen können, was sie mehr als einmal gesehen haben. An sonnigen Tagen, wenn die Glut des Himmelsgestirnes sich so recht innig an die Vorderseite des

Hauses legte, lagen dort die jungen Nachkommen der Tante Katze unter der Obhut ihres als so feindlich verschrienen Oheims, des Hundes; und er tat dabei so ammenhaft klug und mütterlich besorgt, als wäre er zu diesem Berufe von Geburt an erzogen worden!

Wieso meinem Großvater diese wunderbare Bekehrung gelungen war, wer möchte das ergründen können? Er hat das Geheimnis mit sich genommen in sein kühles Grab, der stille, allem Gegensatze und Zwiste abholde Mann, und in der Friedfertigkeit seiner Seele, wie ein Diamant in den Eingeweiden des Gebirges, lag auch das Geheimnis, wie man Herr werden kann über die ererbten Gegensätze feindlicher — Tierseelen!

Es mochte an einem heißen Sommernachmittage sein, und zwar schließe ich dies aus mannigfachen Umständen. In dem Synagogenhofe, auf den eines der Fenster der großväterlichen Wohnung ging, war es stiller als gewöhnlich; nichts regte sich auf diesem Raume, der allem lärmenden Verkehre auch sonst ferne lag. Dort am offenen Fenster saß der Großvater, auf dem Tische vor sich ein großes Buch, in welchem er eifrig las. Dabei wehte die Luft so heiß — und drüben an der schattenspendenden Mauer des alten Gebäudes hatte sich Mutter Katze niedergelassen, inmitten ihrer zahlreichen Familie, während Oheim Hund daneben stand, und abwechselnd dem einen um den andern der jungen Rangen freundliche Zurechtweisung erteilte, wenn es ihnen einfiel, aus dem Bereiche des kühlen Schattens in das weiße Sonnenlicht zu treten. Darüber mochte eine Empfindung eigener Art den alten Mann beschleichen; er lächelte mitten in dem Lesen der alten vergilbten Blätter, in denen er vielleicht gerade auf etwas besonders „Scharfes“ gestoßen war, und darüber lächelte er so lange . . . so lange, bis seine Augen weder das vor ihm liegende Buch, noch die spielenden Kätzchen da draußen, noch irgend etwas anderes mehr sahen. Er schlief.

Sein Schlummer mochte aber doch nicht so tief gewesen sein, daß ihn nicht ein leises Geräusch unterbrechen konnte. Plötzlich fuhr er auf, und alsbald hatte er die Ursache seines gestörten Schlafes entdeckt. Da, wo an der Stiege, die zur „Weiberschul" hinaufführt, das „Schemothäuschen" angebaut war, ein hölzerner Verschlag, stand ein etwa fünfjähriger Knabe und bemühte sich eines der losen Bretter des morschen Baues immer loser zu machen, wobei sich seine Arme und Füße nicht wenig anstrengten, denn er arbeitete mit beiden.

Nun muß ich aber zuerst sagen, was ein „Schemothäuschen" ist. Wenn irgendwo ein Blatt aus einem der in der heiligen Sprache Zions geschriebenen oder gedruckten Bücher, sei es infolge eines Zufalls oder wegen Altersschwäche, aus seinem bisherigen Verbande fällt, glaubt ihr, daß man ein solches Blatt den Winden der Vergessenheit oder gar dem Verderben preisgeben darf? Das kleinste Kind in der Gasse kann euch belehren, daß ja der „Name Gottes" darauf stehen kann, und wolltest du den zu dem niedrigen Staube sich gesellen lassen? Nein! ein solches Blatt wird sorgfältig vom Boden aufgehoben und in das „Schemothäuschen" getragen, wo es bereits Hunderte von solchen aufgehobenen Brüdern findet. Da wohnen sie zusammen, oft in jahrelang andauernder Nachbarschaft, bis eines Tages der „Schuldiener" sie abholt und sie allesamt auf den „guten Ort" hinausträgt, wo er sie mit einem frommen Gebete zur Erde bestattet.

Also mein Großvater war durch jenes Geräusch aus dem Schlummer geweckt worden; er hatte den Knaben und dessen Tun bemerkt, aber zu einer Tat, selbst nur zu einem Zurufe konnten sich seine schlafmüden Sinne nicht ermannen. Er sah nicht nur den Knaben, er hatte ihn auch erkannt; er wußte, daß „Michele" Hirsch Elsäßer und dessen Ehefrau Hanne gehörte; darüber hinaus gelangte er jedoch nicht.

Draußen wehte die Luft so heiß, und die Lettern des altersgrauen Talmud, der vor ihm ausgebreitet lag, blickten so grämlich verdrießlich . . . nur die — Kätzchen spielten im Schatten der Synagogenmauer so wonniglich unter der Obhut ihres Oheims.

Ein Lächeln zog sich wieder um seine Mundwinkel, zog sich immer weiter, bis es in den weißen Haaren seines Bartes, von wo es nicht weiter konnte, haften blieb. Er war wieder eingeschlummert . . .

Mittlerweile wollen wir in flüsternd gehaltenem Tone berichten, welches Bewandtnis „Michele" mit dieser wahrhaftigen Geschichte von „Hund und Katze" hat.

Sie leben wie Hund und Katze! Wenn man in der Gasse diesen Ausspruch tat, so galt er gewiß einem der Vorgänge, wie sie fast allstündlich zwischen Hirsch Elsäßer und seiner Ehegattin Hanne vorkamen. Dort in jenem Hause gab es nichts als Zank und Unfrieden; die Zungen wurden nicht müde davon zu erzählen. Oft hatte es der Großvater versucht, milde und strenge, wie es in seiner Natur lag, immer aber vermittelnd einzuschreiten; er vermochte nicht jenen störrischen Geist zu bannen, von dem die beiden Eheleute, recht als hätte er sie zu seinem Spielzeuge ausersehen, herumgewirbelt wurden. Wollte er auf den Grund dieser anhaltenden Zwistigkeiten kommen, so hörte er wohl Einzelheiten bald von dieser, bald von jener Seite. Jedes war in seinem Rechte, und doch brannte lichterloh das Unrecht auf beider Seelen. Von diesem verbitterten Ehepaare pflegte der Großvater zu sagen:

„Hund und Katze habe ich gewöhnt aus einer Schüssel zu essen, aber daß Hirsch Elsäßer und sein Weib sich vertragen, wie es sich für sie geziemt, das will mir nicht gelingen. Kommt das von einem bitteren Tropfen in ihrem Geblüte her? Und doch hat ihnen Gott ein Kind gegeben, an dem sie ihre Freude haben können. Wenn sie aber

schon jetzt sich das Leben verbittern und versalzen, was wird erst geschehen, wenn sie einmal das Kind verlieren würden . . ."

Was den guten Großvater dabei am meisten verwirrte, war, daß er Hirsch und Hanne als liebendes Brautpaar gekannt hatte. Wie lange hatte Hanne, die jetzt so verbitterte Hanne, sich gegrämt und dem Augenblicke entgegengesehnt, der sie mit ihrem Hirsch unter dem Trauhimmel zusammenführte! Und wie hatten seine Augen gebrannt und geleuchtet, als er endlich die Worte jener uralten bindenden Formel: „Ich traue dich mir an," zu der Errötenden sprach! Und nun waren sie in ihrem häuslichen Leben heimgesucht von jenen finstern Mächten der Zwietracht, den nimmer ruhenden Zerstörern alles Liebesglückes und alles Liebeszaubers! Wie Hund und Katze!

Kehren wir wieder zum Großvater zurück.

Die Sonne am Himmel hat sich schon längst hinter die alte Synagoge zurückgezogen, die Schatten ihrer Mauer sind bereits so breit geworden, daß Oheim Hund in zarter Rücksicht auf die seiner Obhut überlassenen Kätzchen an den Rückzug denkt, um sie nicht einer Erkältung auszusetzen. Die Luft hat sich merklich abgekühlt, und der alte Mann sitzt noch immer da vor seinem Buch und schlummert. Was soll das bedeuten? Das ist ihm noch nie widerfahren, und jetzt lächelt er schon wieder, und das Lächeln ist wie scheidender Abendsonnenstrahl und sagt, daß die Sonne wieder aufgehen und leuchten wird über seinem ehrwürdigen Haupte!

Mit einem Male wird es in dem greisen Antlitze finster, das Lächeln hat sich entfernt, es ist, als wenn ein düstrer Traum seinen Bann über dasselbe geworfen hätte. Oder ist das mehr als Traum, was als klägliches Jammergeschrei an seine Ohren gellt und seine Augen gewaltsam aufriß? War das Wirklichkeit?

„Das Kind! das Kind!" hörte er wirr durcheinander

rufende Stimmen, die sich bald zu nähern, bald zu entfernen schienen — und jetzt war er erwacht.

Er trat an das Fenster, das auf die Gasse hinschaute.

„Was ist geschehen?" rief er hinaus.

„Das Kind! das Kind!" scholl es ihm entgegen, „ein Kind ist verloren gegangen."

„Was für ein Kind?"

„Hirsch Elsäßers seine Michele ist verschwunden, man sucht es schon seit einigen Stunden und kann es nicht finden."

Hirsch Elsäßers Kind! Wie ward doch dem Großvater? Hatte er das Kind nicht gesehen? Oder war er noch unter dem Banne des Schlafes, der ihn während des ganzen Sommernachmittages gefangen gehalten hatte? Er hatte den Knaben doch gesehen . . . war das während eines Traumes? Konnte er sich nur nicht erinnern, oder war das schon längst geschehen?

Andere Stimmen kamen vorüber; haufenweise standen die Leute in der Gasse umher, auf aller Gesichtern namenlose Angst und Entsetzen.

„Man hat das Kind vor drei Stunden bei den Ziegelhütten gesehen," rief eine Frau, „und dort ist ein tiefer Teich."

„Tu deinen Mund nicht zum Unheil auf," rief ein anderer.

„Gewiß ist es ertrunken!"

Und ein Schrei, ein Jammerlaut gellte durch den Haufen.

„Bei den Ziegelhütten hat man es gesehen?" sprach der Großvater vor sich hin, halblaut, wie einer, dessen Sinne noch immer nicht ihre gewöhnliche Klarheit erlangt haben.

„Bei den Ziegelhütten war es nicht!" schrie der lange Zender, seines Gewerbes Fleischhauer, „aber die Zigeuner werden es sich mitgenommen haben. Gestern war Markt!"

„Zigeuner!“ flüsterte es wieder halblaut von den Lippen des Großvaters, „Zigeuner! Wie kommen Zigeuner zu dem Knaben?“ Hatte er ihn nicht selbst gesehen? Mit seinen eigenen Augen gesehen? Wo war er dem Kinde nur begegnet? War das noch vor kurzer Zeit? War es schon lange her?

In dem nächsten Augenblicke ertönten von dem fernsten Ende der Gasse her die bekannten drei Hammerschläge, die zum Abendgottesdienste riefen.

Da riß es wie ein Schleier vor den Augen des Großvaters, seine Sinne hatten ihre volle Helligkeit erlangt, wieder war das Lächeln aus seinem Nachmittagsschlummer um seine Mundwinkel herum zurückgekehrt, aber nur für einen flüchtigen Augenblick . . .

Dann rief er mit starker Stimme zum Fenster hinaus:

„Sag einer dem Schuldiener, daß er mit dem Klopfen aufhören soll, bis ich es ihm sagen lasse.“

Ein Knabe lief eiligst davon.

„Und jetzt,“ gebot er weiter, und seine Stimme schallte frisch und weithin tönend, „geh ein anderer zu Hirsch Elsäßer und zu seinem Weibe. Der Rabbi läßt ihnen sagen, sie mögen zu ihm kommen.“

Tiefe Stille lagerte sich über die früher so bewegte Versammlung unter den Fenstern.

„Gott weiß, wo sie das Kind suchen!“ rief eine Stimme nach einer Weile.

„Hanne Elsäßer,“ meinte ein anderer, „hat geschrien, sie wirft sich in die Iser, da wo sie am tiefsten ist, wenn sie das Kind nicht vor Abend findet.“

„Holt sie nur!“ gebot aufs neue der Großvater, „und sagt ihnen, es wird mir vielleicht eingegeben werden, wo das Kind ist.“

Dann trat er vom Fenster zurück und schloß es hinter sich.

Die Leute entfernten sich auf diese Worte nach allen Seiten, so manches Gemüt von eigentümlichen Schauern er=

griffen, daß der alte in Ehrfurcht angeschaute Rabbiner mit einer solchen Sicherheit die Zukunft zu verkünden vermochte, in die ihm doch nach aller Ansicht kein Einblick gegönnt sein konnte!

Der Großvater setzte sich aber wieder an den Tisch vor den aufgeschlagenen Talmud hin, und diesmal schien er wirklich durch eifriges Studium nachholen zu wollen, was ihm der Nachmittagsschlummer unwillkürlich geraubt hatte. Aber es schien nur so; denn als seine Blicke einmal durch das Fenster schweiften, lächelte er wieder. Seine Kätzchen lagen wieder draußen in der Kühle des abendlichen Schattens, vielleicht um abzuwarten, wie denn der Schluß des kleinen Dramas sich gestalten werde, dessen Beginn in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft vorgegangen war.

Mittlerweile war mehr als eine Stunde verflossen; die Sonne stand am äußersten Rande des Himmels; tiefe Stille ringsumher! Die ganze Gasse schien auf der Suchefahrt nach dem verlorenen Knaben umherzuirren.

Da verkündigte immer näher und näher dringendes Klaggeschrei, daß alles Suchen umsonst gewesen. Von der Anhöhe herab, die zum „guten Orte" hinausgeführt, kam der Zug in die Gasse; aus den vielen durcheinander tönenden Stimmen konnte man deutlich den Jammer der unglücklichen Mutter vernehmen. Es waren Verzweiflungsrufe, die mit eisigen Krallen an jedes Herz griffen.

Jetzt waren sie vor der Rabbinerwohnung, und es währte nicht lange, so war die große Stube bis in ihre fernsten Ecken von Leuten angefüllt. Der Großvater saß noch immer am Tische und las in dem aufgeschlagenen Buche.

„Mein Kind, mein Kind," heulte Hanne Elsäßer, die neben ihm niedergesunken war, „wo ist mein Kind?"

Hirsch Elsäßer, ihr Mann, stand hinter ihr gebückt und gebrochen, das Antlitz von Tränen übergossen.

„Dein Kind, Hanne?" sagte der Großvater, und ein

wundersam strafender Blick fiel dabei aus seinen sonst so milden Augen auf die vor ihm Liegende. „Hast du mir es aufzuheben gegeben? Bin ich der Hüter deines kleinen Michele?“

Da schrie die Frau wild verzweifelt auf:

„Wozu haben mich denn die Leut' zurückgerufen? . . . Damit ich mir etwa den Tod nicht gebe? Sie haben ja gesagt, der Rabbi weiß, wo mein Kind ist.“

Sie war aus ihrer knienden Stellung aufgesprungen, dabei hatten sich ihre Haare unter der Haube gelöst, und so stand sie da, als könnte sie ganz allein mit einer ganzen Welt es aufnehmen, die ihr den Weg zum Tode verrammeln wollte.

„Alle Leut' sollen die Stube verlassen,“ rief da der Großvater, „nur Hirsch Elsäßer und sein Weib Hanne sollen bleiben.“

Was in der Stube sich befand, folgte diesem Gebote. Nur drei Personen waren zurückgeblieben.

„Wie kommt's, Hanne Elsäßer,“ fragte der alte Großvater mit jenem markigen Nachdrucke in seiner Stimme, wie sie nur ihm in solchen Augenblicken eigen war, „wie kommt's, daß du dein Kind von mir begehrst? Ich frag' dich noch einmal: Hast du es mir zur Aufbewahrung gegeben? Bin ich dazu ausersehen worden, es zu bewachen und zu beschützen? Besinne dich noch einmal, und gib mir dann Antwort.“

Das Weib starrte ihn mit großen, wilden Blicken an, ihre Lippen zuckten krampfhaft, es drang kein Laut über sie.

„Hast du mir vielleicht den Knaben übergeben, Hirsch Elsäßer?“ fragte wieder der Großvater, und sein Auge ruhte bewältigend auf dem gebrochenen Manne.

Da richtete sich Hanne wieder auf; in wilder Bewegung war sie nach der Türe hingesprungen.

„Mein Kind,“ schrie sie, „ich muß es suchen gehen . . . es ist tot.“

„Halt,“ rief der Großvater gebieterisch, „bleib stehen, Hanne Elsäßer, und rühre dich nicht von diesem Orte.“

Das Weib gehorchte augenblicklich diesem Gebote.

„Höre mich an, Hanne Elsäßer,“ begann er wieder. „Ich muß dich noch um eines fragen, und das geht auch deinen Mann an; denn ihr beide gehört doch zusammen und seid unter einer Chuppe (Trauhimmel) miteinander gestanden . . . Habt ihr mir auch die Ruhe eures Hauses und euren Ruf zum Aufheben gegeben? Wie die Fetzen eines zerrissenen Tuches flattern sie in der Gasse umher, und der Wind trägt sie dahin und dorthin, und wer will, kann einen solchen Fetzen abreißen und damit sein Gespötte treiben . . . Und da wollt ihr, daß ich euch Rechenschaft ablegen soll darüber, wo euer Kind ist?“

Hanne schluchzte krampfhaft; plötzlich war sie an ihren Mann herangetreten und hatte die Arme um seinen Hals geschlungen. Erst jetzt löste sich ihr Schmerz in heiße Tränen auf.

„Ich trage an allem die Schuld!“ rief sie, „sonst wäre das Kind nicht verloren gegangen.“

„Soll ich etwa der Bessere sein?“ rief dagegen Hirsch Elsäßer.

Der Großvater aber, wie er all dies sah und hörte, klappte den Talmud zu, stand auf und sagte in tiefster Bewegung:

„Kommt jetzt ihr beiden! . . . Ich hoffe zu Gott, ich kann euch euer Kind zurückgeben.“

Er schritt hochaufgerichteten Körpers zur Stube hinaus; hinter ihm wankten Hirsch Elsäßer und dessen Weib. Wie sie auf die Gasse hinaustraten, wich alles ehrfurchtsvoll vor dem ehrwürdigen Greise zurück. Und dabei waltete eine Stille in dem früher so bewegten Haufen, daß man die eigenen Atemzüge in seiner Brust belauschen konnte.

Der alte Rabbi ging aber, die Blicke weder rechts noch links richtend, geradeaus durch die lebendige Gasse, die sich

zu beiden Seiten gebildet hatte. Seine Miene war streng und ehrfurchtgebietend. Nur als er an seinen Kätzchen vorüber kam, wollte man ein leises Lächeln um seine Lippen spielend gesehen haben. Das verschwand aber ebenso schnell, als er jetzt mit seiner Begleitung vor dem „Schemothäuschen“ angelangt war. Hier blieb er stehen.

„Hanne Elsäßer!“ rief er mit seltsam weichem Tone, „du bist die Mutter . . . schieb doch dieses Brett da hinweg . . . Was siehst du . . .?“

Ein Schrei, ein furchtbar gellender Schrei, dann ein krampfhaftes Lachen und Weinen . . .

Mitten auf den „Schemot“, auf den vergilbten, zerrissenen und morschen Blättern alter Bücher lag Michele und rieb sich, erschreckt durch den Lärm, schlaftrunken die Äugelein!

Seitdem hörte man in der Gasse auf, von Hirsch Elsäßer und seiner Frau Hanne zu reden „als wie von Hund und Katze“.

Auf dem Monte Pincio.

(1882.)

Der Winter des Jahres 1876 auf 77, den ich in Rom verlebte, war wieder einer von jenen, die einem arglosen deutschen Gemüte schwere Enttäuschungen bereiten. Das pflanzt sich so von Jahr zu Jahr, von Bädeker zu Bädeker in ununterbrochener Kette fort: daß nämlich römischer Winter und flutendes Sonnenlicht Begriffe sind, die sich gegenseitig decken, und daß römische Knaben und römische Mädchen um einen Eiszapfen ungefähr in der Attitüde stehen, als träte

ihnen die alte Wölfin, die einst ihre Ahnherren gesäugt, plötzlich aus dem Waldesdunkel leibhaftig entgegen. Ich habe, wie oft! frühmorgens Eiszapfen gesehen, und die jungen Quiriten benahmen sich dabei gar nicht so, als sei ihnen der gefrorene Tropfen am Brunnenschwengel ein gruselndes, nie erlebtes Märchen. Dagegen hat es mit dem flutenden Sonnenlichte von etwa 11 Uhr vormittags bis gegen 3 Uhr nachmittags seine volle Richtigkeit. Das Wärmen, in alle Pulse weich sich Legen des römischen Januar, „hier wird's Ereignis“. Und droben auf dem Monte Pincio, dem schönsten Spaziergange der Welt, seine Nerven oder ein sonstiges Gebreste spazieren zu führen, oder sich müde auf eine der Bänke niederzulassen, das ist ein so holdes Märchen, wie es uns noch kein Dichter vorgespiegelt.

Gewöhnlich, wenn ich um die elfte Vormittagsstunde dort hinaufkam, fand ich mich ganz allein. Die Römer sind keine Frühaufsteher, und nur die englischen Gouvernanten der Deutschen und die deutschen Bonnen der englischen Kolonie mit den ihnen anvertrauten „Babys“ wußten den Wert der Morgenstunde besser zu schätzen. Wie mich das anheimelte, wie mich das traut berührte, wenn die Laute der heimatlichen Mundarten an mein Ohr schlugen, sich dabei zu sagen: Das kommt vom Ufer der Spree, das von der blauen Wiener Donau her, und das aus Hannover, wo sie bekanntlich ein Patent auf das schönste Deutsch besitzen! In Rom habe ich erst die Aversion Luthers gegen alles welsche Wesen recht begriffen! Es fehlte ihm offenbar auf allen Schritten und Tritten sein geliebtes Eisfeldisch, das man im Mannsfeldischen so schön spricht, und wer weiß, ob nicht schon damals der erste Gedanke in seinem Gehirne sich regte, dereinst, wenn er wieder in seine Wittenberger Klause zurückkehren sollte, die heilige Schrift in sein „geliebtes Deutsch“ zu übertragen!

Ich weiß nicht, ob es jedem so erging wie mir, aber

gewiß ergeht es jedem deutschen Gemüte so. Ich habe nämlich gefunden, daß jeder Deutsche, der einmal in Rom gewesen, sich von dort einen besonderen Liebling erkoren hatte: irgend einen Gegenstand, der ihm besonders gefiel, einen landschaftlichen Punkt, eine Bergform, eine Fontaine, und an denen hing er dann mit aller Zärtlichkeit eines Liebhabers und mit aller Weichheit einer Empfindung, für die er keinen Namen wußte. Für mich war es eine einsame Pinie auf dem Monte Mario, der mir gerade gegenüber lag. An der Luftlinie gemessen, ist es freilich mehr als eine halbe Meile, die zwischen dem Standpunkte des Beschauers und dem einsam ragenden Baume liegt. Aber die Luft war so voll Reinheit und Durchsichtigkeit, daß ich fast wähnte, ich könnte jede einzelne Nadel an dem dunkelgrünen Geäste meines Baumes zählen. Oft war es mir, als gehörte diese schöne, schlank aufstrebende Pinie mir allein, als hätte ich ein verbrieftes Recht an sie, und nicht ohne eifersüchtiges Gefühl betrachtete ich jeden, dessen Augen in gleicher Richtung an meinem Lieblinge hangen blieben. Mein erster Blick galt ihm, mein erster Morgengruß bewillkommnete ihn, und ich glaube fast, wenn das Unglück es gewollt hätte, daß er eines schönen Tages etwa durch einen nächtlichen Sturm hinweggerafft worden wäre — die römischen Dryaden haben ihn aber davor bewahrt — ich hätte am andern Tage sicher die Siebenhügelstadt verlassen, bloß weil mir meine schöne stolze Pinie fehlte . . .

Ich habe bereits gesagt, daß es zwischen 11 und 12 Uhr auf dem Monte Pincio ziemlich einsam war. Ab und zu eine deutsche Kindsmagd, oder auch mehrere, mit ihren betreffenden Pfleglingen; ab und zu ein besorgtes englisches Mahnwort, das die Kinder zurückrief, wenn sie sich allzu hastig der Steinbalustrade genähert hatten, ab und zu ein zufällig meine Füße streifender Holzreifen, der aus den Händen der Kinder sich zu mir verirrt hatte! Dann war wieder alles

still, und ich konnte ungestört dem Rendezvous mit meiner geliebten Pinie obliegen.

Hie und da kamen auch junge Seminaristen in Begleitung ihrer Präfekten an mir vorüber, Dreispitze auf ihren jugendlichen Häuptern und den sogenannten Karbonarimantel fest um sich geschlungen: durchwegs freie, offen blickende Gestalten, denen es vor allem an jener mönchischen Demut und Zerknirschtheit fehlte, wie sie bei uns den jungen Leuten dieses Standes innewohnt. Die Art und Weise, wie sie das schwarze oder blaue Mäntelchen, ich möchte fast sagen, an sich gruppieren, dieser unnachahmliche Schick, der aus dem Faltenwurfe spricht, ist etwas so echt Römisches, wie ich es noch an keinem anderen Orte beobachtete. Gewiß! wenn irgendwie die Theorie von dem „Gedächtnisse der Materie" ihre Richtigkeit hat, und sie hat sich ja allerorten, auf Kathedern wie in Lehrbüchern, einen ziemlich behäbigen Raum errungen, so ist dies bei diesen römischen Seminaristen der Fall! Wenn Marcus Tullius Aufidius, der Augur, oder wenn Julius Cicer, aus dem Geschlechte der Varros, der dem heiligen Kollegium der Flamines angehörte, die Treppen zum Kapitol hinanstiegen, warf ihre Toga keine anderen Falten, als das Karbonarimäntelchen meiner Seminaristen. Das war alles voll unsagbarer Natur und Natürlichkeit, der kein Schneider zu Hilfe gekommen. Das war der römische Augur! Das war der römische Flamen!

Eines Tages, es war etwa Mitte Februar, war ich wieder hinaufgegangen und hatte meinen gewöhnlichen Platz auf einer der Bänke nächst der großen Steinbalustrade eingenommen. Von der Piazza del Popolo herauf, die gerade unter mir lag, schallten dumpfe Axt- und Hammerschläge. Man schlug daselbst, in der Nähe des Obelisken mit den Hieroglyphen aus Heliopolis, das Gerüst für die hölzerne Bude auf, die die edlen „Barberi" beherbergen sollte, wenn sie am nächsten Karnevalssonntage von hier

aus über den ganzen Korso bis zum Palazzo di Venezia rannten.

Jetzt näherte sich ein Mann meiner Bank, anscheinend zwischen 25 und 30 Jahren stehend und von einer beinahe abschreckenden Magerkeit. Seinem Stande nach ein junger Geistlicher, denn er trug das Gewand des römischen Abbate, das unausweichliche Karbonarimäntelchen um seine schmalen Schultern geschlagen. Nein, nein! Der war aus keinem römischen Seminar gekommen; alles an ihm verriet, daß seine Wiege am Tiberstrande nicht gestanden!

Wird man vielleicht lachen, wenn ich gestehe, daß mir meine Theorie „vom Gedächtnisse der Materie“ zu diesem Schlusse verhalf? Wie ungeschickt, fast eckig saß dieses Mäntelchen an seinem Leibe! Wie unrömisch sahen die langen, abgezehrten Arme aus dieser Umhüllung hervor! Von römischer Toga auch nicht eine Spur, noch viel weniger von dem Gehaben eines römischen Augurs! Ohne ein Wort des Grußes nahm er auf meiner Bank Platz, und sogleich versenkte er sich in die Lektüre eines Buches, das er mühselig aus einer der Taschen seines unter dem Mantel hervorlugenden Rockes hervorgeholt hatte.

Darüber war eine ziemlich geraume Weile verstrichen. Es war Mittag geworden, und von den Türmen der großen Roma schallten die zwölf ehernen Schläge durch die Luft. Darauf Glockengeläute in allen Tonarten und Modulationen.

„Störe ich Sie?“ fragte plötzlich mein Gefährte, das blasse Antlitz mir zuwendend und sich gleichfalls erhebend.

„Sie sind ein Deutscher?“ fragte ich, indem ich, dem Zuge der Neugier folgend, wieder meinen Platz auf der Bank einnahm.

„Ich bin aus Westfalen,“ sagte er. „Woran haben Sie das erkannt?“

„Ich habe dafür meine eigenen Erkennungszeichen,“ er-

widerte ich. „Zudem habe ich ja bemerkt, daß das Buch, aus welchem Sie lesen, ein deutsches ist."

„Es ist so," meinte er, und damit reichte er mir sein Buch hin. Es waren die „Wanderjahre in Italien" von Ferdinand Gregorovius.

„Kannten Sie Ihre edle Landsmännin, die Dichterin Droste-Hülshoff? Sie ist die größte Lyrikerin des deutschen Volkes."

„Ich habe diesen Namen kaum nennen gehört," und dabei wiederholte er mehrmals hintereinander kopfschüttelnd den verehrten Namen.

Ich sagte ihm kurz die Bedeutung dieser merkwürdigen Frau, und er folgte mit sichtbarem Interesse meiner flüchtigen literarhistorischen Vorlesung.

Eine feine, fast durchsichtige Röte lagerte sich über sein blasses bartloses Gesicht.

„Sie begreifen," sagte er fast stockend, „bei meinen Studien hat man wenig Zeit, sich mit den Gebilden der Poesie zu beschäftigen. Wir sind froh, wenn wir den ungeheuren Stoff, dessen Bewältigung uns unser Stand vorschreibt, nur einigermaßen, fast nur an der Oberfläche bezwingen."

„Die Droste-Hülshoff," sagte ich, „ist eine treue Tochter Ihrer Kirche; und doch würde ich kaum raten, sie in Rom zu lesen. Sie ist für diese weiche Luft hier zu knorrig westfälisch. Allerdings, da um Paderborn herum, oder in Münster, da muß ihre Lektüre einen gewiß unsagbaren Reiz bieten."

„Ich habe in Münster meine Studien gemacht," sagte er darauf mit einer Zurückhaltung, die ich ihm sehr gerne verzieh. Vielleicht wollte er sagen: Wie kannst du verlangen, daß die Poesie, namentlich wenn sie in weiblicher Gewandung umhergeht, durch die Korridore meines Kreuzganges schlüpfe? Also schwieg auch ich gleich meinem jungen Priester,

als hätten wir das miteinander verabredet. Er schien mir dafür Dank zu wissen; wenigstens sagte mir das ein gewisses Aufleuchten seiner Augen, wenn ich es recht deutete.

In seinem eckigen, fahlblassen Antlitze, eckig und ungeschickt wie der Faltenwurf seines Karbonarimantels, waren diese Augen das einzige, was man bedingungslos interessant nennen konnte. Sie waren von jener konvexen Gestaltung, die allzeit etwas Blödes an sich hat. Bei ihm jedoch besaßen sie, wie soll ich es sogleich benennen? etwas Vertrauenerweckendes, Anheimelndes, dem man im Leben schon begegnet ist, ohne sich sagen zu können, wo und unter welchen Umständen. Das ist oft ein trügerisches Spiel! Zumeist beruht es aber auf einer richtigen Kombination der Sinne. Ich vermochte nur nicht augenblicklich anzugeben, daß ich in meinem vollen Rechte war. Konnte ich demselben Augenpaare, wie es mich so bekannt zutraulich begrüßte, nicht schon hundert, ja tausendmal begegnet sein? . . .

„Sie haben da übrigens einen vortrefflichen Kenner des römischen Lebens gewählt," sagte ich. „Es gibt kaum einen, der Roms Herrlichkeit und Wesen besser und gründlicher vor unseren Augen erstehen läßt, als gerade Gregorovius. Er ist ein bedeutender Historiker und dabei, wie es jeder Historiker sein soll, ein Poet."

„Ja," gab er mir gedehnt zur Antwort. „Ich verstehe mich vielleicht nicht so recht darauf . . . Ich meine nur: man muß und darf von einem Poeten verlangen, daß er seinem Stoffe gegenüber sein Blut etwas wärmer, rascher und feuriger in den Adern fühle, daß mit einem Worte, wenn er an gewisse Partien gelangt, dies eine sympathischere Behandlung voraussetzt, als er ihnen zu teil werden läßt. Ich finde ihn allerdings nicht parteilich, aber von jener Ergriffenheit, die unmittelbar aus der Seele strömt und auch den Leser mit sich fortreißt, finde ich nur wenig Spuren."

Ich verstand den jungen Priester nur zu gut. Konnte

er anders reden auf dem Boden der heiligen Roma? Vor sich die gewaltigen Umrisse der Peterskirche und seitwärts die unsichtbaren Katakomben mit dem geheimnisvollen Staube so vieler Jahrhunderte?

„Ich glaube Sie zu verstehen," sagte ich. „Er steht eben von Haus aus auf einem, fast möchte ich behaupten, frostigeren Standpunkte. Gregorovius ist meines Wissens Protestant!"

„Schließt das ein," rief er mit etwas erhöhter Stimme, die in diesem Augenblicke seltsam klang, „daß er bei gewissen Szenen und Schilderungen dem Zuge seines Herzens und der Stimme des Mitgefühles ein Halt gebiete? Warum gerade diesem Stoffe und diesen Schilderungen gegenüber? Mußte er nicht gerade an solchen Stellen, wie ich eben meine, seine Feder in die allerwärmsten Farben tauchen? Was erblicken wir jedoch dagegen? Eine kalt erwägende, kalt abmessende Schreibart, die mit der größten Gründlichkeit an ihrem Stoffe feilt und glättet . . . ja, glatt ist die rechte Bezeichnung! Aber dieser Glätte fehlt die Entrüstung, fehlt der heilige Zorn! Ich möchte fast sagen, es kocht und siedet nichts in diesen Stellen, es geht alles zu archivalisch treu darin vor!"

„Sollte das nicht ein Vorzug dieses Schriftstellers sein?" bemerkte ich. „Er bewahrt ihn vor Übertreibung und Verzerrung und darum vor Ungerechtigkeit!"

„Summum jus wird das genannt," entgegnete er, nicht ohne einen Anflug mühsam unterdrückten Hohnes; ja, es klang noch etwas mehr heraus, etwas Ingrimmiges und Tiefgereiztes, was übrigens an jungen Priestern der neuesten Richtung nicht zu befremden brauchte. Wir kennen ihn, diesen Ton, seit vielen Jahren! Er tritt uns überall in Gebärden und Haltung, in Schrift und Wort entgegen, während er vor vierzig oder fünfzig Jahren noch ziemlich vereinzelt erklang. Die Zunge dieser jungen Kleriker ist

spitz geworden wie ein Pfeil . . . wohin er fliegt, entstehen eiternde Wunden, die nicht heilen wollen . . . Es ist eine seltsame Generation, die da zwischen uns älteren Leuten in dicht gedrängter Phalanx steht. Erliegt einer von ihnen im aufreibenden Kampfe, flugs sind hunderte bereit, die Stelle des Gefallenen einzunehmen. Und einem aus dieser Phalanx saß ich in diesem Augenblicke auf einer Bank des Monte Pincio gegenüber!

„Übrigens," fuhr er nach einer Weile fort, „Menschlichkeit und Menschheit mögen zusehen, wie sie mit dem Begriffe des summum jus eben fertig werden. Gewöhnlich wird es ja auch ‚höchste Objektivität' genannt. Ich hasse dieses Wort! Es verbirgt sich darunter, mehr als man glaubt, vornehmtuende Kaltblütigkeit, die das Höchste erreicht zu haben meint, wenn sie ihre reinen Handschuhe ohne Schmutz zurückzieht! O! über die Reinlichkeitshelden und ihre weißen Handschuhe! Und dieser dreifach geheiligte Schutz, dem sie aus dem Wege gehen, wie eine putzsüchtige Dirne in weißen Strümpfen! Zum Bewußtsein der summa injuria lassen sie das Gemüt mit ihrer frischgewaschenen Objektivität nicht gelangen. Namentlich bei uns zu Hause nicht."

Hörte ich recht? oder verstand ich ihn schlecht? Solche Worte in dem Munde dieses jugendlichen Geistlichen! Oder sollte ich ihnen, wie es allein richtig schien, den Sinn unterlegen, wie ihn sein Gewand, wie Traditionen und Erziehung ihn voraussetzten? Und doch klang das alles so voll eigentümlicher Ergriffenheit . . .

„Gestatten Sie mir wohl eine Frage?" begann ich. „Welche Stellen in dem mitgebrachten Buche sind es, die, wie ich höre und sehe, Ihre Entrüstung in so hohem Grade auf sich gezogen haben? Gregorovius ist allerdigs ein liberaler Schriftsteller, dabei jedoch maßvoll und, soweit ich ihn kenne, keiner absichtlichen Voreingenommenheit fähig.

Sollten wir uns endlich nicht gewöhnen, selbst auf feindseligen Standpunkten das Gute an unserem Gegner zu schätzen?"

Er warf mir einen beinahe düstern Blick zu. Dann sagte er rasch:

„Meine Worte gelten auch nicht dem Liberalismus Ihres Schriftstellers. Was ich gegen ihn habe, habe ich Ihnen bereits angedeutet. Es ist die eisige Teilnahmslosigkeit, womit er seinen Stoff behandelt, dieses gekünstelte Fernstehen von dem Martyrium einer Stammesgenossenschaft, die er in ihrem Grundwesen gar nicht versteht . . . die er nie verstehen wird."

Dabei nestelte er etwas ungeduldig an seinem Karbonari, als wollte er mir zu verstehen geben: „Ergänze dir das übrige. Ich habe genug geredet!"

„Und doch muß ich bitten, sich deutlicher zu erklären! Vielleicht gelingt es uns denn doch, einen Einigungspunkt zu finden," sagte ich.

Ohne ein weiteres Wort reichte er mir das aufgeschlagene Buch, von welchem soeben die Rede war, und indem er mit dem Finger auf die Überschrift eines der Kapitel deutete, konnte ich rasch lesen: „Der Ghetto und die Juden in Rom."

. . . „Ist es das?" fragte ich erstaunt.

Er nickte bloß mit dem Kopfe. Sein Antlitz trug noch immer denselben düstern Charakter; es war beinahe finster anzuschauen.

Der junge Priester ward mir immer unverständlicher. Er hatte das Buch wieder an sich genommen, und da er mein Befremden über seine Redeweise bemerkt haben mochte, sagte er, sich etwas von mir abwendend:

„Lassen wir das, mein Herr! Ohnehin geht mir ein Spruch aus diesem Kapitel durch den Kopf . . . ich kann den eigentlichen Sinn noch nicht ergründen . . . „Confir-

mamus, sed non consentimus.“ Verstehen Sie das? Wenn nämlich ein neuer Papst bei seinem Einzuge in die ewige Roma an die Pforten des Ghettos kam, trat ihm dort einer der Ältesten mit den Pergamentrollen des Pentateuch entgegen und reichte sie ihm zum Kusse. Darauf küßte der heilige Vater das Pergament, und indem er es dem knienden Juden wieder zurückstellte, sagte er dabei: ‚Wir billigen dieses euer Gesetz, und wir bestätigen es; aber wir stimmen nicht zu;‘ — verstehen Sie das? Auf der einen Seite verkündet der Papst in der feierlichsten Weise und an dem feierlichsten Orte, den es auf der Erde geben mag — denn über dieselbe Stelle, worüber in diesem Augenblicke sein weißer Zelter schritt, waren vielleicht die Apostelfürsten einst geschritten, als man sie zum Tode führte unter dem Hohngeschrei des römischen Pöbels — hier verkündet er also, daß das Höchste und Heiligste, was dieser vor ihm kniende Hebräer besitzt, auch für ihn ein Höchstes und Heiligstes ist; daß er es als bindend für ihn selbst anerkennt, — und auf der anderen Seite, in dem nämlichen Atemzuge, spricht er zugleich sein schreckliches Anathem aus! Kann man segnen und fluchen zu gleicher Zeit? Jemanden aus dem tiefsten Staube erheben, indem man ihn ehrt ... und dem so hoch Erhobenen und Geehrten zur selben Zeit den Fuß auf den Nacken setzen? Begreifen Sie diesen Widerspruch? Und doch kann es nach unserer Lehre keinen Widerspruch, keinen klaffenden Riß, keine noch so kleine Spalte in der Auslegung geben, die sein heiliger Mund verkündet. „Confirmamus, sed non consentimus!“

Plötzlich hielt er inne! War es, daß er fühlte, er habe einem Fremden gegenüber zu viel von dem Vorhange gelüftet, der seine Bedenken bisher im Banne des Schweigens gelassen hatte? Plötzlich, wie gesagt, mochte er die nötige Selbstbeherrschung wiedergefunden haben! Niemals auch werde ich die seltsame Melancholie vergessen, die dabei um seine Augen und Lippen saß. Mit einem gewaltigen Rucke

schob er sich dann seine Manteltoga zurecht, und es schien, als rüstete er sich zum Fortgehen.

„Sie gehen bereits?" fragte ich ihn.

„Ja," entgegnete er und mit gesenkten Blicken, „meine Zeit ist um! Morgen verlasse ich mit meinem Bischofe die heilige Stadt, um wieder nach Deutschland zurückzukehren. Da wollte ich denn noch einmal von hier aus das alles, was sich in einem Blicke gewissermaßen einrahmen läßt, überschauen. In die Fontana Trevi habe ich aber meinen Obolus nicht geworfen! Ich möchte Rom nicht wieder sehen!"

Dabei lüftete er, leicht grüßend, seinen Dreispitz und verließ mich. Ich sah ihm noch lange nach, wie er unbeholfen und eckig, das Haupt etwas gebeugt, die terrassierten Abhänge hinabschritt, die zur Piazza del Popolo führen. Zuweilen erwartete ich, er werde noch einmal stehen bleiben, sich umdrehen, sein Blick vielleicht noch einmal mich suchen! Aber er schritt unaufhaltsam weiter. Endlich verschwand er meinen Augen.

War die Gestalt des jungen Priesters nicht ganz danach angetan, um sie nicht sobald aus den Gedanken zu verlieren? So drängte sie sich denn während des Tages wiederholt mir auf, ja mehr, als ich eigentlich wollte. Und sie kam immer wieder mit demselben melancholisch düstern Ausdrucke, mit welchem sie von mir geschieden, und die übermäßig hagere Figur in ihrem unrömischen Mäntelchen wollte von mir nicht scheiden. Sie hatte mich offenbar in einer sehr peinlichen Situation zurückgelassen, und gerade in dem Augenblicke, als vielleicht das Rätsel, das er mir zum Auflösen gegeben, seiner Klarheit entgegenging, war er für immer entschwunden.

„Confirmamus, sed non consentimus!"

War das auch die Lösung seines Lebensrätsels? . . .

Je mehr ich über ihn nachdachte, desto mehr geriet ich in Verwirrung. Und das ging zuletzt so weit, daß ich —

ich erinnere mich, es war spät in der Nacht — ernstlich in Erwägung zog, ob die Begegnung mit dem jungen Kleriker wirklich auf Wahrheit beruhte, ob sie in der Tat nicht zu jenen Wahngebilden gehörte, an denen man zuweilen leidet, besonders wenn man sich des problematischen Vorzuges erfreut, von etwas widerspenstigen Nerven heimgesucht zu werden.

Am anderen Tage saß ich wie gewöhnlich auf meiner Bank auf dem Monte Pincio, vor mir meine geliebte Pinie in der durchsichtig klaren Luft eines römischen Februarmorgens. Wieder war jenes unsagbare Meditieren und Sinnen über mich gekommen, dem man in Rom leichter verfällt als anderswo! Die Seele spielt dann gleichsam auf einem tausendtastigen Klaviere; aber kein Ton, keine Melodie gelangt zu rechter Klarheit. Das Größte, wie das Unbedeutendste, Roms Vergangenheit, wie die grüne Pinie dort auf dem Monte Mario, Imperatorenwahnsinn und Prätorianergreuel und hier das Kind der deutschen Bonne, das seinem Holzreif nachläuft ..., all das liegt miteinander im Widerstreite und löst sich doch in holder Harmonie auf — in süßem Gedankenmüßiggang, in kapuanischer Schwelgerei!

Ob ich dabei auch seiner dachte?

Mit einem Male stand er wieder, als hätte ich ihn mittelst des Buches „von Nostrodamus' eigner Hand" hierher beschworen, vor mir. Er war von rückwärts, von der französischen Malerakademie hergekommen, so daß ich sein Nahen nicht bemerken konnte. Er rief sogleich:

„Unsere Abreise ist wieder verschoben worden ... vielleicht auf unbestimmte Zeit. Schlimme Nachricht aus Deutschland! Es scheint, der gewaltige Mann in Berlin hat die Formel für unsere Wiederkehr noch nicht zu finden gewußt, so wenig wie wir. Es stand bereits alles gut. Ich hätte also jedenfalls meinen Obolus an die Fontana Trevi zu früh abgegeben?"

Dabei, indem er ohne alle Befangenheit neben mir auf

der Bank sich zurecht rückte, warf er mir spielend die Bemerkung hin, er gehöre zur Gefolgschaft des deutschen Bischofs M., der, wie ich wisse, durch die preußischen Maigesetze seine Diözöse verloren und nun seit Jahren im Exile hier weile. Diese Art, um mich, den er erst seit gestern kannte, mit seinen Verhältnissen vertraut zu machen, war nicht ohne eine gewisse Feinheit, die ich ihm nicht zugemutet hätte. „Roma loquitur,“ dachte ich, „er steht allerdings nur in den Vorhöfen der genialsten Diplomatie, die die Welt kennt; aber er hat doch bereits seine Schule gemacht, dieser eckige, unbeholfene Deutsche.“

Ich weiß nicht mehr, was ich ihm weiter sagte, aber an einer gewissen Wärme meines Tones mochte er mir angemerkt haben, wie sehr es mich freue, daß sein erster Weg nach unserem gestrigen Abschiede ihn wieder auf den Monte Pincio geführt hatte. Er war viel freier und unbefangener als gestern, so ungefähr, als hätten wir beide die Bank, darauf wir saßen, seit längerer Zeit gepachtet gehabt und seien gewillt, ihren Besitz keinem dritten zu gönnen.

So kam es, daß eine ziemlich geraume Weile verstrich, ohne daß wir etwas anderes als höchst gewöhnlichen Gesprächsstoff verarbeiteten, wie er unter Fremden, die irgend ein Zufall in Rom in nähere Berührung bringt, Sitte und Brauch zu sein pflegt: vom Wetter, von den Tücken der Malaria und anderen Dingen mehr. Zuletzt machte ich ihn mit meinem alten Lieblinge, der Pinie auf dem Monte Mario, bekannt und begehrte, daß auch er sie in sein Herz einschließe und in sein Gebet, daß sie weiter gedeihe und grüne. Er dagegen oblag wieder einer anderen Leidenschaft. Er hatte draußen an der Appischen Straße, nicht weit von den Katakomben von San Sebastiano, einen halb in der Erde steckenden Sarkophag entdeckt, an welchem einige Skulpturen ihm das Merkwürdigste schienen. Hörte ich ihn recht, so bestanden sie in sehr sorgfältig gearbeiteten Weinreben, womit das Ganze bedeckt war, während

an den vier Ecken und auch auf dem Grabdeckel eine Art von siebenzackiger Lampe zu sehen war, die ihn lebhaft an die des Titusbogens gemahnt hatten. Das Ganze sei aber greulich zerstört und kaum zu erkennen; ihn ziehe aber dieses verwitterte Denkmal, das unstreitig in das erste Jahrhundert christlicher Zeitrechnung zu setzen sei, mit unwiderstehlicher Gewalt an. Die Weinreben darauf seien noch ziemlich deutlich ausgeprägt: schwer allerdings sei die Frage der siebenzackigen Lampen zu entscheiden. Er würde sich aber, allen Archäologen der Welt zum Trotze, dafür aussprechen. Neulich sei er bei Mondschein hinausgegangen, und nun sei er seiner Sache vollkommen sicher. Im Mondschein nämlich trete alles viel klarer und bestimmter hervor, und selbst das Verwittertste nehme Form und Gestalt an. Kein Zweifel! Es sei die siebenzackige Lampe des Salomonischen Tempels! Er täusche sich nicht.

Seltsam! daß ich auch diesen Gesprächsstoff wie auf leisen Sohlen an mir vorüberhuschen ließ. Auch er schien dabei nicht verweilen zu wollen. Im Grunde war es ein etwas verräterisches Spiel, was ich da mit ihm trieb, und er durchschaute es nicht. Indem ich den jungen Priester seine eigene Fährte verfolgen ließ, ohne daß ich mich ihm zum Begleiter aufdrängte, mußte er nicht endlich zu einer Stelle gelangen, die ihm gleichsam die Umkehr abschnitt? Dort angekommen, mußte er mir so manches über sein Wesen offenbaren, das er nur gelüftet zu haben schien, um mich noch mehr zu verwirren.

Plötzlich war er von einem neuen Gedanken erfaßt.

„Hören Sie die Schläge der Axt und das Rasseln der Hobeleisen von da unten?“ rief er. Mechanisch hatte er dabei meine Hand erfaßt. „Morgen um dieselbe Stunde wird das römische Volk bereit sein, sich sein altgewohntes Schauspiel mit den ‚Barberi‘ zu geben. Ich weiß nicht, ob diese Rosse mit ihrem an heißafrikanische Abkunft gemahnenden Namen einer edlen oder unedlen Rasse angehören! Was

liegt auch daran? Sie werden rennen! Eines von ihnen wird den ersten Preis erringen! Denn auch die spitzen, in ihre Weichen eindringenden Nadelpeitschen sind bereit, um sie zu wahnsinnigem Lauf zu begeistern, bis sie dort am Palazzo di Venezia ihr glorioses Ziel erreichen. Alles ist hierfür bereit: Musikbanden, Gendarmen, römischer Adel auf den blumen- und teppichgeschmückten Balkonen, römisches Volk auf der Straße! Ihre Kehlen sind gestimmt, der Korso kann auf das gegebene Zeichen beginnen! Ich begrüße dich, Volk der Quiriten! Dein Arrangement ist vortrefflich gelungen! Ist es nicht, als ob dich ein Teil jener Stimmung überkommen hätte, mit der du damals Neros ‚lebendige Fackeln' im Amphitheater brennen sahest? Damals waren es mit Pech und Teer überkleidete ‚Nazarener', morgen ist es die elende Tiernatur, nadelgepeitscht, von Hohngeschrei bis zum Wahnwitz aufgestachelt, zusammenbrechend und dann verendend in conspectu Senatus populique romani?"

„Es ist auch ein Schauspiel für die Fremden geworden," versuchte ich zu scherzen. Mir erschien, offen gestanden, seine Ergriffenheit etwas pathetisch!

„Haben Sie ihm einmal schon angewohnt?" fragte er mich ziemlich kühl.

„Ich werde es morgen zum ersten Male in meinem Leben bewundern!"

Er blickte vor sich hin, als hätte er meine Antwort überhört. Nach einer Pause sagte er:

„Sie haben recht. Warum soll der Mensch und namentlich ein Deutscher es versäumen, diesem seltsamsten aller Schauspiele beizuwohnen? Zu Hause in unseren Wäldern bietet sich ja doch nichts Ähnliches!"

Ein feiner Spott machte sich dabei um seine Mundwinkel geltend. Er blieb aber daselbst nicht haften, wie denn überhaupt ein gewisser ‚blasser Ernst' die seinem Wesen angeborene Farbe zu sein schien.

„Halten Sie etwas vom sogenannten ‚zweiten Gesichte‘?“ fragte er plötzlich.

„Je nachdem,“ sagte ich zögernd.

„Für mich ist es unbestritten!“ rief er. „In gewissem Sinne,“ setzte er sogleich hinzu, „das ist selbstverständlich . . . Es gibt auch ein rückgewandtes zweites Gesicht. Aber so oft ich während des Karnevals auf einem der Balkone am Korso saß, rings um mich das Tosen und Toben der schaulustigen Menge, das frenetische Jauchzen, das Trompetengeschmetter übertönend — und nun kamen die Barberi mitten durch die lebendige Menschenmauer, die sie von beiden Seiten einfaßte, wie der Hölle entsprungene Unholde vorübergerast, Schaum vor den Lefzen, rieselndes Blut an den Weichen ihrer Leiber . . . Dann überfiel mich dieses zweite Gesicht! Sobald sie an mir vorüber, sah ich dann, wie ihnen lange bleiche Schatten über den ganzen Korso nachglitten, eine ungezählte, nicht endende Schar todblasser Gespenster . . . Schaum an den Lippen, und um die Hüften blutgetränkte Tücher gebunden . . .“

„Um Gottes willen,“ rief ich, „halten Sie ein, Ihr zweites Gesicht ist zu furchtbar.“

„Nicht wahr?“ lächelte er trotz seines düstern Ernstes. „Und doch waren es nur die Schatten jenes ‚verachteten Volkes der Hebräer‘, wie es Ihr Gregorovius regelmäßig nennt, die da an mir vorübergezogen in unabsehbaren, ungezählten Scharen, die sich gar nicht schließen wollten. Schatten auf Schatten! Blutmal auf Blutmal! Endlose Jahrhunderte, in ein paar Minuten an dem Zeiger meiner Uhr zusammengedrängt, dauert dieser Zug! Denn noch im Jahre 1667 heißt es in meinem Buche nach einem zeitgenössischen Berichte: daß die Juden nackt und nur mit einer Binde um die Lenden laufen mußten, und zwar: zuerst rennen die Esel, dann die Hebräer, hierauf die Büffel, schließlich die Berberpferde . . .“

„Aber übersah Ihr zweites Gesicht dabei, daß dann menschenwürdige Zeiten wiederkamen, und daß dieses Volk der Hebräer sich seitdem mit Stolz einen Bürger des freien Italiens nennt?"

Er sah mich starr, gewissermaßen hochverwundert an.

„Confirmamus, sed non consentimus!" murmelte er zwischen den Zähnen.

Ich horchte auf.

„Meinen Sie nicht," erlaubte ich mir zu bemerken, „daß sich dieser Spruch, diese Maxime, wenn Sie so wollen, nur auf rein dogmatische Differenzen bezieht? Hätten sonst die Päpste die ihnen bei ihrem Einzuge von den Hebräern dargereichte heilige Bibel so andächtig geküßt? Was wollte diese Zeremonie anders besagen, als . . ."

„Als", unterbrach er mich hastig, „folgendes: Wir anerkennen, daß die Psalmen und Klagelieder, die wir in unseren Kirchen singen, auf eueren Harfen gesungen wurden! Wir anerkennen, daß die Stoffe, die unsere größten Maler und Bildhauer begeistert haben, euer Eigentum sind. Wir anerkennen und bestätigen, daß ein großer Teil unseres Rituals, vielleicht sogar unsere Prozessionen, euch entlehnt ist! Wir billigen und bestätigen das alles, gewissermaßen als mütterliche Rechte! Und doch: Non consentimus? Dieser Ausspruch ist mir seit jeher ein Unlösbares, Unfindbares! Ich kann darüber nicht hinaus. Sind meine Sinne nur geschlossen, und die Wahrheit liegt nicht auf meinem Pfade?"

Die letzten Worte hatte er mehr wie einen Monolog gesprochen. Vielleicht wußte er selbst nicht, daß er mich als Zeugen seines innersten Gedankenprozesses zugegen hatte.

In diesem Augenblicke machte er mir wenigstens diesen Eindruck; dieses Aussprechen und Offenbaren seines geheimsten Meditierens war ein Elementares, vor meinen Augen Werdendes, und ich hütete mich daher wohl, mit einer plumpen Frage in dieses seelische Räderwerk einzugreifen.

Er fuhr nach einer Weile fort:

„In diesem ganzen Tun beunruhigt und ängstigt mich eines, und das eben ist die Hauptsache! Wenn dem non consentimus der Tiara die höchste Wahrheit zugrunde liegt, woran ich ja glaube mit allen Fibern meiner Seele, warum kleidete sie sie in das Gewand des Unmenschlichen? Warum entkleidete sie sie der gewöhnlichen Milde und Schonung? Warum trat sie der Mutter mit der Rücksichtslosigkeit eines harten Gebieters statt mit der Güte eines Sohnes entgegen, der die Schwächen einer Mutter kennt? Warum gab sie ihre Blößen aller Welt preis, indem sie auf den öffentlichen Markt sie stieß, sie verhöhnen und blutrünstig schlagen ließ, die sie doch ehren, ja bewundern sollte? . . .“

„Nun verstehe ich Sie!“ sagte ich leise. Er aber achtete meiner Worte nicht; er schien sie kaum gehört zu haben.

„Sehen Sie, mein Herr!“ sagte er, seine Stimme, die bis dahin voll und kräftig getönt hatte, gleichfalls zu einem halblauten Flüstern herabdämpfend. „Wenn Sie dem Laufe des Tiberstromes, wie er da unten an der Ripetta, die Sie von hier aus gewahren können, vorübereilt, aufwärts nachgehen, so kommen Sie endlich in eine Gegend, die seit Jahrhunderten den Namen des römischen Ghettos führt. Gewiß kennen Sie sie von einer Ihrer Wanderungen durch die Stadt her, und ich habe daher nicht nötig, Sie mit ihr vertraut zu machen. Jeder Fremde kennt sie. Wenn er die Peterskirche und den Apoll vom Belvedere gesehen hat, eilt er hastigen Schrittes — zum Ghetto! Es ist das so Sitte und Brauch seit unvordenklicher Zeit. Erst die glorioseste Schönheit, die entzückendste Augenweide . . . und dann das abschreckende, widerwärtige Elend. So will es der Reisesport.“

Wieder hielt er inne. Die Axtschläge der Zimmerleute drunten auf der Piazza del Popolo hatten in diesem Augenblicke aufgehört, und es war eine Stille eingetreten,

daß ich die Herzschläge des jungen Priesters zu vernehmen meinte.

„Sprach ich Ihnen nicht soeben von dem zweiten Gesicht, das mich zuweilen befällt, oder wie Sie es nennen wollen?“ erhob sich wieder seine Stimme, zwar noch flüsternd, aber doch merklich lauter. Er hatte dabei seinen Dreispitz neben sich auf die Bank gelegt, sein kurz geschnittenes Haar, auf welchem die Tonsur sichtbar, entblößend. „Ich hatte noch ein zweites Gesicht. Wann? Ich weiß es selbst nicht. Vielleicht war es erst gestern, vielleicht vor drei Jahren. Aber ich sah, was unter Paul IV. geschah, jenem finsterblickenden Mönche unter den Päpsten, der das: Confirmamus, sed non consentimus in seiner äußersten Härte — auslegte.“

„Warum verweilte Ihr zweites Gesicht gerade bei dem Caraffa?“

„Weiß ich's?“ sagte er fast unwillig. Vermutlich war ihm meine Störung höchst unwillkommen. Dann nahm sein Antlitz wieder jenen geheimnisvoll brütenden Ausdruck an, den ich nicht anders bezeichnen kann, als daß ich ihn geradezu verzückt nenne.

„Es war eines Abends,“ begann er wieder, „so um die Karnevalszeit herum. Auf der Piazza del Popolo hämmerte es und erschollen die Axtschläge, denn sie mußten fleißig nach dem Werke sehen, wenn das Gerüste für die Cavalli übermorgen fertig dastehen sollte. Es war der Abend eines Freitags. Da es mir am Korso zu lärmend war, verlor ich mich in die seitwärts liegenden, zum Flusse führenden Nebengassen. So war ich an dem Portikus der Oktavia vorüber, da wo die Pescaria an jedem Fasttage ihren ekelhaften Inhalt von tausenden Fischen ausbreitet, zu jenem Platze gekommen, der im Munde des Volkes die Piazza del Pianto (Platz des Weinens) heißt . . . ich weiß nicht, ob von der nahen Kirche, die sich dort befindet, oder, was wahrscheinlicher, von den vielen Tränen her, die dort

seit Jahrhunderten geweint worden sind. Auch die römische Hauptsynagoge steht daselbst . . . Ich sah, daß soeben der Gottesdienst des Abends zu Ende gegangen war; haufenweise strömten die Beter zu den hellerleuchteten Pforten heraus. Namentlich zog eine Gruppe unter ihnen meine Blicke auf sich, die aus drei Personen bestand. Die eine war eine hochgewachsene, schon dem Greisenalter sich nähernde Gestalt. Die zwei anderen waren noch Knaben: herrliche, in vollster Lebensblüte stehende Söhne des alten Vaters. Er schritt in der Mitte, die Knaben ihm zur Seite. Alle drei waren sie in prachtvoll seidene Röcke gekleidet, nach spanischer Mode, wie man sie damals trug, so daß man sie für römische Edelleute hätte halten können. Aber von ihren Baretten leuchtete das schreckliche „gelbe Rad" durch die Nacht. Wehe ihnen, wenn sie es beiseite legten. Die römische Wölfin verlangte das schändende Unterscheidungszeichen unerbittlich, streng, gewalttätig. Der Wölfin gelüstete es aber noch nach anderem! Sie werden es sehen!

In der ‚Fiumara', in einem jener dem Tiberstrome zumeist ausgesetzten Häuser, deren Fundamente jahraus, jahrein von den Fluten des schlammigen Flußwassers bespült sind — an den glitschigen, von Schmutz, Dunkelheit und übeln Dünsten triefenden Treppen scheint das Elend einer ganzen Welt zu hangen —, machen die drei Halt und verschwinden in dem Toreingange. Mein zweites Gesicht folgt ihnen . . . ich trete mit ihnen ein, niemand wehrt mir den Eintritt . . . Wer hätte diesem gemauerten Kehrichthaufen von außen es angesehen, welche Fülle von Glanz und Pracht sein Inneres bergen kann? Da leuchtet und funkelt es überall von goldenen und silbernen Gefäßen und Brokatstoffen; auf den Tischen prangen kostbare Decken, überall, wohin das Auge fällt, quillt es von jahrhundertaltem Reichtume, darunter so manches Stück, das vielleicht zu den Beuteanteilen eines vandalischen Soldaten gehörte, entgegen.

Denn nicht umsonst heißt es im Munde des römischen Volkes, ‚der alte Abramo auf der Fiumara, der seine Geldbude auf dem Ponte Sisto hat, könne die Tiara des Papstes aufkaufen, würde sie ihm zum Kaufe angeboten.‘ Ja! wenn der zehnte ewig geldbedürftige Leo noch lebte! Aber der düstere Caraffa, der asketische Kapuziner aus Neapel, setzt Todesstrafe auf den Ankauf von der heiligen Kirche gehörigen Besitztümern . . .

Nachdem der alte Abramo sich zu Tische gesetzt, den Wein und die weißen Brote gesegnet, und zuerst seiner Frau, dann den beiden Knaben ihren Anteil gegeben hat, werden in kostbaren Gefäßen die Speisen herbeigebracht. Doch er merkt bald, daß seine Gattin keine der Speisen berührt. Was das bedeute? Da bricht sie in bitterliches Weinen aus und lächelt doch zwischen ihren Tränen. Erschrocken neigt er sich zu ihr hinüber, um ihren Puls zu befühlen, denn er hat noch von seinem Vater her, der den zehnten Leo ärztlich beraten hat, Kenntnisse in der Behandlung des kranken Leibes. ‚Abramo!‘ sagt sie endlich auf heftigeres Andringen, ‚ich habe ja gar nicht gewußt, daß du dich wie ein vornehmer Prinzipe zu den Volksbelustigungen des Karnevals laden läßt? Und dein Weib soll allein auf der Fiumara zurückbleiben?‘ Er sieht sie verwundert an. ‚Buona!‘ sagt er, ‚wie sprichst du doch?‘ Da zieht sie aus ihrem Busentuche einen Pergamentstreifen hervor, wirft ihn auf den Tisch und ruft mit gellender Stimme: ‚Da lies, Abramo! wie du eingeladen bist.‘ Abramo liest den Zettel, der mit dem roten Siegel des Sindaco von Rom versehen ist, und dann . . . wirft er ihn schaudernd von sich. ‚Was hast du, Vater?‘ schreien angstvoll die Knaben und schmiegen sich an ihn, als wollten sie ihn mit ihren Leibern vor jeder Gefahr schützen. Sprachlos deutet er auf den Zettel. Darauf steht geschrieben: ‚Der Sindaco gebiete und ordne an, am nächsten Karnevalsdienstage habe Abramo, der Hebräer, mit den anderen Muli

und Barberi zur Belustigung des römischen Volkes sich am Rennen zu beteiligen, bei Strafe der Galeerenkette oder anderer Leibesstrafe, wie dies in den päpstlichen Mandaten verzeichnet ist . . .‘ Sie suchen ihn zu trösten, aufzurichten; sie weinen mit ihm, weil dies das einzige ist, was für sie aus jenem Zettel nicht verboten wird. Nicht umsonst heißt die Kirche, die man ihnen an den Eingang des Ghettos hingebaut hat, nicht umsonst heißt sie: Maria del Pianto!“

So still war es um uns in diesem Augenblicke geworden, als wäre dies seit mehr als zweitausend Jahren unheimlich gärende Rom ein stilles, friedliches Meer, blitzend in Sonnenschein und ewigem Frieden, und wir säßen am einsamen Strande und spielten mit glitzernden Kieselsteinen.

„Am anderen Tage schleichen die zwei Knaben Abramos heimlich, ohne daß es jemand merkte, aus dem väterlichen Hause fort. Sie schlagen den Weg zum Palaste des päpstlichen Datars ein. Dort angekommen werden sie von den Hellebardieren, die sie an dem schrecklichen gelben Rade auf ihren Baretten erkannten, zurückgestoßen; aber auf ihr furchtbares Weherufen kommt endlich der Datar selbst herbei. Sie umschlingen seine Knie, sie rufen seine Barmherzigkeit für den alten Vater an; sie verlangen, daß er sie, die starken, kräftigen Knaben, für ihn — rennen lasse am Karnevalsdienstage! ‚Sie seien noch zu schwach‘, wird ihnen entgegnet, ‚vielleicht später‘ . . . Da rufen sie ihm ein Wort entgegen . . . in der Stille der Nacht und des Jammers haben sie es miteinander verabredet, es ist das Äußerste, was sie bieten können, die armen blühenden Knaben Abramos! Sie wollen die Taufe annehmen, wenn man ihnen dafür den Vater preisgebe. ‚Das ist ein Glück für euch und euere künftige Seligkeit,‘ wird ihnen gesagt, ‚und wir nehmen euch beim Worte! Aber dem Vater kann es nicht zustatten kommen. Abramo muß am Karnevals-

dienstage rennen! An dem Beschlusse kann nichts geändert werden. Ja! wenn Abramo selbst käme und vor dem Datar die bündige Erklärung gebe, er wolle dasselbe tun, wozu sich die Knaben soeben bekannt hätten . .

Der Vater ein Konvertit?

Damit ist das Schicksal Abramos beschlossen und besiegelt. Abramo wird an dem Karnevalsdienstage rennen mit den anderen Muli und Barberi . . . Sie schleichen wieder nach dem väterlichen Hause auf der Fiumara zurück. Abramos Schicksal ist unabwendbar! Eher läßt er sich an die Galeere schmieden, die draußen im Porto d'Anzio liegt!"

In diesem Momente schallen von der Piazza del Popolo neue Axtschläge und in verstärktem Maße zu uns herauf. Es geht ein krampfhaftes Zucken durch das ganze Wesen meines jungen Priesters.

Geht sein zweites Gesicht noch nicht zu Ende?

„Gerade wie unter dem vierten Paul!" kam es halblaut über seine Lippen. „Wie wenig sich das alles ändert im Laufe von Jahrhunderten! Welche Unbewegtheit, welche Starrheit in dem steinernen Antlitze der Geschichte! Höchstens sind es einige Falten und Runzeln, die dort verschwinden! Im übrigen bleibt es beim Nein . . . Podesta und Gemeinderat werden morgen den nämlichen Platz einnehmen, auf welchem einst ihre Vorgänger, die Konservatoren der Stadt Rom, im Namen des römischen Volkes dessen Karnevalsbelustigungen leiteten. Sie sitzen auf purpurgeschmückter Estrade, Männer mit Hellebarden zur Seite, die dem Andrang wehren. Trompetengeschmetter! Der Konservator gibt mit der Hand das Zeichen. Nun vorwärts, ihr Muli, ihr Stiere, dann ihr Hebräer und endlich ihr Barberi. Vorwärts! Ihr Renner! Vorwärts, ihr Komödianten und Possenreißer der hohen und niederen Plebs! Vorwärts!"

„Und was kündet ferner Ihr zweites Gesicht?" fragte ich ihn nach einer Weile, während welcher er erschöpft schwieg.

„Es kündet nichts anderes," sagte er tief aufatmend, „als einen wirr lebendigen Knäuel von Mensch und Tier. Das ‚Programm', wie sie heute sagen würden, entwickelt sich in der vorgeschriebenen Ordnung. Richtig! Zuerst die Muli mit ihren pechschwarzen, von rotseidenen Bändern durchflochtenen Mähnen, gleich Pfeilen losgeschnellt; im Sonnenschein, der den ganzen Platz überflutet, funkeln ihre kleinen Hufe. Es sind nur wenige Augenblicke, seit sie losgelassen, und schon verkündet wüstes, furioses Geschrei von dem venezianischen Palaste her, daß sie ihr Ziel erreicht. Nun heran, ihr Büffel aus der Campagna, gewohnt euere ungeschlachten Leiber in dem Sumpfgewässer der Maremma zu baden! Erst blicken sie scheu, zögernd um sich herum, dann aber, unter den Spottreden der aufgestellten Treiber, die ihren Weichen mit eisenbeschlagenen Spitzen zu Hilfe kommen, beginnt es in den kleinen tückischen Augen von Mordlust zu blitzen . . . Die ganze plumpe Masse ist ein Wetterleuchten geworden. Die Damen auf den Balkonen klatschen in ihre zierlichen Hände, die lebendige Menschenmauer, wie von einem Erdbeben geschüttelt, gerät in zuckende Bewegung. Die Hörner, die Trompeten und Pauken schallen immer lauter, immer schrecklicher. ‚Da seht, was diese kleinen Maulesel vermocht haben, die doch nur Bastarde sind . . ., und ihr Sumpfbader aus der Maremma wollt euch unter ihre Hufe beugen? Pfui und Schande über euch . . . über diese feisten Müßiggänger, die zu nichts da sind, als schmutziges Maremmenwasser zu saufen!' Da gerät Leben und Vernunft in die Kreatur! Wie stürmen sie vorwärts, wie brüllen die zu Boden gerissenen! Wie wälzt sich das fort, das Pflaster des Korso mit den Schweifen peitschend. ‚Der plumpe Büffel hat gesiegt über das leichtfüßige Maultier! Der Bastard ist unterlegen! Spott und Schande über euch. Es gibt doch keinen Verlaß, als auf diesen Büffel der Campagna! . . .'"

„Zum dritten kommen die eigentlichen Schauspieler des römischen Volkes, dieses von Wolfsmilch gesäugten Quiritenplebs! ‚Gli Ebrei! Gli Ebrei!‘ Nehmt sie nicht so tragisch! Ihre Sprünge und Bewegungen sind von unbesieglicher Komik! Sie alle, wie sie zum Dauerlauf auf der schrecklichen Rennbahn sich anschicken, die von der obeliskengeschmückten Piazza del Popolo bis zum venezianischen Gesandtenpalaste sich hinzieht, sind bis auf das Tuch, das ihre Hüften bedeckt, unbekleidet; auf dem Barett, das man ihnen zum Schutze wider die Sonne barmherzig gelassen, glänzt das gelbe Rad des Tuchlappens. Es sind nicht mehr als zehn, weil zehn zur Vollständigkeit eines Gottesdienstes bei den Hebräern gehören . . . Abramo ist unter ihnen . . . Er ist der letzte. ‚Wirst du heute dein Bein springen lassen, Abramo, wie du draußen in deiner Bude auf dem Ponte Sisto die erwucherten Goldstücke springen läßt?‘ Und ‚Abramo! Wie feist glänzt dein Angesicht! Schneide nicht so entsetzliche Grimassen, Abramo! Lustig, lustig, Abramo!‘“

„Er ist ein schwer beleibter Mann von kurzem Atem! Er kann es den anderen Dünnen und Mageren nicht nachtun, wahrhaftig! er vermag es nicht! . . . Immer ist er um gute zehn, ja zwanzig Schritte hinter ihnen zurück. Das wird ihm aber von der lebendigen Menschenmauer gar arg verübelt. ‚Spute dich, Abramo, spute dich! Hast du denn gar kein Gefühl, wie sie dir zuvorkommen? Spute dich, Abramo! Oder willst du die Peitsche kosten, edler Renner?‘ So hat er es mühsam bis zur Piazza Colonna gebracht, da wo das Standbild des Mark Aurel auf dem Postament sich erhebt. Schon rinnen Ströme von Schweiß über den entblößten Leib hinab, untermischt mit Blutstropfen, die ihm der Rennlauf in der heißen Sonne erpreßt hat . . .“

„Er muß innehalten, der schwerbeleibte, kurzatmige Mann . . . und wenn die römische Wölfin sich verhunderttausendfachte . . . er kann nicht weiter! Nimm's nicht so

tragisch, alter Abramo! Spute dich! . . Da trifft ein Peitschenschlag aus nächster Nähe seine nackten Schultern. ‚Mio padre! mio padre!‘ hört die Menge mitten aus dem Getöse der Menge eine Knabenstimme und dann noch eine andere hervorgellen, wie sie vielleicht niemals etwas ähnliches vernommen hat . . . ‚Nimm's nicht so tragisch, alter Abramo! Es sind ja bloß deine Kinder!‘“ . . .

„Er ist in sich zusammengebrochen . . .“

„Endet da Ihr zweites Gesicht?“ fragte ich ihn leise.

„Noch nicht!“ entgegnete er ebenso; aber so tieftraurig, so voll unaussprechlicher Weichheit, daß ich es niemals vergessen werde. „Noch nicht. In dem Hause auf der Fiumara liegt in einem Lehnstuhle ein kranker Mann. Wo ist all die Pracht und Herrlichkeit, die noch am jüngsten Freitagabende ihre Goldbrokate, ihre goldenen und silbernen Gefäße hier ausbreitete? Dumpf, kalt und feucht scheinen die Wände ein Wort zu rufen, und das lautet wie die Kirche, die am Eingange des Ghetto steht: Pianto! pianto. Weib und Kind stehen an dem Krankenlager. Sie salbt die blutigen Striemen, da wo die Peitsche hingefallen ist, mit Öl und Balsam und anderen Spezereien. Werden die Wunden heilen? Die Knaben aber drücken auf die Stellen des nackten Leibes, die so schrecklich anzuschauen, ihre frischen Lippen und küssen die Wundmale sowie die armen Füße, die von der Piazza del Popolo gerannt waren, bis sie auf dem Colonnaplatze nicht weiter vermochten, und schluchzen nur die zwei Worte: Padre mio! Padre mio! . . .“

Der junge Deutsche hatte sich erhoben und war an die Brüstung der steinernen Balustrade getreten, um sich meinen Blicken zu entziehen. Ich war ihm da wenige Schritte nachgeeilt. Er aber hielt sein Angesicht mir abgewandt.

„Wer sind Sie?“ rief ich, indem ich seine Hand ergriff. „Ich muß es wissen . . . Wer sind Sie?“

Nun erst wandte er mir sein volles Antlitz zu; es war erschrecklich bleich.

„Wer ich bin?“ fragte er leise. Dann setzte er zögernd, fast unhörbar hinzu: „Im Westfälischen kramte einst ein junger Seminarist in vergilbten Familienpapieren, in italienischer Sprache abgefaßt. Er erfuhr daraus, daß Abramo mit seinen Knaben nach Deutschland geflüchtet war.“

„Sie sind ein Enkel Abramos? . . .“

Ohne weiteren Gruß schritt er von dannen; er tat aber nur wenige Schritte. Dann kehrte er sich wieder um, und indem er seinen Dreispitz gegen mich lüftete, rief er, melancholisch lächelnd:

„Confirmamus, sed non consentimus!“

Ich habe ihn nicht wieder auf dem Monte Pincio gesehen.

Die deutsche Gräfin in Ungarn.

(1856.)

1. Sechshundert edle Stimmen.

Die schöne Gräfin hatte nun schon so oft, und immer vergebens, die goldene Lorgnette an die Augen gesetzt, um das endliche Ziel der Reise zu erlugen; noch immer wollten die schimmernden Knäufe des Schlosses nicht hervortreten. In ihrer Sehnsucht gestaltete sich der Horizont zu einem willenbegabten Wesen, und ihr zum Trotze dehnte er seine luftigen Kreise in immer weitere Fernen aus; sie zürnte ihm, und es gab Augenblicke, wo sie ernstlich böse ward. Dennoch griffen die Pferde nie mutiger aus, nie fuhr der Wagen über den weichen, elastischen Sand der Pußta schneller,

nie knallte draußen die Peitsche des Kutschers lustiger und gesprächiger als gerade in solchen Momenten. Hätte die schöne Gräfin nur aufmerksamer auf die Monologe Petis, des kräftigen Führers der Vorspannpferde, mit diesen treuen Tieren gelauscht, sie wäre ruhiger geworden, und die Herbheit ihrer unbefriedigten Sehnsucht hätte sich gestillt. — Aber die Lorgnette verließ nicht ihre Augen.

„Hej, hej,“ klang ein solches Tiergespräch draußen auf dem Vorspannpferde Petis, der, ein geborener Reiter, mit seinem Rosse verwachsen schien, „hej, Gelbe, wie schlecht erfüllst du dein Versprechen! Hab ich dir nicht goldenen Hafer vorgestreut, schönen goldenen Hafer, wie man ihn im gesegneten Ungarlande nicht zweimal findet? Sieh nur, wie Tatos ausgreift! Hat man je was ähnliches gesehen? Als ob's ihr jemand verraten hätte, daß Peti, der Szent Andraser Peti, den hochgebornen Herrn Grafen und die hochgeborne Frau Gräfin fährt . . . Hochgeboren, hochgeboren,“ wiederholte er mehrmals, und die Peitsche brachte, wie es auch uns niedergestellten Menschen geschieht, die aristokratische Titulatur in etwas unzarter Weise an die Ohren der Pferde, „der hochgeborne Herr Graf will noch heute sein eheliches Gemahl ins Kastell bringen . . . Hej, du Gelbe, dein Huf sei verflucht, wenn es Peti, dem Szent Andraser, nicht gelingt . . . Wenn sie hinaus kommt in das ferne Schwabenland, woher sie kommt, hej, du Gelbe, was wird die hochgeborne Frau Gräfin wohl sagen?“

Bei dem Worte „Schwabenland“ mußte Peti durch eine natürliche Ideenverbindung auf ein Lied geraten, das er, halb pfeifend, halb singend, den Winden der Pußta zum Besten gab. Es war ein Spottlied, wie es einst zu guter Stunde ein magyarischer Volksdichter gegen die „Schwabenseelen“ seines Landes gedichtet, und die unbefangene Natur Petis ahnte wohl nicht, daß die Giftpfeile seines Sanges auf ein schwäbisches Gemüt drin im Wagen treffen konnten. —

Aber die Lorgnette vor den Augen ließ die Gräfin Spott und Sang, Weiden und Grenzhügel, hie und da eine zerstreut liegende Czarda, dort einen flüchtigen Czikos, der seinen Tieren nachjagte, die ganze Staffage der an eigentümlichen Reizen so reichen Pußta an sich vorüberfliegen. Die scharfen Gläser suchten nur einen Punkt, und . . . den fanden sie nicht.

Mit einem Male entfuhr ein Freudenschrei ihren Lippen, die Lorgnette zitterte, krampfhaft an die Augen gedrückt.

„Endlich, endlich," rief sie, „wir sind nicht mehr fern vom Ziele. Seh' ich dort nicht einen See? Schwanken dort nicht Wellen auf und ab? Welch ein Glück, George, daß du auf deinen Gütern so weite Gewässer besitzest, . . . wahrhaftig nicht der Fische wegen — aber ich liebe einmal, noch von der Heimat her, die Wasserpartien! In deinem Schlosse, George, gibt es doch einen Punkt, der dem Blicke auf irgend ein Gewässer eine freie Aussicht gestattet? Ich wäre unglücklich. — Sieh nur, sieh nur," ging es in erhöhter Stimmung fort, „wie sich dort ein kluger Storch ein Schlänglein aus den Fluten hebt . . . guten Appetit, Herr Storch, guten Appetit. Und welch eine stattliche Familie Herr Storch zu diesem dejeûner à la fourchette um sich versammelt hat! — drei, fünf, acht Störche! . . . — O welch ein Glück, George, daß unser Sitz nicht des Hauptschmuckes beraubt ist, einen See, und dazu einen solchen zu besitzen!"

„Einen See? Fanny," rief der Graf neben ihr, „und wer sagt dir, daß wir einen See besitzen? — Aber beruhige dich nur, liebes Kind, kommt der Frühling, so kannst du oft die Freude haben, vom Altane des Schlosses aus die ganze Gegend in einen See verwandelt zu sehen. — Auch die Störche können kommen . . ., nur bedauere ich, daß ich mit dem See, den du von hier aus erblickst, dir nicht aufwarten kann, auch nicht mit den Störchen, die du bei ihrem Dejeuner überraschtest. — Kennst du noch so wenig die Fata Morgana der ungarischen Pußten? Was Sie sehen, teure

Gräfin, ist nichts als Täuschung, Ihr See ist ein — Luftgebilde, Ihre Störche sind Luftgebilde, und sogar das zappelnde Schlänglein im Schnabel Meister Storchs entbehrt jeden Schattens Realität . . ."

„Nur Luftgebilde? nur Täuschung?" wehklagte die Gräfin, und nur das Schwabenlied Petis verhinderte, daß der Graf in diesen schmerzlich hervorgebrachten Worten weniger den Aufschrei unbefriedigter Sehnsucht als vielmehr einen Vorwurf zu hören vermeinte.

Gereizt, aber doch mit scherzender Zurückhaltung rief er: „Und wer trägt die Schuld daran, teure Fanny, daß du mit einer gewissen Bitterkeit die Luftgebilde unserer Pußta in ihr wesenloses Nichts aufgehen siehst, als Janos? Konnte er dir draußen in deinem Deutschland nicht von den Zaubern der ungarischen Fee Morgana erzählen? Mit ihm rechte, liebes Kind, wenn du enttäuscht, betrogen — deine Lorgnette sinken läßt."

„Janos," unterbrach ihn die Gräfin, und ihre Stimme klang bittend, „Janos ist gänzlich unschuldig, er hat seine Mission treulich erfüllt, er hat mir nach deinem Willen die weiten Pforten der magyarischen Sprache aufgetan, und er selbst soll es gestehen, ob ich auf der Schwelle stehen geblieben, ob ich nicht mit lobenswerter Kühnheit in ihr Inneres eingedrungen bin. Von Luftgebilden und Täuschungen," setzte sie seufzend hinzu, „stand freilich nichts in dem Wörterbuche des Herrn Janos."

„Herr Janos sollte dich Ungarn kennen lehren; mitten nach Schwaben sollte er, als zweiter Äneas, die Götter unseres Vaterlandes tragen und sie da aufrichten," sprach der Graf. „Welchen andern Zweck hätte seine Reise gehabt? Der ist ein schlechter Lehrer, der seinem Schüler nur die Hülse seines Gegenstandes und nicht den vollen inhaltschweren Kern gibt."

„Herr Janos tat sein möglichstes," fiel die Gräfin

ein, „um aus mir eine Magyarin zu machen. Wenn der Zögling jedoch nichts taugte, trägt er die Schuld hiervon?"

Die Gräfin fühlte nach diesen Worten ihren Arm leise berührt; ihr Gemahl machte sie aufmerksam, daß die Person, von der sie beide so rücksichtslos sich unterhielten, sich nicht weit von ihnen befand. In der Tat saß Herr Janos, dessen Lehrweise von dem hochgebornen Paare so verschieden beurteilt wurde, nur auf dem Rücksitze im Wagen; aber nicht die leiseste Spur, daß ihn anging, was hier soeben verhandelt wurde, war auf seinem Gesichte zu sehen, und ein aufmerksameres Auge, als das unsere, hätte in diesem Schweigen mehr den Ausdruck einer gewissen bedientenhaften Scheu, als die absichtliche Nichtbeteiligung an diesem Gespräche wahrgenommen. Ein einziges Mal verriet ein leichtes Zucken seiner Augenbrauen, daß er wohl fühlte, wie das anmutige Lächeln der Gräfin gleich Frühlingssonnenschein auf ihm lag.

Der Graf mußte jedoch fühlen, daß das Gespräch auf dem Punkte stand, einen gewissen Ernst anzunehmen, der ihm jener Individualität gegenüber, die es berührte, nicht geeignet schien. Scherzend, und indem er sich in die Ecke des Wagens warf, meinte er:

„Sein Sie überzeugt, Herr Janos, daß Sie der sind, auf dessen Haupt ich die Schuld wälze, wenn die Frau Gräfin als Ungarin nicht so besteht, wie sie sollte."

„Die hochgeborene Frau Gräfin," versetzte Herr Janos mit bedientenhafter Verbeugung, „ist eine vollkommene Ungarin."

„Nous verrons!" sprach der Graf, und schloß die Augen wie zum Schlafe.

Im Wagen trat hierauf jene Stille ein, wie sie gewöhnlich nach Gesprächen, die nicht bedeutend genug sind, um eine lange Reihe von Betrachtungen nach sich zu ziehen, stattfindet. Die Gräfin ließ nun nach so vieler Täuschung,

wie sie soeben erfahren, die Lorgnette ruhen, und es bot ein psychologisches Interesse, in ihren schönen Augen, die einige Momente früher im Schimmer weitschweifender Sehnsucht geleuchtet, jene Traurigkeit aufsteigen zu sehen, wie sie jungfräulichen Wesen so eigentümlich ist. Erst, noch beleuchtet von diesem mondartigen Glanze des feuchten Auges, war über die Züge ihres Antlitzes der Schatten eines Schmerzes geflogen, für den wir keinen Namen haben. Es schien nicht körperliche Ermattung, — allmählich war dieses Antlitz marmorbleich geworden, die Augenlider schlossen sich, und nun begann ein so wunderbares Spiel der hereinfallenden Abendstrahlen, ein Glänzen und Schimmern der zarten Haut, ein Verdämmern und Wiederaufleben der ermatteten Züge, daß man sich all dem gegenüber in jenen Zustand versetzt empfand, der die Mitte zwischen namenlosem Entzücken und tiefem Mitleid hält. Das mußte auch das vorherrschende Gefühl in Herrn Janos sein. Unverwandten Blickes sah er jede Wandlung in dem holden Antlitz der Gräfin vor sich gehen . . .

„Herr Janos!“ rief mit einem Male mit einem Blick auf die schlummernde Gattin der Graf.

„Befehlen, Euer Hochgeboren,“ stammelte dieser.

Das Auge des Grafen lag ganz eigentümlich auf Herrn Janos.

„Nichts, nichts,“ entgegnete er nach längerer Zeit, und ein Zug, halb Lächeln, halb Verachtung, zeichnete sich an seinen Lippen. Es war offenbar, daß er einen Gedanken unterdrückte.

Peinliche Minuten waren wieder verflossen, der Schlummer der Gräfin dauerte fort, da begann der Graf wieder, seine Stimme zu einem leisen Flüstern dämpfend:

„Wie es wohl mit unsern Kortes*) im Komitate stehen

---

*) Bauernedelleute, die bei den Komitats- und Landtagswahlen stimmberechtigt waren.

mag? Ob wir unserer Wahl auch so sicher sind? Ich muß gestehen, ich fühle mich unruhig in dem Gedanken, daß ich vielleicht durch meine Abwesenheit mich unnötigerweise aus dem Gesichtskreise unserer Wähler entfernt habe. Wenn es den Intrigen der Völgyis gelungen wäre! — — Der Gedanke macht mich besorgt."

„Und Ihre Heirat, Herr Graf, konnten Sie die länger aufschieben? Ein Vizegespan ohne Frau! Wer sollte unseren Edelleuten die Honneurs machen? Unsere Kortes wollen ebenfalls bedient sein."

Der Graf warf einen flüchtigen Blick auf die schlummernde Gattin.

„Haben Sie ihr alles gesagt," sprach er mit gedämpfter Stimme, „kennt sie die Art und Weise ihres Benehmens? Es ist so neu und fremdartig, daß ich fürchte —"

„Zweifle nicht, Euer Hochgeboren," unterbrach ihn Janos.

„Bei unseren Edelleuten die Honneurs zu machen, Sie sagen es ja selbst, ist nicht so leicht," sprach der Graf; „wie, wenn sie beleidigt, wo sie ehren sollte, verletzt, wo Aufmunterung am rechten Platze wäre?"

„Fürchten Euer Hochgeboren nichts," murmelte Herr Janos klanglos vor sich hin.

„Noch eines macht mir Sorge," begann wieder der Graf nach einer längeren Pause, während ihn eine tiefe Unruhe zu bewegen schien.

„Baron Völgyi hat die sechshundert Szent Paler Edelleute für sich, sie könnten leicht den Ausschlag für ihn geben. Wie heißt doch der Kerl, der Leithammel, dem diese sechshundert edlen Stimmen nachblöken?"

„Andoras, Euer Hochgeboren."

„Und es sollte uns nicht gelingen, diesem Bauernhammel die Glocke des Grafen von Tornay anzuhängen?" rief mit tiefer Verachtung der Graf, und ein derber unga-

rischer Fluch rollte wie ein Gewitter diesen Worten nach. „Sind unsere Keller nicht gefüllt? Haben wir nötig, mit dem Gelde hinter dem Berge zu halten? Gebt ihnen Wein, Tokayer, was Ihr wollt, daß sie in seinen Fluten bis an den Hals waten, schüttet Geld aus — kauft sie; nur macht mir ihre Stimmen zu Leibeigenen. Habe ich nicht alles getan, was nur irgend einen Hebel in Bewegung setzen könnte? Aber der Graf von Tornay findet unwillige, verdrießliche Vollführer seiner Aufträge — ja, wenn er jedes seiner Worte vergolden, jeden seiner Wünsche auf silbernen Geschirren darbieten könnte . . . Ich sage Ihnen, Janos, dieser Andoras muß unser werden, und um jeden Preis . . ."

„Euer Hochgeboren erlauben mir einen bescheidenen Zweifel," sagte Herr Janos mit demütiger Zurückhaltung. „Dieser Andoras, ich kenne ihn von Kindheit auf, ist eine wilde, unabhängige Natur, den Völgyis durch lange Zeit anhängend und nach Grundsätzen handelnd, die zwar ohne klares Bewußtsein, aber wie der Instinkt bei den Tieren in ihm wirken. Ich glaube, dieser Mensch wäre imstande, Blut zu vergießen, wenn es einer seiner Grundsätze geböte. Ich halte es beinahe für unmöglich, diesen Andoras abwendig zu machen; er ist wie mit Ketten an die Völgyis gefesselt."

„Idealisieren Sie nicht, Janos," rief der Graf mit starkem Spott, „dieser Andoras und Grundsätze! In vino est veritas!"

„Auch die Völgyis haben Wein," bemerkte dagegen Herr Janos, „ich fürchte, dies ist nicht das Mittel, diesen Andoras an uns zu ziehen. Was ihn an die Völgyis gekettet hält, ist ein dunkler, unbewußter Trieb; sein Urgroßvater, sein Großvater und sein Vater haben für die Völgyis gestimmt, warum sollte er von ihnen abfallen? Warum sollte er dem Grafen von Tornay zu Gefallen die Traditionen seines Hauses verleugnen? Denn auch dieser Bauernedelmann hat seine Traditionen —"

Der Sprecher mußte sich unterbrechen, denn das Auge des Grafen lag drohend auf ihm, minutenlang dauerte dies; Herr Janos merkte zu spät, daß er mit einem zweischneidigen Messer an den Stolz des Grafen gerührt hatte.

„Ich sage Ihnen, Janos,“ sprach nach einer langen, peinlichen Pause, während welcher, wahrscheinlich durch einen tiefer liegenden Gedanken bestimmt, das brennende Auge sich gesenkt und die gekniffenen Lippen des Zornes ihre Herbheit verloren hatten, der Graf, „ich sage Ihnen, Janos, dieser Andoras mit seinen Grundsätzen muß unser werden, und sollten darüber die ‚historischen Traditionen‘ seines Hauses zugrunde gehen — um jeden Preis muß er unser werden!“

Diesmal entgegnete Herr Janos gar nichts darauf.

Die Gräfin schlummerte noch immer; sie hatte von dem inhaltreichen Gespräche der beiden nichts vernommen; als jetzt Janos nach ihr sah, war auch die letzte Spur jener namenlosen Traurigkeit, mit der sie die Augen geschlossen, verschwunden, und das Antlitz war von einer solchen Ruhe und gleichsam durchsichtigen Klarheit, daß es ihm vorkam, als sähe er ein schlafendes Kind vor sich — nicht die seit einer Woche an den Grafen von Tornay vermählte Frau. Und wohl mochte kein Auge einer Mutter mit so heiliger unendlicher Innigkeit auf den Schlummer ihres Kindes blicken, als jetzt das Auge des Herrn Janos an der teuern Gräfin hing. — —

In rasender Eile hatte indessen Peti die weite Station durchflogen. Immer kürzer, aber nachdrucksvoller waren die Monologe geworden, die er mit seinen Tieren hielt; man hörte nur einzelne, bald zornige, bald aufmunternde Ausrufe, als: Hej du Gelbe! Hej du Stute! Dann schnalzenden Peitschenknall, und die Rosse griffen aus, als wären sie soeben in die Geschirre getan. Wer will dem Szent Andraser Peti die triumphierende Freudigkeit, von der seine ganze Seele ergriffen ward, verargen, wenn er in seinem Stolze

meinte, es gäbe keine zweite „Gelbe“ mehr im gesegneten Ungarlande, und selbst wenn der Garabonzias Diak*) käme, könnte er keine zwei besseren Stuten hervorzaubern!

Peti hatte sich selbst das Unglaublichste geleistet; zwei Stunden früher, ehe er nach seiner eigenen Berechnung die Station erreichen konnte, lag sie vor ihm da. Gesteigertes Peitschenknallen, jubelnde Rufe gaben diese ungeheuere Tat der Pußta kund. Als er jetzt in die Gasse des Dorfes Szent Pal einlenkte, war seine Haltung auf dem Pferde eine solche geworden, daß man unwillkürlich an einen König auf dem Throne denken mußte — und vor dem Vergleiche nicht zurückschreckte.

„Es lebe der hochgeborne Graf von Tornay und die hochgeborene Frau Gräfin!“ rief er, im Dorfe angekommen, mit solcher Kraft, daß die vor den Häusern spielenden Kinder haufenweise zusammenliefen und der Staubwolke, die der in rasender Eile hinstürmende Wagen aufwirbelte, heulend nachrannten.

Um so begeisterter ließ Peti den Ruf erschallen; eine wilde Freude leuchtete aus seinen Augen, die Peitsche schwirrte entsetzlich um die Köpfe der Rosse.

Unter den nachrennenden Kindern erhob sich als Antwort darauf ungeheueres Geschrei, einzelne Stimmen sangen unter Gelächter:

„Es blühet der Tulipan,
Völgyi wird unser Vizegespan!“

„Es lebe der hochgeborene Graf von Tornay und die hochgeborene Frau Gräfin!“ erscholl es wieder von Petis Munde.

---

*) Eine stehende Figur in der Volkspoesie der Magyaren, zu deutsch: der fahrende Schüler; gewöhnlich ist der Begriff von Zauberei und Wetterbeschwörung damit verbunden.

Die Kinder sangen dagegen in vielstimmigem Chorus:

„Es blühet der Tulipan,
Völgyi wird unser Vizegespan!“

Peti geriet durch diesen Widerstand in die heftigste Wut; er schwang jetzt die Peitsche, nicht nach den Köpfen seiner Tiere, sondern nach rückwärts; die Kinder stoben auf diese Gattung politischer Geltendmachung wohl auseinander, aber aus dem zersprengten Haufen erhoben sich immer stürmischer und drohender die zwei Verse des Liedes, die für Petis Ohr von so schrecklichem Klange waren.

„Hören Euer Hochgeboren,“ sprach Herr Janos, „die jungen Stimmen der Szent Paler Edelleute?“

„Verflucht!“ rief der Graf und sprang von seinem Sitze auf, „ist es nicht, als geschehe mir dies zum Spott?“

„Spott! Welcher Gedanke, Euer Hochgeboren!“ meinte darauf Janos. „Die Kinder schmücken sich bloß mit dem Feldzeichen, das ihre Väter bei der bevorstehenden Wahl tragen werden. Es ist eine politische Demonstration gegen unsern ehrbaren Peti — freilich in Miniaturausgabe.“

Die Gräfin, deren leichter Schlummer durch diesen sonderbaren Auftritt unterbrochen ward, fragte mit besorgter Miene um die Bedeutung dieser singenden und heulenden Stimmen.

„Eine politische Demonstration zugunsten meiner Gegenpartei,“ entgegnete mit gezwungenem Lachen der Graf und suchte sie zu beruhigen.

„Welche Mutter hat diesen Unglücklichen geboren!“ rief mit einem Male eine volle, männliche Stimme über den Weg.

„Es blühet der Tulipan,
Völgyi wird unser Vizegespan!“

„Der hochgeborne Graf von Tornay lebe!“ warf Peti von seinem Rosse als Fehdehandschuh hin.

„Unglückskind!“ erscholl es, und ein wohlgezielter Knittel, der dem Pferdelenker an den Kopf fuhr, zwang Peti, stillzustehen. Helles Blut stürzte hinter dem breiten Hute über das bleich gewordene Gesicht. Ein Schmerzenslaut entfuhr ihm.

„Konntest du nicht still halten, Sohn des Unglücks!“ rief die Stimme des Mannes über dem Weg, „wer heißt dich einen Namen nennen, den ich hasse und verabscheue? Mein Urgroßvater, mein Großvater und mein lieber Vater haben die Tornays gehaßt, ich, der Sohn, mache keine Ausnahme. Ich könnte diese Tornays vernichten, wie einen Maulwurf, den man mit dem Grabscheit totschlägt; ich fluche ihren Seelen — mein Vater hat ihnen auch geflucht. Völgyi, Völgyi, das ist mein Mann:

„Es blühet der Tulipan,
Kein anderer als Völgyi wird mein Vizegespan!“

„Der hochgeborene Graf von Tornay —“ versuchte Peti mit schwacher Stimme zu rufen, aber vor seinen Augen begann es zu flimmern, und halb ohnmächtig senkte sich sein schwer getroffener Kopf auf die Brust; dennoch behauptete er auch jetzt noch seine Lage, und die Hand hielt noch mit derselben eisernen Straffheit die Zügel.

„Sollen wir uns diese Beschimpfung auf offener Straße antun lassen,“ fuhr der Graf auf und schlug an die Wagenklinke, um sie zu öffnen, „er soll es büßen.“

„George, George, gehen Sie nicht, stürzen Sie sich nicht in die Gefahr!“ rief in französischer Sprache die Gräfin und suchte den Widerstrebenden im Wagen zurückzuhalten.

„Und den Schimpf,“ sprach der Graf zitternd vor Wut.

„Beschwichtigen Sie ihn mit Geld,“ rief die Gräfin; „eilen Sie, Janos, teurer Freund, den Heftigen zu entfernen . . . mir ahnt nur Unheil in seiner Nähe.“

Ein Unnennbares leuchtete über das ganze Wesen des

Angesprochenen; ein kräftiger Druck hatte die Türe gesprengt; mit einem Fuße stand er bereits auf dem Wagentritt. Da wandte er sich, nachdem er des Mannes gewahr worden, langsam um und sagte mit klangloser Stimme:

„Den Mann werden wir kaum beschwichtigen können; es ist Andoras —“

„Der Leithammel der Szent Paler Edelleute?“ lachte der Graf. „Da hätten wir ja das schönste Tete-a-tete mit dem furchtbaren Häuptlinge der sechshundert Stimmen von Szent Pal? Wie, wenn? — —“ Der Graf sprach den Gedanken nicht aus: „Rufen Sie doch den ritterlichen Herrn Andoras,“ sagte er lächelnd, „melden Sie ihm, der Graf von Tornay könne der Lust nicht widerstehen, in einem so günstigen Augenblicke, wie der jetzige, seine Bekanntschaft zu machen.“

„Aber die Frau Gräfin —“ bemerkte Herr Janos, den ein flehender Blick der Herrin von ihrer namenlosen Angst überzeugt hatte.

„Rufen Sie Herrn Andoras!“ gebot der Graf.

Janos ging.

Wenige Augenblicke danach kam er mit dem Häuptling der sechshundert Stimmen zurück. Es war eine hohe, stämmige Gestalt, mit kühner Physiognomie, im Antlitze jene bestimmten markigen Züge der Nationalität tragend, die das erhaltende Prinzip der Natur bezeichnen, wo sich ihr nicht feindselige Elemente aufdrängen. Über sein ganzes Wesen, voran das stolzblickende Auge und die kühn aufgeworfenen Lippen, war eine Würde gebreitet, die seltsam zu dem Schafpelz, der seinen Leib umhüllte, und von der weißen „Gatya“ abstach. Und doch konnte von der ganzen stattlichen Erscheinung nicht einmal die Blumenstickerei auf dem weiten Kragen des Pelzes weggedacht werden, ohne ihr selbst den gewaltigsten Abbruch zu tun. Man fühlte, diese Gestalt trug das Gepräge der Ganzheit; sie war ein ursprünglich Kräftiges und

Vollendetes, an welches die Zivilisation keine ihrer gemengten Zutaten verschwendet hatte.

Auf dem Wege zum Grafen murmelte Andoras die zwei Verse des „Restaurationsliedes“ zwischen den Zähnen; er schien seine Brust für den bevorstehenden Augenblick durch die Worte dieses Liedes stich- und kugelfest zu feien. Als er des Grafen ansichtig ward, zog er ehrerbietig den Hut und stand in aufrechter Stellung am Wagentritt.

„Sie sind also Herr Andoras,“ begann der Graf, dessen Antlitz in diesem Augenblicke einer mit freundlicher Würde bedeckten Fallgrube glich, in deren Tiefe sich jedoch die Arglist barg, „der berühmte ritterliche Herr Andoras, der enthusiastische Parteigänger der Völgyis, das Haupt der sechshundert edlen Stimmen von Szent Pal, der die Familie des Grafen von Tornay vernichten möchte wie einen Maulwurf — —?“

„Hochgeborener Herr Graf,“ bemerkte der Bauer ohne die geringste Schüchternheit, „mein Urgroßvater, mein Großvater und mein Vater —“

„Lassen wir das, guter Herr Andoras,“ unterbrach ihn der Graf mit freundlichem Ernst, „ich weiß, man könnte eher den Gipfel des Tatragebirges von seinem Flecke rücken, als Euch Euren Grundsätzen abtrünnig machen.“

„Das ist auch wahr, Euer Hochgeboren,“ entgegnete der Bauer leuchtenden Auges, „das muß wahr sein und die Leichen der Andorase würden sich selbst aus der Erde herausscharren, wenn sie wüßten, daß ich einen Treubruch begangen. Unsere Anhänglichkeit an die Völgyis ist eine uralte Geschichte, jeder Buchstabe in diesem Worte ist mit dem Blute eines Menschenlebens geschrieben. Eine schöne Schrift, Euer Hochgeboren, nicht wahr? wenn es überall so rot und blutig flimmert, als wäre man auf einem Schlachtfeld; wenn man hier den zerschmetterten Kopf eines Urgroßvaters, dort die zerschossene Leiche eines Großvaters sieht — und alles für

die Völgyis, auf dem Kampfplatz des Komitates geholt; — keine einzige Wunde im Wirtshaus oder außer dem Komitate, lauter schöne, ehrliche, offene Wunden! . . . Und erst mein Vater, hochgeborener Graf! Mit denselben Augen, die noch jetzt um sich schauen, sah ich, wie sie ihn mitten in der Restauration mit Knitteln totschlugen, daß seine scheidende Seele, sich krampfhaft aus dem Leibe reißend, nur noch Zeit hatte, mir zuzurufen: ‚Stimme all dein Leben für die Völgyis!‘ — Ich frage, Euer Hochgeboren, kann man da für jemand anderen als die Völgyis stimmen, wenn man das Blut seiner Eltern nicht noch in ihrem Grab will sieden machen?“

Die wilde Ruhe, mit der Andoras in buchstäblich roten Strichen die Geschichte seines Hauses gezeichnet hatte, diese rücksichtslose Energie seiner mit Blut gedüngten Anhänglichkeit machte die Gräfin in tiefster Seele schaudern.

„Entfernen Sie ihn, teurer George,“ bat sie angstvoll, „mir graut vor dem Schrecklichen!“

Sie hatte diese Worte wieder französisch gesprochen.

Erst jetzt wurde Andoras auf die Gegenwart der Gräfin aufmerksam. Sie brachte in seinem ganzen Wesen eine wunderbare Veränderung hervor; es erzitterte in seinen innersten Grundfesten!

Ein einziger Moment — und sein braunes, feuriges Auge hatten einen Ausdruck angenommen, den man gebändigt, milde nennen konnte. Es lag eine so ungeheure Kluft zwischen der nächsten Vergangenheit und Gegenwart dieses Antlitzes, daß nur die Angst die Gräfin verhinderte, diesen seltsamen Wechsel zu bemerken. Schlaff hingen dem Häuptling der sechshundert Stimmen von Szent Pal die Arme herab, das Haupt war ihm beinahe traumhaft, unsicher auf die Brust gesunken.

Wir lassen im gewöhnlichen Leben nur das Heitere, Glanzvolle der weiblichen Schönheit gelten; das Traurige

entfernt uns oder bricht ihren Zauber. Und doch ist die Trauer die eigentliche Probe der Schönheit. Der Schmerz hatte gewisse Linien, die bisher verdeckt unter der Oberfläche lagen; wenn sie nun plötzlich hervortreten — ein anderes leuchtet uns entgegen, und die Tiefe menschlicher Schönheit, das wahrhaft Göttliche wird uns erst jetzt klar. Ob nun auf die unbefangenen Sinne des Szent Paler Häuptlings eben die traurige Schönheit der Gräfin so großen Eindruck gemacht hatte? Ob er, wenn man von ihm Rechenschaft dieses Eindruckes verlangt, nicht geantwortet hätte: Als wilder Knabe stieg ich eines Tages einen hohen Baum hinan und nahm einer Vogelmutter das warme Nest mit den Jungen weg. An der Straße, die ich freudig ging, stand ein Marienbild; es blickte mich so traurig an . . . und die Vöglein entflatterten mir — weil ich die Hände falten mußte? Und ob nicht dieselbe Empfindung seine Hände sich zusammenfinden ließ, wie zum Gebet, als er die Gräfin anstarrte?

„Ist das die hochgeborne Frau Gräfin?“ sagte er endlich mit aller Weichheit seiner Sprache, und, ohne die Antwort des Grafen abzuwarten, fuhr er fort: „Wie glücklich, wie dreimal gesegnet sind doch die großen Herren dieser Erde! Kein Berg ist so hoch, kein Wasser so breit und kein Brunnen so tief, daß sie nicht wüßten, das Schönste, was darauf und darin ist, zu erbeuten! Hat der allmächtige Gott ihre Augen weitsehender gemacht, daß sie das Schöne erblicken, wo für das arme Volk nur Nacht und Finsternis ist? Hat er die Ohren feiner gemacht, daß sie die schönsten Klänge hören, wo wir mit Taubheit geschlagen sind? Da träumt dem hochgeborenen Herrn Grafen von Tornay, draußen in einem fremden Lande sei das Schönste auf Gottes Erdboden zu finden, und wie er aufwacht, läßt er die schnellsten Rosse an seinen Wagen spannen und fährt tagelang in die Fremde — bis er die hochgeborne Frau Gräfin findet. Gott dankbar sollten alle die sein, denen er das Schönste

beschert, und . . . Sie haben ihm gewiß schon gedankt, hochgeborner Graf!"

Andoras streckte nach diesen Worten feierlich seine Hand aus, um das Kleid der Gräfin an seine Lippen zu drücken. Sie aber schauderte zurück und wandte grauenvoll ihm das Antlitz ab.

„Fürchten Sie sich vor mir, hochgeborene Frau Gräfin?" fragte er mit trübem Lächeln, „ich bin nur furchtbar auf Restaurationen, wenn ich für die Völgyis stimmen lasse. Sonst kann mich ein Kind um den Finger biegen."

„Lächeln Sie ihn doch an, liebe Fanny," flüsterte der Graf französisch; er hatte mit eigentümlichem Wohlgefallen die Wandlung des Szent Paler Häuptlings wahrgenommen. Die Gräfin versuchte ihr Grauen zu bemeistern, sie wandte sich gegen Andoras, aber statt des Lächelns stürzten Tränen der Angst aus ihren Augen.

„Wie kindisch, Fanny!" rief der Graf.

„Die hochgeborene Frau Gräfin fürchtet sich vor mir," sprach Andoras kopfschüttelnd, „und doch habe ich keine Sünde begangen, daß das Kleid blutig wird, wenn ich es mit meiner Hand berühre . . . Aber die hochgeborene Frau Gräfin fürchtet mich, und ein Priester, wenn er das Abendmahl austeilt, müßte vom Altar zurücktreten, wenn — die hochgeborene Frau Gräfin sich fürchtet."

Noch einen langen Blick warf das Haupt der sechshundert Stimmen auf die Gräfin; dann wandte er sich langsam ab und ging — nicht mehr derselbe Andoras, der an den Wagentritt der gräflichen Equipage gekommen.

---

2. Die magyarische Grammatik.

Drei Tage nach diesem Ereignis auf der Straße begehrte am Gitter des gräflichen Schlosses ein Mann eingelassen zu werden.

Es war Andoras, das Haupt der sechshundert edlen Stimmen von Szent Pal.

Ehe wir jedoch die knarrenden Riegel des Hoftores zurückschieben, scheint es uns nötig, einige Streiflichter über die Personen zu werfen, die die gräfliche Kutsche auf der Pußta unserer Bekanntschaft zugeführt hat.

Der Graf gehörte zu jenen ehrgeizigen Naturen seines Vaterlandes, die in die Politik die Summe ihres Lebens setzen. Er wollte bei der nächsten „Restauration" Vizegespan werden, und die Wahrscheinlichkeit des Erfolges lag beinahe als Gewißheit vor ihm.

Es war noch nicht lange, daß der Graf in den Glückstopf der Politik gegriffen; an die äußersten Grenzen des Jugendalters getreten, waren in seine, von Genüssen aller Art gesättigte Seele zwei Entschlüsse, wie Lichtstrahlen, die von einem Brennpunkte ausgehen, eingefallen. Denn das ist eben das Geheimnis des Lebens, daß es nach aller Erschöpfung noch unsichtbare Quellen finden läßt, wenn man an ihm nicht verzweifelt. Der Graf sah noch zwei weiße leuchtende Säulen aus seiner Zukunft sich erheben, auf die er mit verjüngten Kräften zugehen wollte: die Politik und die Ehe.

Nach jahrelanger Abwesenheit im Ausland erschien er zum erstenmal wieder in den Adelsversammlungen seines Komitates, er ward wie ein reuig heimkehrender Sohn begrüßt, und die Zeitungen nahmen sein Lob in ihre Spalten auf. War er noch die träge, glanzlos herumschweifende Hummel? War er nicht eine arbeitsame Biene geworden, die auf eigener Scholle ihren Honig verarbeitete? Sein Ansehen stieg, als er in den Reihen der Opposition erschien. Die Genossen seiner Partei jubelten; keiner zweifelte, daß nur die innigste Überzeugung von der Gewalt und Wahrheit der Grundsätze, die sie verteidigte, ihn in ihre Arme geführt. Sie irrte, diese Partei! Dieser Schritt war für den Grafen

nur eine Fortsetzung des früheren Taumellebens; er fand Genuß in den Reihen der Opposition.

Der Einfluß des Grafen war noch im Wachsen, als er der freigebigste Hauswirt seiner Partei wurde, als die Leistungen seiner Köche und der Inhalt seiner Keller auf den Zungen des Ruhmes sich durch das ganze Land verbreiteten. — Es war dem Lenker der Regierungspartei gelungen, Bresche in die dichten Reihen der Opposition zu schießen — was tat der Graf? Er jagte seinen Koch aus dem Dienste und erwarb sich um teures Geld den des Obergespans. Nun sammelte sie sich aufs neue verstärkt und gekräftigt an seinen Tafeln. Aber so überwältigend trat zuweilen die Erschöpfung seiner durch Genüsse aller Art geknickten Energie auf, daß es Augenblicke gab, wo ihn das politische Treiben in tiefster Seele anwiderte und er Ausflüchte suchte, sich ihm zu entziehen. In solchen Momenten erschien ihm die Ehe als die zweite leuchtende Säule, die sich trostverheißend aus dem trüben Hintergrund seines Lebens erhob; seine Gemahlin sollte ihm die Politik ertragen helfen; mit ihr im Bunde sollte die Partei befriedigt werden, deren Feldzeichen er trug. Die Ehe war ihm ein politisches Institut geworden, ein Salon für seine Gäste, die Bindungsformel des Priesters vor dem Altar nur die Sanktion des Himmels — für die Pläne ehrgeiziger Genußsucht.

Aus dem Innern eines ungarischen Schlosses ging eines Tages ein Brief nach Schwaben ab. Er trug die Adresse einer ehemals reichsunmittelbaren gräflichen Familie. Drei Wochen später ging ein anderer Brief denselben Weg nach Ungarn zurück; als das Siegel gelöst ward, wußte der Graf, daß er eine Braut hatte.

Sie war erst sechzehn Jahre alt.

Der Antrag des Grafen war in ein Leben gefallen, das man eine aristokratische Dorfnovelle nennen konnte. Die junge Fanny kannte die Welt nicht. Was unten im

Dorfe zu ihren Füßen vorging, das setzte oben der Salon fort. In unbewußter Willenlosigkeit war sie einer Bestimmung entgegengereift, welche die Mädchen gleichen Alters unten im Dorfe vom Tanzboden, oder wenigstens vom nächtlichen Singen der Burschen schon besser kannten. Sie sprach ihr Jawort zu dem Antrage des Grafen mit so kindlicher Unbefangenheit aus, als gelte es einer Lustpartie nach dem weiten, romantischen Ungarn, und nicht einer Lebensstation, auf deren Meilenzeiger das Schicksal seine dunkeln Beschwörungsformeln schreiben konnte! Daß man sie zur Braut machte, war keine Befriedigung eines Wunsches; wohl aber ward eine unbezwingbare Sehnsucht in ihr rege gemacht nach dem wunderbaren Lande, das sie als Kind aus dem Munde des Grafen, dessen sie sich noch dunkel erinnerte, hatte schildern gehört. Für diese, von innigster Keuschheit durchheiligte Seele war die Ehe noch ein leerer Name, eine inhaltslose Hülle, sie schlug den weiten Mantel der Jungfräulichkeit um das rücksichtslos ausgesprochene Wort: Heirat — und wenn man sie scherzend „Gräfin Tornay“ anredete, meinte sie, träumerisch in die Ferne blickend:

„Ach! und wie freut es mich, nach Ungarn zu kommen.“

Dem Grafen entging diese Sehnsucht in die Weite, die aus jedem Briefe der jungen Fanny wie ein Wandervogel mit den Fittichen flatterte, keineswegs; er nahm sie für das, was sie war. Dieses ermattete Leben fand in dem Gedanken, daß das jungfräuliche Hinauswollen der Gräfin auch um ihn, oder eigentlich nur um ihn die jungfräulichen Arme schlang, keine Freude; für all diese Begeisterung hatte er nur einen Plan: er schlug ihr vor, Ungarisch zu lernen, damit sie als eine völlig Eingeborene das Land ihrer Sehnsucht betrete. Die nächste Antwort der Gräfin war ein freudiges Ja; nur meinte sie schalkhaft, unten im Dorfe verständen die Bauern zufällig nur „Schwäbisch“, sie glaube

kaum, daß das Schwäbische irgend eine Ähnlichkeit mit der ungarischen Sprache habe.

„Sie wollen also Ungarisch lernen? chère Fanny! Wie liebe ich Sie dieses Wunsches wegen! Wie herrlich werden die vaterländischen Klänge aus Ihrem Munde tönen! Ich verabschiede alle Klaviere im Schlosse, Sie bringen ja himmlische Musik mit. — — — Beifolgend schicke ich Ihnen, liebe Gräfin, eine magyarische Grammatik; sie ist etwas pedantisch, leistet aber alle Dienste, die Sie ihr nur zumuten wollen.“

Der Überbringer dieses Briefes war Herr Janos; er selbst war die lebendige Grammatik!

Und dieser Janos?

Dieser Janos stellte den Sekretär des Grafen vor; dieser Titel genügte der Welt, aber nicht seinem Herrn. Zwischen beiden bestand ein sonderbares Verhältnis; der Sekretär schrieb nicht nur die Briefe, die der gräfliche Mund diktierte; er dachte sie auch, er schrieb sie ganz in dem Geiste, in der Anschauungsweise des Grafen; er war das horchende Ohr, wenn in später Nacht die Klingel aus dem Schlafzimmer des Herrn ertönte; er war die Feder, die dem Grafen die Reden schrieb, wenn er von der Partei Triumphe holen wollte; er war das stumme Gefäß, das sich mit dem Inhalt des Zornes füllen ließ, wenn den Herrn dumpfes Schweigen empfing; er war der Sklave und der Freund seines Gebieters, seine Hand, sein Kopf, sein Wille, aber auch der Nacken, der den Fußtritt schwer empfand, und die verkörperte Willenlosigkeit, mit geschlossenen Lippen, wenn das schwerste Unrecht sie traf.

Janos war der Sohn eines Untertans, vom Grafen aus der Hütte in den Salon gezogen; sein Geschöpf; — sein Herr sah in ihm ein erlöstes Wesen, und kein Wunder, wenn er sich dieser Macht über ihn wie ein Zauberer bediente.

Rückhaltslos hatte ihm der Graf die Mission anvertraut, seine künftige Gemahlin im Magyarismus zu unterrichten; er kannte die Begeisterung seines Sekretärs für das Vaterland, das ihn geboren; niemand konnte beredter die Reize des wunderbaren Ungarn schildern, niemand glühte mehr für die Sprache Arpads als derjenige, den die Laune eines Magnaten nach Schwaben schickte, um dort eine Proselytin zu machen.

Der Graf konnte keinen besseren Lehrer für seine Braut gewählt haben. Die junge Fanny lernte rasch und ohne Schwierigkeit die so fremdartige Sprache; sie hörte in stiller Andacht dem Sekretär zu, wenn er mit den glühendsten Farben seiner Seele die Vorzüge seines Vaterlandes schilderte. Gab es denn noch ein zweites Ungarn? Sie trank den goldenen Strom seiner Worte gierig, und die Sehnsucht dieses herrlichen Wesens nach der Ferne spannte zum Fluge immer mehr die Fittiche.

Eine wunderbare Veränderung war aber nach Monaten in dem Magyaren vorgegangen. Warum schwieg er, der sonst jede Gelegenheit, die ihn auf Ungarns Größe und Schönheit zu reden führte, so begeistert ergriff? Wo war die Glut seiner Worte? Das Hinreißende seiner Schilderungen? Sprach die Gräfin Fanny von ihrer Sehnsucht, malte sie ihr Glück mit den lebhaftesten Farben ihrer Phantasie, so hörte dieser Herr Janos mit trüber Stirne und gesenkten Augen zu.

Diese Wandlung lag tiefer, als wir mit den feinsten Brillen unserer Seelenkunde ergründen könnten und wollten.

„Nur noch vier Wochen, und der Graf kommt und holt mich ab,“ sagte eines Tages Fanny, als sie mit ihrem Lehrer an dem Ufer des schönen Neckars spazierte.

„Und fürchten Sie gar nicht, aus Deutschland hinwegzugehen — aus diesem schönen Deutschland?“ fragte Janos, zitternd vor innerer Bewegung.

„Fürchten? und sagte ich Ihnen nicht immer, daß ich mich freue und herzlich freue, in Ihr Vaterland zu kommen?“ warf die Komtesse lachend hin.

„Gräfin,“ sprach der Lehrer, und ein Seufzer rang sich schwer und lang aus seiner Brust. „Gebe Gott —“

„Was haben Sie, Herr Janos?“ fragte die Komtesse, ihm besorgt in das aufgeregte Antlitz blickend.

„Ich weiß nicht,“ ... antwortete Janos. „Ich wollte nur sagen: Gebe Gott, daß Sie in Ungarn glücklich werden. Mit weißen leuchtenden Fittichen wird der gute Gott über Sie wachen; er wird das Kind Deutschlands von den Ufern des Neckars nach unseren Pußten begleiten — er wird Sie auch dort nicht verlassen, wenn fremdartige Verhältnisse beirrend auf Sie einwirken werden — er wird die Neckarblume nicht verdorren lassen im Sande unserer Pußten.“

Die Gräfin war ernst geworden; die Hände hatten sich leise gefaltet, wie zum Gebete.

„Und Sie, Herr Janos?“ fragte sie, nach einer bangen Weile, „wo werden Sie in Ungarn stehen? Wird Sie mein Auge erblicken? Werden Sie meine Stimme hören — wenn ich vielleicht angstvoll rufe?“

„Denken Sie an den treuen Johannes in Grimms Hausmärchen,“ sagte der Sekretär tief bewegt; „dieses Märchen habe ich erst in Deutschland verstanden. Janos heißt im Deutschen Johannes. Auch ich heiße Johannes.“

---

3. Das gefangene Wild.

Der Graf konnte ein höhnisches Lächeln nicht unterdrücken, als ihm die Ankunft des Hauptes der sechshundert edlen Stimmen von Szent Pal gemeldet ward.

„Hat sich die Bestie in unserem Revier denn doch be-

treten lassen," sagte er zu seinem Sekretär, „und glauben Sie noch an die ‚historischen Traditionen‘ dieses Bauers?"

„Wir müssen sie erst verleugnen hören, Euer Hochgeboren," entgegnete Janos, doch so, daß seine Worte dem Häuptlinge entgehen mußten.

„Verleugnen!" rief der Graf ebenso; „er hat sie bereits verleugnet . . . Als ein Anhänger der Bölgyis durfte er keinen Schritt in das Gebiet des Grafen von Tornay machen. Oder es ist vielleicht der Wunsch meines Sekretärs, daß der Bauer Andoras seine Traditionen behalte? Daß uns die sechshundert edlen Stimmen von Szent Pal diesen Traditionen zuliebe entgehen?"

Der Sekretär zuckte zusammen; die Bitterkeit, die in den Worten seines Gebieters lag, berührte ihn schmerzlich.

„Euer Hochgeboren wissen es selbst am besten," sagte er, „wie sehr ich wünsche, daß der Graf von Tornay im Wahlkampf siege. Es widerstrebt mir aber in innerster Seele, diesen kräftigen Andoras seine Mannheit entwürdigen und sich uns verkaufen zu sehen."

„Sehr poetisch," warf der Graf spöttisch hin, „vielleicht etwas zu deutsch. Sie haben Deutschland wohl sehr liebgewonnen, Herr Janos?"

„Ich habe Deutschland lieben gelernt," antwortete der Sekretär.

„Laissons ça!" rief der Graf, „Deutschland bleibt und wird nun einmal bleiben das Land schwärmerischer Narren und hirnverbrannter Denker. Jetzt sind wir aber in Ungarn und mitten in der heißen Atmosphäre der Komitatswahlen. Sollen wir philosophische Betrachtungen darüber anstellen, ob es auch recht und billig ist, diesen Andoras seiner Traditionen zu entkleiden? Dazu habe ich nicht Zeit und Willen ... diese sechshundert Stimmen müssen unser werden, es koste was es wolle. Sollen wir ihn abstoßen, wenn er uns entgegenkommt?"

Der Sekretär verbeugte sich stumm und ging.

Draußen in der säulengeschmückten Vorhalle des Schlosses wandelte indessen der gewaltige Andoras, das gefürchtete Haupt der sechshundert edlen Stimmen von Szent Pal, auf und nieder. Das männlich-schöne Gesicht des Bauernedelmannes trug nicht mehr jenen Stolz, der dem Kutscher Peti so herrisch die Überlegenheit der Völgyischen Partei bewiesen hatte; die Arme unter dem mächtigen Schafpelz verborgen und den breitkrempigen Hut tief in die Augen gedrückt, stand er bald Augenblicke still, bald sah er unruhig auf die Türe, die zu den Zimmern des Grafen führte. Mit jener Neugierde, mit der wir das in seinem Käfig ruhelos kreisende Raubtier betrachten, standen um ihn die Bedienten des Hauses; hie und da sprach aus ihrer Mitte einer ein Wort mit dem gefürchteten Häuptling; aber die kargen und verdrossenen Antworten, die seinem Munde entquollen, bewiesen ihnen, daß der Bocskoros-Edelmann seine historische Stellung um nichts geringeres anschlage, als das zweifarbige Tuch und die wappengeschmückten Knöpfe der gräflichen Diener.

Der Graf trat endlich heraus.

Andoras nahm ehrfurchtsvoll den breitkrempigen Hut ab, und das männlich-schöne Antlitz des Edelmannes, das durch die zu beiden Seiten herabfallenden schwarzen Haare noch gehoben ward, zeigte sich nun in seiner ganzen Entschiedenheit und Gewalt. Der Graf selbst konnte eine Anwandlung von Achtung nicht unterdrücken und grüßte mit nicht studierter Höflichkeit den Bocskoros*), der als Gleicher einem Gleichen gegenüber stand.

„Ach!“ rief er dann mit gefaßter Überlegenheit, „wie kommt der Graf von Tornay zu der Ehre, den ritterlichen

---

*) Eine andere Bezeichnung für den stimmberechtigten, niederen Bauernadel, den sogenannten Bundschuhadel.

Herrn Andoras in seiner kleinen Behausung zu begrüßen? Oder sollte es ein Irrtum sein, der den edlen Herrn Andoras eine gewisse andere Wohnung für die meinige ansehen läßt?"

„Hochgeborener Herr Graf!" antwortete der Häuptling; „werfen Sie mir nur in diesem Augenblicke meine Anhänglichkeit an die Völgyis nicht vor . . . denn ich habe ein Anliegen oder eigentlich einen Vorschlag für Euer Hochgeboren . . . er kommt mir eigentlich schwer vom Herzen! . . . Mir ist, als sähe ich die blutigen Gestalten meines Großvaters und Vaters, die auf den Restaurationen für die Völgyis gefallen sind, mir mit den Fingern winken und drohen . . . Aber ich weise diese Drohungen von mir fort," setzte der Edelmann mit düsterglühendem Blicke hinzu, „weit fort von mir, in das Grab zurück, wo sie ausruhen und mich nicht stören sollen . . . Haben Euer Hochgeboren Lust und Gefallen, mich anzuhören?"

Freundlich mit dem Haupte nickend, sagte der Graf:

„Kann Herr Andoras so fragen? Ich stehe jedem seiner Worte zu jeder Stunde am Tage und bei Nacht zu Gebote. Schufte!" rief er dann unter die draußen stehenden Bedienten, „warum keinen Wein für den ritterlichen Herrn Andoras? Sputet euch, und vom besten!"

Der Edelmann machte eine abwehrende Bewegung.

„Hochgeborener Herr Graf," sagte er beinahe flehend, „schicken Sie Ihre Leute nicht in den Keller; ich habe geschworen, daß kein Tropfen Wein, und wäre es selbst der des Grafen von Tornay, über meine Lippen kommen darf — mein Mund muß heilig bleiben und darf nicht entweiht werden."

„Ist eine Restauration bei Euch eine so heilige Sache, ritterlicher Herr Andoras?" warf der Graf mit leichtem Spotte hin, „dann wäret Ihr ja ein Musterbild für die Moralität aller ungarischen Edelleute! Sprecht Ihr nicht,

Herr Andoras, als ginget Ihr zur heiligen Kommunion, wo Ihr den Leib des Herrn empfangen sollt!“

„Und heilig, dreimal heilig ist auch die Sache, die ich dem hochgeborenen Herrn Grafen vortragen will,“ sagte darauf der Bauer, dessen Augen in eigentümlichem Glanze leuchteten, „heilig, wie der Mutter das Kind, heilig, wie das Andenken an meinen lieben Vater.“

Der Graf hörte betroffen diese seltsame Ansprache des Edelmannes.

„Was habt Ihr also? Vertraut mir Euer Heiligstes!“ sagte er ohne Spott.

Andoras schien einen Augenblick auf den Ausdruck zu sinnen, den er seiner Rede geben sollte; es mußte ein gewaltiger Kampf in seiner Seele vorgehen, was sich in der krampfhaften Bewegung seiner Hand, die noch immer den Hut hielt, und in den zitternden Lippen offenbarte. Er trat dem Grafen um einen Schritt näher.

„Hochgeborener Herr,“ sagte er, indem er den Magnaten festen Blickes ansah. „Sie wollen Vizegespan unseres Komitates werden?“

„Ja,“ meinte der Graf mit schlecht unterdrücktem Spott, „vorausgesetzt, daß die Völgyis nichts dagegen haben.“

„Hochgeborener Herr!“ rief der Bauernedelmann mit lauter Stimme, „die Völgyis sind stark, und unsere grünen Federn müssen über Ihre roten den Sieg davontragen. Und dann bin *ich* da . . . und die sechshundert Stimmen von Szent Pal; kein Soldat folgt so seinem Feldherrn, wie die sechshundert *mir*. Sage ich: Ihr müßt für die Völgyis euer Leben hingeben, euer Blut fließen lassen unter den Fäusten und Knitteln der Rotbefiederten, so geschieht es, Euer Hochgeboren, und die grüne Feder siegt, so wahr als der Edelmann Andoras hier vor Ihnen steht — er kann aber auch das Gegenteil bewirken, und darauf verlassen Sie sich, Euer Hochgeboren.“

Die letzten Worte hatte das Haupt der sechshundert edlen Stimmen halb leise gesprochen; mit gesenkten Augen, fast furchtsam, ob der Graf wegen dieses Treubruches an seiner Partei ihn nicht anspeien würde, stand er da.

„Ihr meint also, Herr Andoras,“ sagte der Graf mit anscheinendem Ernste, „es hinge nur von Euch ab, daß die sechshundert grünen Federn von Szent Pal ihre Farben wechselten?“

„Jedes Kind im Komitate kann das dem hochgeborenen Herrn Grafen sagen,“ rief der Edelmann mit einigem Stolze; „die Andorase und ihre Anhänger schlagen sich für die Völgyis tot, wenn sie dieselben durchsetzen wollen; sie gehen auch für den Grafen von Tornay in den Tod, wenn es sein muß — aber unter einer Bedingung.“

„Und die wäre?“ fragte lauschend der Graf.

„Euer Hochgeboren wollen also wirklich Vizegespan werden?“

„Ja,“ sagte der Graf mit fester Stimme.

„Sie werden es, Herr Graf,“ sagte Andoras leise, „so wahr ich Leben in mir habe, aber unter einer Bedingung — — —“

„Ich höre,“ sprach der Graf.

„Gönnen Sie mir einen Kuß vom Munde Ihrer Frau Gemahlin — — —“

Der Graf brach statt aller Antwort in ein lautes Gelächter aus, und dieses Lachen klang so drohend und zugleich so höhnisch, daß Andoras, irre gemacht, wie seine Zumutung aufgenommen wurde, nur betroffen dastand.

„Unter dieser Bedingung, Herr Graf, siegt Ihre rote Feder,“ glaubte er noch einmal wiederholen zu müssen.

Der Graf lachte noch immer.

In diesem Augenblicke wurden draußen vor der Vorhalle zwei Bediente sichtbar.

„Heda! Peti, Ferencz!“ rief der Magnat ihnen zu, die

auf sein Geheiß herbeiflogen, „nehmt da diesen Schlingel beim Kragen und werft ihn zum Schlosse hinaus.“

Während sich die beiden Vollstrecker des gräflichen Willens an das edle „Wild“ machten, das sich auf dem Gebiete ihres Herrschers hatte betreten lassen, ging der Graf, ohne das Haupt der sechshundert edlen Stimmen mehr eines Blickes zu würdigen, in seine Zimmer zurück. Diese stumme Verachtung, dieses höhnische Zurückweisen seines Antrages hatte auf den gewaltigen Andoras nur die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht. Er war schwach geworden; die furchtbare Kraft seiner Gliedmaßen war wie ein schwaches Rohr unter den Fäusten seiner beiden Gegner zusammengeknickt. So gänzlich entmannt schien dieser kräftige Mensch, daß er gar nicht zu fühlen schien, wie er zu Boden geworfen, wieder aufgerafft und zu dem offenen Torgitter hinausgeschoben ward. Ein todbleiches Antlitz wandte sich draußen nach dem Schlosse um; wer hätte in diesem Augenblicke das Haupt der sechshundert edlen Stimmen von Szent Pal erkannt?

Der Graf lachte noch immer.

---

4. Dämonen.

Der „Restaurationstag“ war indessen immer näher gerückt; die Vorbereitungen dazu geschahen mit allem Aufwande und aller Verschwendung, die erforderlich sind, um den Wahlkandidaten nicht in den Ruf des Geizes zu bringen. Seit vierzehn Tagen war das gräfliche Schloß der Tummelplatz der gesamten Komitatsopposition; der Hof und die Stallungen wurden nicht leer von kommenden und abgehenden Wagen und Pferden, und ein ganzes Heer von Köchen bot vergebens seine Kräfte auf, um alle zu befriedigen, die

mehr die Sehnsucht nach einem guten Bissen, als die Begierde, den „Mann ihrer Wahl" durchzusetzen, hiehergeführt hatte. Während die „Herren" an den schwerbeladenen Tafeln des Grafen schmausten und zechten, waren die niederen Herren „Wähler" draußen in den Höfen und Korridoren nicht minder gut bewirtet. In die politischen Erörterungen und Wahlmanöver, die drin an der „Tafel der Honoratioren" verhandelt wurden, mischte sich dann das wilde Gejohle der Bauernedelleute, die jauchzenden Weisen der Restaurationslieder und die melancholisch-wilden, über alle Saiten der Seele gewaltig hinstürmenden Klänge der Zigeunermusik. Tag und Nacht währten diese Szenen; kein Schlaf senkte sich auf die Bewohner des Schlosses; das ungezügelte Restaurationstreiben hatte sich in alle Schliche und Winkel des gräflichen Schlosses gezogen. Oft in tiefster Stille der Nacht, wenn die Mühen des Tages überwunden schienen, erschollen draußen die wilden Restaurationslieder, schrillte die Geige des Zigeuners, und wie die einzelnen Korallen einer zerrissenen Schnur zog sich der Refrain jenes Liedes, das wir aus Andoras Munde bereits kennen:

„Es blühet der Tulipan,
Graf Tornay wird unser Vizegespan!"

durch alles Handeln und Denken des gräflichen Ehepaares.

Mit den leuchtenden Augen eines neugierigen Kindes hatte die Gräfin all dieses phantastische und für ihre „deutschen Begriffe" so eigentümliche Treiben verfolgt. Für sie war es ein Schauspiel voll gehender, kommender und stehender Kostümfiguren, ein Theaterstück, auf dessen Ausgang sie sich freute, weil ihr Gemahl der Held desselben war und als Sieger vom Schauplatze treten mußte. Was war gegen all dieses Gepränge der „Restauration" eine Abgeordnetenwahl in ihrem Schwaben? Um den Grafen zu überraschen, machte sie sich an die Stickerei einer großen dreifarbigen

Fahne, worauf mit kunstvoll verschlungenen Buchstaben der Refrain jenes Liedes verzeichnet stand:

„Es blühet der Tulipan,
Graf Tornay wird unser Vizegespan!“

„Ei, ei, liebes Kind,“ sagte der Graf, der sie eines Tages unvermutet bei ihrer Arbeit traf, „wer hätte das gedacht, daß du dich gleichfalls auf das Korteswerben verlegst?“

„Verdiene ich Strafe darum,“ meinte sie schalkhaft, „oder glaubt ihr Männer allein das Privilegium zu besitzen, Politik zu treiben? Wir Frauen wollen euch in das Handwerk pfuschen.“

„Liebe Fanny,“ sagte der Graf ernst, „wer verbietet dir, Politik zu treiben, soviel du willst? In unserem Lande muß die Frau die Partei ihres Mannes ergreifen; bei euch in Deutschland ist das freilich anders, da führt ihr ihm höchstens die Wirtschaft.“

Die Gräfin sah forschend ihrem Gemahl ins Antlitz.

„Und wie muß ich das anfangen?“ sagte sie, die in den Worten des Grafen einen Befehl zu hören glaubte.

Der Graf antwortete nicht sogleich.

„Erinnerst du dich noch, liebes Kind, jener Begegnung auf der Straße im Dorfe . . .“

„Jenes furchtbaren Menschen,“ ergänzte die Gräfin schaudernd und erbleichte, „der dem armen Peti den Knittel an den Kopf warf? Das blutige Gesicht des beklagenswerten Jungen ist mir noch immer vor den Augen . . . George, teuerster George, wenn du wüßtest, mit welchen trüben Ahnungen ich damals in das Schloß einfuhr, wie ich mich ängstigte und quälte, die Erinnerung an jenes Begegnis aus meinen Träumen zu bannen.“

„Und doch schienst du auf dieses wilde Tier einen gewaltigen Eindruck hinterlassen zu haben,“ sagte der Graf,

ironisch lächelnd. „Sahst du nicht, wie ehrfurchtsvoll er sich dir nahte, wie begeistert er dein Kleid an seine Lippen drückte? Kann man einer Madonna anders begegnen?"

„George," sagte sie vorwurfsvoll.

„Du weißt übrigens nicht," fuhr der Graf in frivolem Salontone fort, „daß dieser furchtbare Andoras nicht nur Knittel werfen, sondern — — auch die zartesten Wünsche und Gefühle hegen kann; ich sage dir, Wünsche, liebes Kind, die ihn für das teppichunterbreitete Dasein eines Salons fähig machen."

Der Graf begleitete diese Worte mit jenem ausgelassenen Lachen, das so dämonisch dem armen Haupte der sechshundert edlen Stimmen nachgefolgt war.

„Ich verstehe dich nicht, George," sagte die Gräfin geängstigt.

Und wieder brach der Graf in jenes verhängnisvolle Lachen aus.

Dieses Lachen spielte, wie jener oft erwähnte Refrain des Restaurationsliedes, eine eigentümliche Rolle im gräflichen Schlosse. Oft in der innigsten Unterredung mit seiner Gemahlin trat es gespensterhaft unheimlich auf die Lippen des Grafen. Die Gräfin war ahnungsvoll und liebend genug, daß sie bald wahrnahm, wie es stets mit einer gewissen Gedankenreihe in den Gesprächen ihres Gemahls in Verbindung stand. Und immer war es Andoras, jene furchtbare Erscheinung, dessen Name in einem jeden dieser Gespräche genannt wurde. Was wollte dieser Mensch? War es nicht, als drängte sich eine finstere Schicksalsgestalt zwischen sie und ihren Mann? Und warum schauderte sie, wenn er lachte?

Je näher der entscheidende Tag der Wahlschlacht heranrückte, desto seltsamer und unheimlicher wurden diese Ausbrüche des inneren Gedankensturmes aus dem Munde des Grafen. Der Graf verbarg vor seiner Gattin, was offen-

kundig schon vor aller Augen lag. Die Partei der roten Federn hatte ihre gesamten Streitkräfte überzählt, Mann für Mann, und hatte gefunden, daß die „Grünen“ trotz aller Wahlmanöver die Oberhand gewinnen mußten. Andoras und seine sechshundert edlen Stimmen gaben den Ausschlag. Es wurden Boten auf Boten ausgesandt, um den störrigen Leithammel von Szent Pal zur roten Feder zu bekehren, aber mit Erstaunen teilte man sich das Kuriosum mit, der Bauernedelmann spreche von einer Bedingung, die er dem Grafen selbst anvertraut habe, und nur, wenn diese eine Bedingung erfüllt werde, gäbe er sein Blut hin, „damit die rote Feder damit getränkt werde.“

„Und diese Bedingung, Herr Graf? Ist es so schwer, diesen Leithammel zu befriedigen? Was kann diese Bestie für Bedingungen stellen, die der Graf Tornay nicht erfüllen könnte?“ fragte man jedesmal.

Und wieder lachte der Graf.

Uns aber fehlt jener Schlüssel, der die innersten Kammern einer menschlichen Seele aufschließt . . . vielleicht auch jedem anderen! Schließt eine solche Seele nur auf, braucht nur dazu die besten Instrumente aus dem Kramzeug neuerer Psychologie! Im günstigsten Falle findet ihr obenauf jenes Lachen auf den Lippen des Grafen; vielleicht erratet ihr auch, daß dahinter mehr als ein unwillkürlicher Reiz der Muskeln liegt, daß die ganze Erfolglosigkeit seiner Wahl, die Entmutigung eines voraussichtlichen Falles sich darunter verbarg — zu den Endfäden eines Entschlusses, der in dem Grafen wühlt, werdet ihr doch nicht gelangen, die ihr das Gewebe dieser an Ehrgeiz, Leidenschaft und Genußsucht kranken Seele nicht gekannt habt.

Das Leben des Magnaten hatte wenige Momente aufzuzählen, in denen ein Genuß vergebens um Einlaß und Befriedigung angepocht hätte, wenige Momente, wo Überlegung geraten hatte, den Sirenenklängen irgend einer

Reizung, wie der kluge Mann von Ithaka, sich zu entziehen. Dieses Leben war wie ein scheues Pferd über Blumen und Felder und Trümmer dahingerannt. Wer sollte es auch jetzt noch aufhalten? Alle Dämonen des Genusses, die, je näher der Wahltag rückte, desto krampfhafter die Sinne des Grafen aufstachelten, waren in ihm erwacht — was sollte hier den Zügel ihm umwerfen, wenn es die Gräfin nicht tun konnte?

„Sie muß,“ sagte der Graf zwei Tage vor der Wahl zu sich, „und wenn ich sie zwingen sollte. Es ist nichts so Schreckliches darum, den Wunsch eines Gemahls zu erfüllen, der einen Kuß von dem Munde seiner Frau sich abstiehlt, um ihn einem andern abzutreten —“

Diese Sophistik setzte sich als drängender Treiber hinter dem Grafen auf das Roß, das er eines Abends bestieg, um, wie er seiner Gemahlin sagte, „seinen Mißmut niederzureiten“. Er war auf die Heide, gegen das Dorf Szent Pal zu, geritten, um das Haupt der sechshundert edlen Stimmen zu sprechen.

Der Zufall ersparte dem stolzen Magnaten die Demütigung, in die Wohnung des Bauernedelmanns eintreten zu müssen. Einige Schritte vom Dorfe tönten plötzlich die zwei Endverse des Restaurationsliedes an sein Ohr, aber in derjenigen Fassung, wie es für die „grünen Federn“ taugte. Aus der Dunkelheit der Nacht sah er eine Männergestalt im weißen Schafpelz und breitkrempigen Hut auf sich zukommen, in der er alsobald das wilde Haupt der sechshundert edlen Stimmen von Szent Pal erkannte.

Hart am Wege, den der Graf vorbei mußte, blieb Andoras stehen. Er hatte den Hut abgenommen; ein vorüberziehender Mondglanz ließ den Magnaten auf ein bleiches, von Kummer gezeichnetes Antlitz sehen, das ihn unwillkürlich ernst stimmte.

„Guten Abend, Herr Andoras,“ grüßte der Graf. „Welcher Zufall, Euch hier zu treffen!“

Hätte sich das Haupt der sechshundert Stimmen besser auf Seelenkunde verstanden, er hätte in der schwankenden Stimme, mit der diese Worte ausgesprochen wurden, einen halben Sieg gehört.

„Hochgeborner Herr Graf,“ antwortete er und stand in demütiger Haltung, „ich selbst bin erstaunt, Euch wieder von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen.“

„Liegt in diesen Worten eine Drohung?“ dachte der Graf, und eine unwillkürliche Bewegung seines Rosses bekundete, daß sein Reiter eben nicht ganz ruhig darauf saß. Aber ein zweiter Blick auf die fast gebückte Stellung des sonst so kräftigen Gegners verschaffte ihm die Überzeugung, daß Andoras von seiner Bedingung noch nicht abgegangen war.

Sonderbar! Der an die Raffinements europäischer Salons gewöhnte Magnat, der nie verlegen war, irgend einem verfänglichen Gespräche die geschickteste Wendung zu geben; derselbe Mann, der schmeichelnd und überredend Menschenglück zertrümmert hatte, daß es sich im Sterben noch lächelnd nach seinem Mörder wandte — er befand sich jetzt, einem rohen magyarischen Bauernedelmanne gegenüber, in einer Lage, die nicht erbarmenswerter sein konnte. Diesem Andoras einen Kuß seiner Gemahlin anzutragen —! Den gewandten Meister der Rede hatte die Kunst verlassen.

„Es sind Euch neulich, Herr Andoras,“ begann der Graf unsicher, „Unannehmlichkeiten in meinem Schlosse passiert —“

Ein trübes Lächeln spielte um die Lippen des Szent Paler Häuptlings; nicht das leiseste Zucken seiner Gesichtsmuskeln verriet, daß in diesem gewaltigen Körper eine zornige Erinnerung an die erlittene Schmach lebte, die ihm von den Bedienten des Magnaten angetan worden. Ein Bittender eher, als einer, der gebeten sein wollte, stand er hart an dem Pferde des Grafen.

„Diese Bestie,“ so lautete ein stiller Gedanke im Mag-

naten, „ist weit gefährlicher, als ich mir habe träumen lassen . . . sie ist kußsüchtig geworden. Kann sie denn den angetanen Schimpf so ganz vergessen?“ Und ohne daß der Graf es eigentlich wollte, erscholl jenes verhängnisvolle Lachen wieder aus seinem Munde, das seit dem sonderbaren Begegnisse mit dem Edelmann sein eigentlicher Dämon geworden war.

Andoras trat einige Schritte hinweg, dann sah er sich scheu um, vielleicht weil er nach jenem Lachen, das ihm damals als Antwort wurde, auch jetzt eine neue Schmach hinter sich glaubte.

„Euer Hochgeboren,“ sagte er tonlos, „wollen mich vielleicht wieder an Ihr Schloß erinnern. Die Wunde blutet noch, Euer Hochgeboren reißt sie wieder auf.“

„Glaubt ja nicht, ritterlicher Herr Andoras,“ meinte der Graf entschuldigend, „daß ich Euch jetzt beleidigen wollte. Vor vierzehn Tagen, ich gestehe Euch das, Herr Andoras, war es anders, ich hielt Euch damals für betrunken.“

„Und darin mochten Euer Hochgeboren recht gehabt haben,“ bemerkte der Szent Paler Edelmann mit allem Bewußtsein seiner eigentümlichen Lage, „ich war damals betrunken, aber nicht vom Weine, mit dem auch die Völgyis so freigebig umgehen. Bei meinem toten Vater, den sie auf der ‚Restauration‘ totgeschlagen haben, schwöre ich Euer Hochgeboren, kein Tropfen Wein, um die Lippen zu befeuchten, hat mir seit jener Zeit gemundet. Aber ich frage Euer Hochgeboren, muß es gerade Wein sein, der einem die Sinne krank und trunken macht? Kann es nicht etwas anderes sein? Der Wahnsinn nämlich um eine Sache, die man nicht erreichen kann? Wenn ich z. B. das Tatragebirge mit eigenen Händen auf diese unsere Heide versetzen wollte, wäre das betrunken oder — wahnsinnig?“

Das Roß des Grafen machte wieder eine unruhige Bewegung. Die Bemerkung der „Bestie“ hatte an das

Lebensmark des Magnaten, die Ehre, gestreift. War er selbst in einem anderen Zustande, als in dem des Wahnsinns, der dem verächtlichen Bauernedelmanne nachgeritten war, um ihm — den Mund seiner Gemahlin anzutragen? Zwei Geister stritten um diesen Moment, ein guter und ein böser. Der Graf sah beinahe mit leibhaften Augen, wie sie in seinem Gehirne sich faßten, wie sie sich krampfhaft ineinander krallten, der eine sein besseres Selbst zu retten, der andere es als Beute zu den Mächten der Hölle zu tragen.

Ein zweiter Moment wird uns den Sieger kennen lehren!

„Ihr unterscheidet sehr fein, Herr Andoras," bemerkte der Graf mit unsicherer Stimme, „in der Tat sehr fein, ich hätte Euch nimmer ein so feines Talent zugetraut. Wahrhaftig," zwang sich der Magnat zu einem sehr zaghaften Lächeln, „Ihr verdientet wenigstens . . . Stuhlrichter zu werden bei der nächsten Restauration."

„Euer Hochgeboren belieben Spott zu treiben," sagte Andoras, der offenbar den Grafen nicht verstand, „das überlassen wir den studierten Herren; wir anderen lassen uns für sie totschlagen, geben ihnen unsere Stimmen und heben sie auf unsere Schultern — — vielleicht, damit die Herren denselben Nacken, der sie getragen, wenn sie dereinst im Amte sind, mit Füßen treten."

„Bestie!" murmelte der Magnat.

Eine gefährliche Pause trat nun in der Unterredung der beiden ein. Der Graf packte krampfhaft den Zaum des vorwärts strebenden Tieres. Sagte dem sein Instinkt, daß es den Gebieter aus der furchtbaren Lage reißen mußte? Andoras meinte, der Graf wolle seines Weges gehen, und trat ehrfurchtsvoll zurück. Ein grimmiges Feuer loderte in dem Gehirn des Magnaten, und die Nacht war schonend genug, über sein flammendes Gesicht ihren dichtesten Schleier zu werfen.

Das Haupt der sechshundert edlen Stimmen empfahl sich mit demütigen Worten — und ging.

Das Roß strebte aufs neue vorwärts, und die Stirne des Grafen war mit Schweiß bedeckt. Seine Hand hielt die Zügel so straff, daß das Tier grimmig darein biß und wütende Sätze machte. Andoras entfernte sich immer mehr.

„Herr Andoras!“ rief der Graf mit allem Aufwand seiner Stimme „auf ein Wort!“

Das Roß mußte dem Befehle seines Gebieters sich fügen, es stand. Andoras kam näher, nun stand er vor dem Magnaten wieder von Angesicht zu Angesicht.

„Ich habe Eure Bedingung nicht vergessen,“ sprach der Graf in fieberhafter Eile, „kommt morgen frühe um dieselbe Stunde in den Schloßgarten, harrt am Gitter — Eure Bedingung soll erfüllt werden . . .“

Eine Minute darauf war die Stelle, worauf der Kuß einer schönen Frau um die Aussicht auf sechshundert adelige Wahlstimmen verhandelt wurde, leer. Der Graf war in der Dunkelheit der Nacht verschwunden; weiße Nebel zitterten über die Pußta hin, der Mond wandelte leise am Himmel seine Bahn. Eine unheimliche Stille war eingetreten; nur zuweilen klangen vom Dorfe Szent Pal, in dessen Gasse Andoras eingelenkt hatte, die bekannten Verse des Restaurationsliedes, die aber jetzt die gewünschte Fassung hatten:

„Es blühet der Tulipan,
Graf Tornay wird unser Vizegespan.“

Die Verse klangen wie eine Siegeshymne.

5. Der treue Johannes.

Man kann lächeln und immer lächeln — —

Am folgenden Morgen trat der Graf mit übernächtigen Augen, aber das allzeit fertige Lächeln auf den Lippen, in das Zimmer seiner Gemahlin. Er fand sie auf dem Betschemel kniend, das Antlitz in heiliger Andacht gegen das Bild des Heilands gewandt. Dieser Anblick bannte die aristokratische Frivolität fest — und hieß das Weltliche stillestehen, während sich eine keusche Seele im Gebete zum Himmel aufschwang.

Wie war sie so schön! Man konnte die Blume beneiden, deren Duft sie einzog; man konnte dem Gebetbuche gram werden, auf das sie jeden Morgen und Abend ihren Mund drückte . . . und wer sollte sie heute küssen? Wem hatte der Graf die Blüte dieses Mundes verkauft? . . .

Aber schon war der Graf in jenen verworrenen Seelenzustand geraten, worin die Funken seines bessern Selbst noch als Irrlichter schwankten. Die Tat war erst halb geschehen. Er küßte ihr zärtlich die Hand.

„Wie hast du geschlafen, liebes Kind?" fragte er.

„Schlecht, ich habe im Traume geweint," sagte die Gräfin; „ich träumte, wieder in der Heimat am Neckar zu sein, aber nicht als lachendes, hüpfendes Mädchen, sondern als eine gar ernste, düstere Frau, in lange Trauerkleider gehüllt, sah ich mich dort."

„Possen, cher enfant," rief der Graf scherzend, „solche Träume sind ganz salonwidrig; was soll die Dienstmagd, die bei fremden Leuten um ein leichtes Stück Geld dient, für Träume haben, wenn die Gräfin Tornay dasselbe Traumbuch zu Rate zieht? Possen, sage ich dir, Fanny! Im Gegenteil, ich habe dir für heute eine Rolle zugedacht — — bei der du dich zum allerwenigsten gut amüsieren sollst."

„Und die wäre?" fragte sie leuchtenden Auges.

„Du sollst für deinen Gemahl sechshundert Stimmen werben.“

„Ich?“

„Spiele doch nicht die Erstaunte, liebes Kind,“ sagte der Graf mit sichtbarem Verdruß. „Als wäre es dir nie eingefallen, eine Fahne für die Restauration zu sticken? Du hast also bereits für deinen Gemahl geworben. Willst du aber nicht mehr für ihn tun?“

„Ich verstehe dich nicht, George,“ sagte sie unschuldig.

„Und Herr Janos sollte doch aus dir eine Magyarin machen . . . Verstehst du mich noch nicht?“

„Du bist heute sonderbar, George, —“ sagte sie stockend.

„Vielleicht nur zu ernst, liebes Kind.“

„Steht es um deine Sache so schlimm?“

„Schlimmer als du denken kannst.“

„Der Graf von Tornay?“ sagte sie mit dem Stolze eines Kindes, das sich seines Ursprungs rühmt.

„Der Graf von Tornay wird an einem Bauernedelmanne im Schafspelze und ungekämmten Haaren zuschanden. Erinnerst du dich noch jenes —“

„Immer diese Gestalt!“ rief die Gräfin schaudernd, und Todesblässe bedeckte ihr holdes Angesicht.

„Närrisches Kind,“ sagte der Graf mit jenem feigen Lächeln, das ein Wort zur entscheidenden Stunde nicht aussprechen läßt — „wie sonderbar du bist. Vielleicht ist dein Lehrer eher imstande, dir deine bösen Träume zu deuten.“

Und nachdem der Graf den Feuerbrand eines bevorstehenden Geschickes in das ahnungsvolle Gemüt der Gräfin geworfen, verließ er sie, das Werk der Überredung anderen Lippen vertrauend. Was stand ihr bevor? In welchen Formen sollte ihr das Rätsel entgegentreten, das so geheimnisvoll aus dem Munde ihres Mannes tönte? Mit dem Schwerte des Schreckens? Mit der lachenden Miene der Überraschung? Dieses beengte Herz, das zu laut und angst-

voll pochte, fühlte die Nähe einer Gefahr und empfand den Druck der Atmosphäre, in der jene finstere Gestalt des Bauernedelmannes lebte.

Sonderbare Eigentümlichkeit der Seele! In diesem Augenblicke des tiefsten Drangsals mußte die Gräfin lebhafter als je an ihre Heimat denken; sie sah sich an die schönen Ufer des Neckars versetzt, und mit aller Klarheit drangen jetzt die Worte des Sekretärs an ihr Ohr, jene Worte, die er kurz vor ihrer Heirat zu ihr gesprochen und die ihr, der in die Ferne schweifenden Jungfrau, damals so unverständlich geklungen hatten. Wie fielen sie jetzt als brennende Tropfen auf ihr geängstigtes Herz! In diesem Augenblicke brach der Schmerz die zarte Hülle der Jungfräulichkeit, die noch immer um dieses Wesen lag, durch, und als der Sekretär eintrat, fand er die Züge dieser holden Gestalt so wunderbar gereift, daß er kaum die siebenzehnjährige Gemahlin des Grafen in ihr erkannte.

„Janos, teuerster Freund!“ rief sie ihm lebhaft entgegen, „geben Sie mir Aufklärung, was geht hier im Schlosse vor? Was hat der Graf mit mir vor? Er war heute so rätselhaft . . . und wollte Sie herschicken, um mich aufzuhellen.“

„Ich komme auch im Namen Seiner Hochgeboren, des Herrn Grafen,“ sagte der Sekretär tonlos, „um Ihnen seinen Antrag mitzuteilen.“

„Ein Antrag des Grafen! Eine Mitteilung meines Gemahls, die er durch Sie schicken muß!“ rief die Gräfin schmerzlich-ironisch . . . „Und so förmlich, so zeremoniös sagen Sie das, Janos! Ist dazu jetzt der Moment?“

„Ich bin nur das stumme Gefäß meines Herrn,“ brachte der ehemalige Lehrer mühsam hervor; „selbst den bittersten Inhalt, den es enthält, muß es ausschütten.“

Die Gräfin wandte sich ab und trat gegen das Fenster. Eine Pause, gleich drückend für beide, trat ein. Auf leisen

Socken gleichsam schritt der nächste Augenblick, der alles verkünden sollte, durch das stille Gemach.

„Sprechen Sie, Herr Janos,“ sagte sie darauf, indem sie sich vor ihn stellte mit gefalteten Händen und jener eisigen Resignation im Antlitze, die uns bei antiken Statuen so beredt in die Seele fällt.

„Vielleicht verdiene ich mehr Mitleid,“ sagte der Sekretär dumpf.

„Sprechen Sie, Herr Janos!“ rief sie in einem Tone, der wie barscher Befehl klang.

„Ihr Gemahl ist nicht glücklich, Frau Gräfin,“ begann der Sekretär, . . . „mein Auftrag lautet, Ihnen dies zu melden. Ihr Gemahl, der Herr Graf, sieht den Schimpf einer Niederlage vor sich, und die nächsten Tage werden mit lauten Zungen durch das Vaterland die Nachricht tragen, daß der Graf Tornay an den Intrigen seiner Gegner zuschanden geworden sei. In diesem Gedanken fühlt sich der Herr Graf sehr unglücklich, und wenn es sein Besitztum gälte, er gäbe es freudig hin für die Aussicht, im Wahlkampfe, der ihm bevorsteht, nicht den Kürzeren ziehen zu müssen. Leider hängt dies nicht davon ab, sondern von der Bedingung eines Edelmannes — eines sogenannten ‚Leithammels‘ —, der dem Grafen sechshundert adelige Stimmen zuführen könnte, die den Ausschlag geben.“

„Und diese politischen Händel,“ sagte die Gräfin mit einem traurigen Lächeln, „was sollen sie mir?“

„Dieser Edelmann hat dem Grafen,“ fuhr Janos fort, „eine Bedingung gestellt, die in jedem Betrachte außerordentlich ist, — — und diese Bedingung betrifft Sie, Frau Gräfin.“

„Mich?“ rief sie mit einem Ausdrucke, der die Mitte zwischen Erstaunen und Schrecken hielt.

„Soll ich fortfahren, Frau Gräfin?“ fragte mit gesenkten Augen, fast atemlos der Sekretär.

Die Gräfin lauschte gespannt auf die Verkündigung — eines Todesurteils.

„Dieser Andoras, Frau Gräfin, fordert als Lohn für den Dienst, den er dem Grafen leistet . . . einen Kuß von dem Munde der Gräfin Tornay.“

„Unerhört!“ rief sie, und nie paßte die Mythe von jenen rotgewordenen weißen Rosen besser auf ein menschliches Antlitz. Aber dieses Aufflammen einer am Lebenskeime getroffenen Jungfräulichkeit währte nicht lange; vernichtet, totenblaß sank sie in den Lehnstuhl, und ein leises Wimmern aus der tiefbewegten Brust verriet durch mehrere Augenblicke, daß noch Leben sei in diesem Wesen, das man so furchtbar zu kränken wagte.

„Ja, unerhört, Frau Gräfin!“ rief jetzt der seines Auftrags entledigte Janos, „unerhört! weil er einem Wesen eine Tat zumutet, vor deren Gedanken schon ein Engel mit dem feurigen Schwert stehen sollte.“

Die Gräfin sprach nicht, ihr Schmerz hatte sich in Tränen aufgelöst, und unter den Wimpern rannen heiße unaufhaltsame Tränen hervor.

„Hören Sie in dieser Stunde, der traurigsten meines Lebens, ein Geständnis, Frau Gräfin, das vor Ihnen den Schleier der gegenwärtigen Lage heben wird. Diese ist schrecklich, verstrickend . . . aber mein Auge hat sie vorausgesehen, als ich Ihnen an jenem Abend, wo Ihre Sehnsucht nach Ungarn einen so weiten Flug nahm, meine Besorgnisse aussprach. Sie waren damals so glücklich, so strahlend im Glanze jener Sonne, die das ferne Land Ihrer Bestimmung beleuchtete . . . Sollte ich die Hand ausstrecken und sie auslöschen? Ich war ja gekommen, diese Sehnsucht künstlich zu steigern . . . Sie mit den Vorzügen und Reizen unseres Landes vertraut zu machen, mit Ihnen die Rolle einzuüben, die der Graf, Ihr Gemahl, Ihnen zugedacht hatte . . . Ja, Ihnen war eine Rolle zugedacht, teuere Gräfin, und ich, der

Unglückselige, hatte die traurige Mission, Sie dafür vorzubereiten ... Zürnen Sie nicht, Gräfin, wenn ich so rücksichtslos von einem Manne spreche, dem Sie die Bindungsformel des Priesters auf ewig angetraut hat ..."

Bei diesen Worten verriet ein heftiges Zucken der Gräfin, wie sehr sie unter der Wucht der Anklage gegen ihren Mann leiden mußte.

Janos fuhr fort:

„Der Graf wollte eine Magyarin, er wollte ein Wesen an seiner Seite, das jede Schwankung seiner politischen Kämpfe ertragen konnte, das mit ihm fühlte, mit ihm litt und ihm gleichsam den Schild nachtrug in die Schlachten der Politik. Mir ward der Auftrag, das deutsche Mädchen am Neckar zur Magyarin zu erziehen; und so verstrickt war ich von dem Einflusse meines Herrn, daß ich eine Genugtuung darin fand, den Proselytenmacher zu spielen ... Ich sah kein Verbrechen darin, und es war ein Verbrechen O, ich habe erst Deutschland kennen gelernt ... Wie herrlich, wie unergründlich tief ist dieses deutsche Wesen; wie hat es mich angehaucht, mich, den Sohn Ungarns, der bis dahin nichts Größeres und Herrlicheres geahnt hatte, als sein Vaterland. Was ist aber dieses Vaterland gegen die Heimat, die Sie geboren hat, Frau Gräfin? Was ist die wilde, orientalisch-träge Kraft unseres Volkes gegen das gleichmäßige, in ruhiger Harmonie webende Gestalten des deutschen Wesens? Was haben wir geschaffen? Was ist aus uns herausgewachsen an das Licht des Tages? Wir haben nichts, gar nichts! Trübe fließt der Strom unseres Daseins, und alle Jahrhunderte einmal wirft dieser Strom seine Gewässer auf, daß sie brandend über die Ufer schlagen und sie verheeren — um dann wieder als trüber Strom sich fortzuwälzen. Ich fürchte, unser Volk hat keine Zukunft ... Verflucht habe ich darum so manche Stunde, die mir den Sklavendienst auferlegt hatte, ein deutsches Gemüt auf fremde Wege zu bringen. ‚Bringen

Sie mir kein deutsches Vergißmeinnicht mit blauen Augen, keine Träumerin mit — —' sagte der Graf zu mir, und ich, der nach Deutschland gekommen war, eine Deutsche zur Magyarin umzugestalten, ich ward mit Grauen inne, daß dies ein Verbrechen sei . . ."

Der Sekretär schwieg; nur das leise Schluchzen der Gräfin verriet, daß ihr Schmerz im Verständnis ihrer Lage sich gemildert hatte.

„Sie glauben also, Herr Janos," sprach sie nach einer langen Pause, indem sie gefaßt und anscheinend ruhig aufstand, „Sie glauben also, ich hätte meinen Gemahl, den Grafen, unglücklich gemacht?"

„Sie, Frau Gräfin?" rief der Sekretär erstaunt, „Sie hätten ihn unglücklich gemacht?"

„Ja, ich," sagte sie, „es ist die Pflicht der Frau, das Glück ihres Mannes zu bereiten, und in meiner Schuld muß es liegen, wenn ich es nicht bewirkte."

„Beim ewigen Gott!" rief Janos, „Sie dürfen nichts unternehmen, was Sie und Ihre Ehre, einer nichtswürdigen Leidenschaft Ihres Gemahls zuliebe, berühren könnte."

„Beruhigen Sie sich, Janos!" sagte sie mit einem Blicke zum Himmel. „Möge Sie der Gedanke trösten, daß Frauenehre ein Ding ist, nicht der Mühe wert, ein Sterbenswörtchen dafür einzulegen. Was ist das für eine Ehre, die ein Mann verkaufen und verhandeln kann, wie eine Ware? . . . Nein, nein!" rief sie mit aller Bitterkeit des hervorbrechenden Schmerzes und warf sich verzweiflungsvoll in den Lehnstuhl, „ich habe nicht geahnt, welch Los mir bevorsteht."

In diesem Augenblicke trat der Graf ein.

„Was geht hier vor?" fragte er mit forschendem Blicke.

Der Sekretär war zu bewegt, um antworten zu können; er zeigte mit stummen Gebärdenspiel auf die unglückliche Gräfin.

„Mais, ma chère,“ sagte der Graf mitleidig lächelnd, „die Sache scheint dich ja sehr anzugreifen. — Hast du dir vielleicht mit allzu großer Empfindsamkeit die banalen Phrasen von Frauenehre und dergleichen in den Kopf gesetzt? Kann die Gräfin von Tornay in der Achtung der Welt sinken, wenn sie zu einem gewöhnlichen Bauernedelmanne auf den Wunsch ihres Gemahls sich herabneigt? Liebte sie diesen Edelmann? wird man fragen; war er schön, ritterlich? Konnte er die Eifersucht ihres Mannes erregen? — — Nein! antwortet man dieser neugierigen Welt, dieser Edelmann trägt einen Schafpelz und keine Glacéhandschuhe! Sie tat diesem Menschen, um was ihn jeder Mann in Ungarn beneiden würde, und sie tat es darum, weil er ihrem Gemahl einen großen Dienst erwies. Glaubst du nicht, daß man deine Tat loben wird, daß sich die Dichter dieses Stoffes bemächtigen werden, daß dein Ruhm auf eiligen Fittichen das ganze Land durchrauschen wird?“

Der Graf irrte, wenn er voraussetzte, daß seine Worte einen Einfluß auf den Entschluß seiner Gemahlin ausüben würden. Völlig gefaßt, aber mit einem Blicke, der sein eisiges Herz traf, sprach sie zu ihm: „Mein Gemahl! Ich habe mit tiefstem Kummer erfahren, daß Sie nicht glücklich sind. Ich will Ihren politischen Ehrgeiz nicht prüfen; es ist nicht Sache der Frau, daß sie das angreift, was ihrem Manne zurzeit lieb und wert ist; — jetzt ist es Ihre politische Karriere.“

„Du wolltest, Fanny?“ rief der Graf mit wirklichem Gefühl.

„Ich will —,“ sagte sie leise.

„Es kostet dich aber schwere Überwindung,“ meinte der Graf.

„Soll ich ihm vielleicht entgegengehen?“ sagte sie traurig lächelnd.

„Ich habe ihn bestellt,“ sagte der Graf stockend.

„Ist er wirklich da?“ rief sie schaudernd und bedeckte sich schamvoll das Antlitz.

„Er wartet draußen vor der Türe —“

— — — — — — — — — — — — — — —

Andoras hatte den Lohn seines Treubruches erhalten. „Geh, Unglücklicher,“ hatte ihm die Gräfin gesagt, „du hast jetzt, was du dir töricht in den Kopf gesetzt. Aber deine Lippen sind jetzt verzaubert: denn das Unglück hat sie geküßt.“

* * *

Zwei Tage später kutschierte Peti die Vorspannpferde eines Wagens, in welchem die Gräfin aus dem „Schwabenland“ saß. Seine Rosse griffen nicht so flink und eilig aus wie damals, als er das neuvermählte gräfliche Ehepaar über die Pußta führte. — An den Augen der Gräfin lag heute ein weißes Tuch — nicht mehr die goldene Lorgnette.

Sie wollte für immer in Deutschland bleiben.

Der Graf siegte im Wahlkampf. Andoras aber erlag unter den Knitteln der Völgyis auf dem blutigen Plane der Restauration, wie sein Vater und Großvater. Sein Treubruch mußte gerächt werden.

Die ungarischen Zeitungen erwähnten damals dieses Faktums als einer Sache, die zur „Tagesordnung der Restauration“ gehört.

Der erste Meridian.

(1878.)

„Der Alois!“

Jedesmal, wenn ich meine gewohnte Sommerfrische in dem reizenden Gebirgsdorfe aufsuchte, das hart neben der

gewaltigen Eisenstraße sich hinzieht, die unmittelbar nach Italien führt, lautete nach den ersten Begrüßungen der Wirtsleute meine Frage:

„Und der Alois? Wie geht es dem Alois?"

„Dem Alois? Dank für die Nachfrage! Der Alois, der sitzt noch immer bei der Schule!"

Nur das letztemal, als ich wieder hinauskam, erhielt ich eine andere Antwort . . . eine jener Antworten, deren Sinn man, ohne daß man ein weiteres Wort darüber verliert, sogleich aus einer gewissen Handbewegung, oder einem bloßen Zucken der Lippen errät.

„Der Alois" war also tot!

Horchet still und horchet leise, denn die kleine Geschichte, die ich jetzt erzählen will, verdient, daß man sie gleichsam mit angehaltenem Atem in sich aufnehme, trotzdem es nur der „Alois", ein einfältiger Knabe ist, von dem sie berichtet.

Weit und breit konnte man kein schöneres Schulhaus finden, als mein reizendes Gebirgsdorf an der Eisenbahn besaß. Man hatte seine Freude daran, schon wenn es einem aus der Ferne entgegentrat. Es stand frei nach allen vier Seiten, und die vielen blanken Fenster, mit denen es ausschaute, begrüßten einen wie lauter Kinderaugen, denen von der Hand der Mutter am frühen Morgen der Schlaf frisch und rein fortgewaschen worden. Rings um die Schule zog sich ein gut gehaltener Garten, mit allerlei Haus- und Zierpflanzen aufs beste besetzt, und nur ein paar Schritte jenseits desselben jagte das eilige Dampfroß vorüber, so daß die Kinder einen doppelten Ausblick hatten: auf das Gärtlein und auf das stolzeste Geschenk des nimmer müden Menschengeistes, womit dieser sich selbst beschert hat. Die Schule unseres Gebirgsdorfes war aber auch nicht so leicht ins Leben gekommen. Bis sie dastand, festgefügt vom Dachfirste bis zum Kellerloche, mit allem und jedem, was dazu gehörte,

daß sie auch einer „ordentlichen Schule“ keine Schande machte, waren viele, viele Jahre vergangen; Geld und Gut, Mühen und Opfer waren nicht gescheut worden, und sogar ins Schuldenmachen hatten sich unsere Bauern gestürzt, nur damit es nicht heiße: die Nachbarn in P. hätten ihre Schule um so viel früher unter Dach gebracht; sie aber stünden noch beim A. Denn es ist eine wunderbar erfreuliche Tatsache unserer Tage, daß in dieser Beziehung unsere sonst übel beleumundeten Gebirgsdörfer einen Ehrgeiz entfalten, der dem in der Ebene um nichts nachsteht.

Als nun unsere Schule „fix“ und fertig dastand — es war sogar ein großer Erdglobus angeschafft worden, und der messingene Reifen des ersten Meridians glänzte und funkelte daran so prächtig — da freute sich niemand darüber so kindisch, als eben unser Alois!

Denn der Alois war selbst noch ein Kind, freilich ein zurückgebliebenes! Er zählte schon über neunzehn Jahre, war dabei groß und stark, nur daß er ein noch ganz bartloses Gesicht hatte. Er litt „am Kopfe“, sagten die Bauern, was auch ganz richtig war; man hielt ihn jedoch für ungefährlich, weil er niemandem was zuleide tat. Eine jener armen, verkommenen Menschenpflanzen, wie sie namentlich in unseren Gebirgsdörfern noch immer vorkommen, daß es fast unbegreiflich erscheint, wozu und warum sie überhaupt „gedeihen“. Muß es verkümmerte Menschen geben, wie es verkrüppelte Bäume gibt? und warum? Doch über diesen Punkt macht vieles Nachdenken bekanntlich selber — Kopfweh!

Und dennoch war der Alois nicht immer so geartet gewesen. Was ich über ihn zu erfahren imstande war, ist beiläufig folgendes:

Bis zu seinem zwölften Lebensjahre gehörte der Alois zu den aufgewecktesten und fleißigsten Knaben der „alten“ Schule, wie das baufällige Gerümpel, das jetzt vom Erdboden verschwunden ist, zum Unterschiede von der „neuen“,

prächtigen hieß. Seiner Anlagen wegen hatten ihn seine Eltern, wohlhabende Bauersleute, deren einziges Kind er war, für den geistlichen Stand bestimmt; man sagt, die Bäuerin habe stets die „Primiz“ ihres jungen Priesters vor Augen gehabt, und dann, wie schön das sein werde, wenn einmal der Alois ihre und des Vaters goldene Hochzeit noch einmal werde einsegnen, was doch so außerordentlich selten geschieht. Aber es kam in keiner Weise dazu.

Eines Tages nämlich, es war im Hochsommer, die Leute befanden sich größtenteils auf den Feldern, auch die Eltern unseres Alois, ja sogar der „Herr Lehrer“, der eine kleine Wirtschaft nebenbei betrieb. Da geschah mit dem Alois ein großes Unglück. Die alte Schule war an diesem Tage geschlossen; dennoch mußte sich jemand, auf den man nicht geachtet, in die, besonders heute, dunkle Schulstube geschlichen haben. Denn plötzlich hörte die alte Magd Kreszenz, die die jüngsten Kinder des „Fuchsbauern“ zu Hause hüten mußte, einen durchdringenden Schrei, unmittelbar aus dem Schulhause . . . Da sie aber weiter nichts vernahm und die Kinder ihrer Aufsicht nicht entraten konnten, beruhigte sie sich dabei und blieb. Spät gegen Abend kehrte der „Herr Lehrer“ vom Felde heim. Da fand er den armen Alois, aus einer tiefen Kopfwunde blutend, mitten in der großen Schulstube unsern des großen Kastens, worin die „Utensilien“ der Schüler aufbewahrt wurden, entseelt liegen . . . Mit vieler Mühe brachte der Lehrer den Knaben so weit zum Leben, daß er ihn seinen entsetzten Eltern nach Hause bringen konnte . . .

Seit jener Zeit mußte die arme Mutter des Knaben all ihren Träumen und Hoffnungen von der künftigen Größe und Pracht, von „Primiz“ und „goldener Hochzeit“ für immer entsagen . . .

Der Alois litt seither „am Kopfe“.

Aber noch manches Jahr nachher sann man dem Un-

glücke des armen Knaben, wie einem schweren Rätsel, nach, zu dessen Lösung der Schlüssel verloren wurde. Wie? und warum war der Alois so heimlich in die Schulstube gelangt? Was mochte ihn so erschreckt und zu Falle gebracht haben? Was mochte ihn so gewalttätig wie ein Räuber angefaßt haben, daß er vom Schrecken so gar nicht mehr zu sich selbst kam?

Derjenige, der die beste Auskunft erteilt hätte — schwieg. Der Alois wußte von gar nichts.

Er hatte alles vergessen!

Hörte man den „Herrn" Lehrer, so sprach neben allem Mitleid ein gewisser Groll, eine gewisse Bitterkeit gegen den Knaben aus ihm. Er hatte bemerkt, daß der Alois, der überhaupt zu seinen besten und fähigsten Schülern zählte, sich insbesondere für die große Wandkarte, worauf die beiden Erdkugeln in schöner Farbe prangten, interessierte. Um ihm eine Freude zu machen, hatte ihm der Herr Lehrer wenige Tage zuvor erlaubt, das schöne „Bild" von der Wand herabzunehmen, an welcher es über dem Kasten hing, um es allen Gefährdungen durch die Schuljugend zu entziehen. Das war nach der Unterrichtsstunde geschehen; der Alois aber, nachdem er eine geraume Weile sich an der Karte erlustigt, habe inständig gebeten, sie nach Hause nehmen zu dürfen, weil er mit dem Anschauen noch nicht „fertig" geworden. Diese Bitte aber mußte der Herr Lehrer entschieden verweigern. Ob sich nicht darum der Knabe, als alles abwesend gewesen, heimlich eingeschlichen, auf den Kasten gestiegen und durch ein plötzliches Geräusch erschreckt, des Gleichgewichtes verlustig geworden sei? Man kenne ja die „jetzige" Jugend. Der Alois mochte vielleicht ein Schelmenstücklein mit der Wandkarte vorbereitet haben, aus Ärger darüber, daß er ihm nicht erlaubt hatte, sie nach Hause mitzunehmen, und noch anderes mehr.

Dazu schüttelte die arme Mutter des Alois wehmütig

den Kopf. Ihr Knabe? und boshaft? Die Heimlichkeit des Einschleichens mußte sie allerdings zugeben; aber warum und wozu? Darüber hatte sie ihre eigenen Gedanken, die sie gegen niemanden aussprach.

So war es gekommen, daß der Knabe bis aufs Essen, Trinken und Schlafen, das ihm von nun an auch vortrefflich bekam, alles, alles vergessen hatte, zumal das „schöne Lernen“, den Stolz und die Freude seiner Eltern!

Eines darf nicht übersehen werden. Das Sprechen nämlich hatte der Alois durchaus nicht verlernt; aber „es gab nichts aus“, wie man zu sagen pflegt. Über das Benennen der gewöhnlichsten Bedürfnisse, also über den engsten Kreis eines gebundenen Seelenlebens, ging oder schien vielmehr sein Denken und Fühlen nicht hinauszureichen.

Es gibt Uhren, die infolge eines inneren Schadens plötzlich den Ton ihres Schlagwerkes einbüßen; nur manchmal, ganz unvermutet, so daß es fast gespensterhaft erklingt, ertönen mit einem Male zwei, drei, auch mehrere Schläge, um dann wieder auf längere Zeit gänzlich zu verstummen. Dieser unvermutet hervorbrechende Ton kam auch zuweilen bei dem einfältigen Knaben in der Gestalt eines Begriffes zum Vorschein, den er gewissermaßen festgehalten hatte und nicht mehr fallen ließ, seitdem er den entsetzlichen Fall getan. Alles nämlich, was eine, wenn auch nur annähernde Ähnlichkeit mit der Gestalt eines Bildes hatte, erregte seine Aufmerksamkeit und brachte seine Lippen zum Sprechen; aber auch die Mappen der Schulkinder, ihre Bücher und Schreibhefte erschienen ihm in dieser Form, so daß es klar war, dieser Begriff sei der letzte gewesen, der klar und mit Bestimmtheit in ihm geklungen hatte, als das Schlagwerk seines Gedankenlebens noch geordnet tönte. Ich weiß nicht, ob es dieses allein war; aber seine Mutter behauptete stets, in ihrem Alois stecke, trotzdem er „am Kopfe“ leide, mehr Verstand und Klugheit als in der ganzen „Gemeinde“, und

eines Tages werde er dem Dorfe zeigen, daß sie alle ganz beschämt dastehen würden!

Auf dem Lande, wie überhaupt unter sogenannten unstudierten Leuten hat man wenig Neigung, die geheimen Vorgänge eines dermaßen gestörten Seelenlebens zu beobachten ... Was nützte es, daß man zuweilen nach langen Unterbrechungen urplötzlich jenen Ton vernahm, gleichsam zum Beweise, daß selbst dieser eine auf ein gewisses Erinnerungswesen hindeutete? Die Uhr hatte dennoch ihr Schlagwerk eingebüßt.

Da kam ein Ereignis, nicht nur für das Dorf, sondern auch für den armen Alois.

Die alte Schule, in deren Baufälligkeit, wie wir wissen, das große Unglück des armen Alois geboren worden war, war abgerissen worden; aus ihren Trümmern erstand die neue. Schien der einfältige Knabe den Sinn und die Bedeutung des neuen Baues begriffen zu haben? Auch das weiß ich nicht; nur das eine erzählten sie mir auf vieles Anfragen und Antupfen, daß der Alois, seitdem man Hand an die neue Schule gelegt hatte, von dem Bauplatze nicht zu entfernen gewesen. Auch auf diesen Umstand legten die Leute weiter kein Gewicht; hatte denn einer, der am Kopfe litt, etwas Besseres zu tun, als müßig herumzulungern? So sah man ihn denn von frühmorgens bis zur späten Feierstunde auf einem der umherliegenden Balken sitzen, allem Anscheine nach den Fortschritten der Maurer und Zimmerleute mit Aufmerksamkeit folgend. Nur zur Mittagszeit, wenn auch die anderen Werkleute davongingen, folgte er der Mahnung der Glocke, die ihn an den Tisch seiner Eltern rief. Sonst verriet nichts an seinem ganzen Wesen, daß etwas Außerordentliches in ihm vorging. Der Alois hatte nun eine Beschäftigung gefunden, worüber sich namentlich seine Mutter sehr freute.

Endlich war die neue Schule von oben bis unten fertig;

fast zwei Jahre waren darüber ins Land gegangen. Während dieser ganzen Zeit hatte der einfältige Knabe auch nicht einen Tag auf dem Bauplatze gefehlt; es schien, als stelle er den Wächter oder eine Art freiwilligen Inspektors vor, damit auch alles in Ordnung und nach der Regel ausgeführt werde. Schmuck und blank, wie eine aus ihrer borstigen Hülse geschälte Kastanie stand sie da, und ihre vielen Fenster spiegelten sich im Lichte des Tages! Nur an der inneren Einrichtung fehlte noch so manches, obwohl die Bänke längst ihrer Bestimmung harrten. Eines Tages verlautete es jedoch, nächstens werde die Schule feierlich eröffnet werden, man erwarte noch die Ankunft eines Gegenstandes, der direkt aus Wien „verschrieben“ worden war.

Der Alois saß gerade auf seinem Balken, den man noch nicht aus der Nähe des Baues entfernt hatte; da brachten Leute eine ziemlich große Kiste, öffneten dieselbe mit dem Stemmeisen, während der Alois, wie von einer Ahnung des Kommenden bewegt, sich hinter sie geschlichen hatte, oder aus übergroßer Neugierde, die plötzlich in ihm erwacht war.

Hervor kam eine große, glänzende Kugel, die mit allerlei Zeichen schön bemalt war, und einen großen messingenen Reifen gleichsam um den Leib herum trug, der in der Sonne prächtig funkelte und blitzte.

Warum bei dem Anblick des Globus — und es war nichts Geringeres, als ein solches Ding — ein fast höheres Glänzen und Funkeln über das Antlitz des einfältigen Knaben fuhr? Wer könnte das bestimmen? Oder war es nur das Erröten eines Kindes, das von etwas überrascht worden?

Ich sage nur das eine, soweit ich es eben erraten habe. Von diesem Augenblicke schien in dem stumm gewordenen Schlagwerke seines Seelenlebens ein zweiter, vielleicht schon auch dritter Ton sich eingefunden zu haben.

Daran wird derjenige, der schärfer blicken kann, als ich es vermag, die Fortschritte ermessen können, die das Dämmerlicht, das über dem armen Knaben lag, zur allmählichen Klarheit bereits gemacht. Denn nun hatte der Alois etwas wie einen Freund gefunden, einen lieben Freund, nur konnte er es niemandem mitteilen, weil dieser Freund zufällig ebenfalls sich nicht mitteilen konnte, nämlich der Globus!

Merkwürdig genug blieb es, daß der Alois, als man den neuen Ankömmling in das Schulzimmer schaffte und ihm daselbst einen Platz neben einem Fenster anwies, so daß man ihm unmittelbar von der Straße aus in seiner Größe und Pracht ins Gesicht schaute, daß, sage ich, der Alois wahrscheinlich aus allzu großer Ehrfurcht ihm nicht zu nahen sich getraute. Niemals überschritt er die Schwelle des neuen Schulhauses, als hätte er sich für nicht würdig befunden, die Räume, in denen der neue Freund weilte, zu betreten. Er begnügte sich damit, ihm gleichsam auf Schritt und Tritt zu folgen. Der arme, einfältige Knabe!

Folgendes war nun das Tagewerk des Alois, seitdem der große Globus sich in dem Hause befand. Frühmorgens, noch bevor die Schule begann, fand sich der Alois ein, es mochte Winter oder Sommer draußen in der Natur walten. Sein Blick galt dem Freunde neben dem Fenster; natürlich stand der immer auf dem ihm angewiesenen Platze, wie es sich für einen ordentlichen Globus geziemt.

Dann setzte er sich selbst, geduldig und ohne ein Anzeichen von Aufregung, auf seinen gewöhnlichen Posten, jenen vom Bau zurückgelassenen Balken, von wo aus er bis in das Innerste der Schule blicken konnte. Doch nein! Der Alois hatte noch eine andere Beschäftigung; ich darf auf seinen Charakter kein mißgünstiges Streiflicht fallen lassen.

Wenn es nämlich regnete oder schneite und die Wege vor dem neuen Schulhause glänzten und schimmerten vor

lauter Wasser und Schnee, immer war der Alois da, um zu zeigen, worin sein Wert bestand. Den kleinen Kindern, namentlich den Mädchen, die daherkamen, ging er entgegen, nahm sie bei der Hand, oder je nachdem, hob er sie auf seine starken Schultern, denn er besaß Riesenkraft, und geleitete sie ganz sänftiglich zum Eingange. Und er wiederholte diesen Dienst so lange, bis er alles ungefährdet und über Pfützen und Tümpel hinweg gerettet glauben konnte. Das alles tat er mit einem Eifer und einer Behutsamkeit, als hätte er lauter gebrechliche Dinge vor sich, die bei einer unzarten Behandlung Schaden erleiden könnten. Seltsamerweise betrat er dabei niemals das Haus; jedesmal kehrte er an der Schwelle wieder um. Die Hauptsache war und blieb für ihn stets sein glänzender runder Freund mit dem funkelnden Ringe um den Leib.

Welch ein Fleiß des armen, einfältigen Knaben! Immer wieder nach dem Fenster hinanzusehen, wo er dieses Freundes gewahr werden konnte! Oder rührte es sich wieder in dem Schlagwerke und gab einen neuen Ton von sich?

Zu einer anderen Tagesordnung, als der eben geschilderten, ließ sich der Alois durchaus nicht bewegen, und es zuckte etwas wie wilder Trotz über sein sonst friedliches Antlitz, wenn man ihn zu etwas anderem bestimmen wollte.

„Nur nicht zwingen den Alois," sagte dann seine Mutter, und so ließ man ihn gewähren. Und als ich der alten Bäuerin einmal bemerkte, ob sie den Alois schon mal lachen gesehen hätte, meinte sie darauf mit einer Art tiefsinnigen Flüsterns, als hätte sie mir ein besonderes Geheimnis zu verraten:

„Ja lachen! wenn der Alois lachen könnt'! Dann wäre er ja gesund."

So belog sich die arme Mutter also doch, wissentlich oder unwissentlich, wenn sie den Leuten einreden wollte, ihr

Alois sei der Gescheiteste im ganzen Dorfe, und es werde sich einmal zeigen!

In der Tat sollte es sich bald zeigen, nur anders, ganz anders, als es die alte Frau in ihrer mütterlichen Einbildung geahnt hatte, und sie sollte doch in ihrem Rechte bleiben, wie gewöhnlich unsere Mütter!

Im Sommer des verflossenen Jahres hatten mich Angelegenheiten meines Berufes verhindert, das reizende Gebirgsdorf, meine gewohnte Frische, aufzusuchen. Aber als im nächsten Frühling die ersten würzigen Lüfte aus dem lieben Tale in meine Wiener Stube drangen — die Sehnsucht fühlt sich auf weite Meilen fast leiblich von ihnen umweht — eilte ich rasch hinaus.

Es war spät in der Nacht, als ich ankam.

„Und der Alois?“ fragte ich sogleich am folgenden Morgen meine „Wirtsleute“, „wie geht's dem Alois, und sitzt er noch immer draußen vor der Schule?“

Der Alois? Ja, der Alois! der sitzt schon längst nicht mehr an der Schule, und mit der Schule ist es auch nichts mehr . . .“

„Was soll das heißen?“

„Wir haben keine Schule mehr.“

Ein altes gebeugtes Mütterchen trippelte in diesem Augenblicke an der Hand eines eisgrauen Mannes, beide mit allen Zeichen trauriger Vergrämtheit, an uns vorüber. Es waren die Eltern des armen, einfältigen Knaben.

Seit dem vorjährigen Frühling, bis tief in den Sommer hinein, herrschte großes Sterben unter den Kindern des Dorfes. Eine tückische Krankheit, die unvermutet kam und wieder ging, — anfangs trat sie ganz unscheinbar auf, aber schon nach wenigen Stunden war sie die allgewaltige Herrin des erkrankten Kindes, und dabei trug sie einen griechischen Namen, — hatte das alles verschuldet. Aus diesem Grunde und weil man die Ansteckung verhindern

wollte, wurde auf Anordnung der Schulbehörde der Unterricht geschlossen. Die Schule stand leer. Die beiden Lehrer hatten sich in die Ferne fortbegeben; die unfreiwillige Muße sollte auch ihnen wohl bekommen. Es war also im Dorfe fast unheimlich stille geworden.

Auf den Alois schien übrigens diese Veränderung nur wenig Eindruck hervorzubringen; ja, es hatte den Anschein, als bemerke er gar nicht die Abwesenheit seiner kleinen Freunde, denen er sich doch stets als ein so dienstgefälliger Kamerad bewiesen. Sämtliche Fenster der Schule waren verhängt, und auch das mochte ihm entgehen. Merkwürdigerweise war nur das eine, woran sein mehrjähriger Freund, der Globus, mit seinem glitzernden Ringe stand, unverhüllt geblieben, und so genoß er nach wie vor die Aussicht auf ihn . . .

So änderte sich also gar nichts in der Tagesordnung des einfältigen Knaben. Was lag ihm daran, ob all die jungen Vöglein davongeflogen waren, ob nicht? Sein Nest war ja doch geblieben; und so saß er, müßig und lungernd, vormittags und nachmittags auf seinem gewohnten Platze vor der Schule, unbelauscht und unbeachtet, sogar von seinen Eltern, die ihn in der Nähe seiner großen „Kugel“ ungefährdet wußten!

Der guten Mutter war nur das eine nicht recht. Sie sagte es zwar nicht, aber manchmal kam ihr doch der Gedanke. Warum entbehrte der Alois so leicht das Kommen und Gehen der kleinen Kinder? Fehlten sie ihm denn gar nicht? Wozu starrte er dann noch immer in die Höhe? Es war ja jetzt so gar nichts anderes zu sehen als der Globus mit seinem Ringe?

Die arme Frau hatte gerade auf die Kinder einen Teil ihrer Hoffnungen gesetzt. Im beständigen Zusammenleben mit ihnen sollte wahrscheinlich sein kranker „Sinn“ sich allmählich an die künftige Gesundheit gewöhnen. So

oder etwas ähnliches mochte sie zuweilen sinnen, und ich frage alle Ärzte in der Welt, ob die Mutter des Alois auf falscher Fährte sich befand!

Die Ernte des vorjährigen Sommers war keine gute. Im Frühlinge hatten mörderische Fröste alles Obst getötet, und das Getreide zeigte sich „schütter“ und ohne „Kern“. Dazu lagerten fast täglich dunkle Gewittermassen am Horizonte. So war's auch am neunundzwanzigsten Juli des verflossenen Jahres. Da kamen plötzlich gegen drei Uhr nachmittags zwei Gewitter zugleich, das eine von der „Rax“, das andere, das von den Höhen des „Sonnenwendsteines“ sich losgelöst hatte, auf das arme Dorf losgezogen, und entluden sich, als hätten sie es zu einem Stelldichein für ihr leidenschaftliches Gefecht auserseheu, gerade über dessen Häupten. Alles hatte sich, der nahenden Gefahr gewärtig, in die Häuser zurückgezogen; eine unheimliche Angst lag über dem ganzen Dorfe!

Selbst den Alois hatte es unter das väterliche Dach zurückgeführt, als traute er der bleigrauen Färbung des Himmels nicht, und es sei dort am besten, wo sich die Seinen aufhielten. Wenigstens behauptet dies seine Mutter; sie will ihn, bevor das Wetter in seiner ganzen Furchtbarkeit losbrach, gesehen haben, dann aber mit keinem Auge mehr.

In unserem Dorfe herrscht noch die Gewohnheit des Wetterläutens. Als nun das Glöckchen durch die Lüfte wimmerte, fuhr mit einem Male unter einem entsetzlichen Schlage das „himmlische“ Feuer nieder.

Hatte es im Dorfe irgendwo eingeschlagen? Mit angstbleichen Gesichtern stürzten alle auf die Gasse, niemand konnte Auskunft geben, denn man bemerkte weder Rauch noch Feuer, aber das Wetterglöckchen läutete unterdessen rüstig weiter. Auch die Mutter des Alois war unter den Leuten; ihr Mann, der Bauer, war noch auf dem Felde. Da sie ihren einfältigen Knaben zu Hause wußte, hatte sie

nur die eine Sorge um den abwesenden Mann. „Es muß ein kalter Schlag gewesen sein," tröstete hie und da einer. Dem widersprach aber der schweflige Geruch, den sie deutlich spürten, und das Wetterglöckchen läutete fort.

Plötzlich schrie einer mit gellender Stimme:

„Die Schule brennt! In der Schule brennt's!"

Alsbald wandte sich alles nach der Gegend, in welcher die Schule lag, das ist, nach der nahen Eisenbahn, denn das übrige Dorf liegt um einige hundert Schritte weiter entfernt, und es darf niemand in Verwunderung setzen, daß sie in der Sorge um Hab und Gut an die ferne Schule vergessen hatten.

„Die Schule brennt, in der Schule brennt's!"

„Die Feuerspritzen heraus!"

Nur wenige hatten mitten in dem Tosen durcheinanderwogenden Geschreies eine Stimme gehört und einen verzweiflungsvollen Ruf:

„Aber der Alois? Wo ist denn mein Alois?"

Doch niemand achtete auf die Stimme der armen Mutter!

Da stieg schon riesengroß, als wäre das ganze Gebäude ein einziger Zunderstoff, die Flammengarbe aus der neuen Schule. Der Stolz des ganzen Dorfes, die neue schöne Schule! Da krampften sich die Herzen ineinander; jetzt erst wußten sie, das war ein Schlag, der jeden bis in die innerste Fiber seines Empfindens traf. Nicht nur der ganze Dachstuhl stand bereits in lichten Flammen; im ersten Stockwerke schlugen sie zu den Fenstern heraus, der Blitz mußte in hundertfacher Verzweigung seinen Brennstoff durch das ganze Gebäude getragen haben!

„Die Spritze! In der Schule brennt's!"

Während ein Teil der Leute nach dem Gemeindehause lief, drängte es andere nach der Brandstätte . . .

„Und der Alois? Wo ist der Alois?" . . .

Warum drängt es die alte Frau, statt nach Hause zu eilen, wo sie doch den Knaben sicher und aufgehoben wähnte, mit den anderen nach der brennenden Schule? Warum gerade dorthin? Besinnt sie sich denn gar nicht, wo sie den Alois gelassen?

Mittlerweile zehrt die gefräßige Lohe mit rasender Eile um sich. Endlich stehen sie davor . . . es wird alles vergebens sein, um das brennende Haus zu retten. Das von der Sommerhitze ausgedorrte Dach flammt lichterloh, und zu den Fensterhöhlungen schlägt die Flamme heraus, und sogar die steinernen Mauern scheinen in Flammenglut zu stehen. Ein Schreck erfaßt sie alle, daß sie kaum zu atmen vermögen . . . Oben in dem ersten Stockwerke, hart an dem mittleren Fenster, da sehen sie mitten unter Flammen und Rauch einen Menschen, der etwas in den Händen hält, was mitten durch den Feuerschein glitzert und funkelt . . .

„Der Alois ist's, das ist mein Alois!" ruft eine Stimme, die wir kennen . . .

Ja! da oben wandelt ein Mensch mitten durch Feuer und Flammen, der wahrscheinlich nach einem Ausgange späht.

„Der Alois! um Gottes willen, der Alois!"

„Leitern her!" rufen andere.

Aber die Hilfe läßt vergebens auf sich warten. Die Leiter, die sie finden und herbeitragen, ist zu kurz und reicht nicht an das erste Stockwerk, und die Flammen zehren immer gieriger und gefräßiger um sich. Auch die Spritze zögert!

Plötzlich von oben, gerade da, wo das mittelste Fenster ist, ein einziger, banger, entsetzlicher Schrei!

„Der Alois! mein Alois!" . . .

Nun kommt die Spritze herangerasselt; das Rettungswerk schreitet, trotz des am Himmel hingelagerten Gewitters, tüchtig vorwärts. Ganze Wasserfluten werden auf das brennende Haus geschüttet; „hoch im Bogen" ergießt sich das feuchte Naß auf die flammenden Dachsparren und Fensterkreuze.

Jetzt erst vermochten sie in das Innere der Brandstätte zu dringen. Über die halb verkohlte Treppe hinan drängten sie in die große Schulstube im ersten Stocke ... Da fanden sie am Boden eine leblose Gestalt.

Es war der Alois!

Der Rauch mochte ihn erstickt haben. Und so fand man ihn: mit beiden Händen, fest an die Brust gepreßt, hielt er den Globus, seinen treuen Freund, und der Messingreif des ersten Meridians glänzte noch so golden, als käme er erst aus der Hand des Meisters. Der Globus war unversehrt — aber der Alois war tot! ...

Der arme einfältige Knabe!

Ging da ein Geheimnis auf seinen blassen Lippen hinüber, das wir mit unserem Verstande nicht zu lösen verstehen? War da mit ihm eine mächtige Willenskraft gebrochen worden, die trotz seiner umnachteten Seele aus den Banden der Finsternis sich wieder zum Lichte durchgerungen hätte? Und endlich! hätte sich denn doch ein und der andere Ton, vielleicht schließlich das ganze Schlagwerk der Uhr wieder eingefunden? ...

Die Mutter des Alois sagte mir etwa vor vier Wochen, als ich sie aufsuchte:

„Der Alois," sagte sie, und ihr gramdurchfurchtes Antlitz leuchtete für einen Augenblick wahrhaft freudig, „der Alois hat ‚halt' das Lernen soviel, so gar viel gern gehabt ... Und das ist ihm zum Kopfe gestiegen!"

„Wieso das, Mutter?"

„Der Alois hat nichts als die Schule im Kopfe gehabt, nichts als die Schule! Und weil der Mensch auch an etwas anderes denken soll ..."

„Wie meint Ihr das, Mutter?"

Sie schwieg eine Weile, dann sagte sie flüsternd, als gelte es, das tiefste Geheimnis ihres Lebens zu verraten:

„Wißt Ihr, wie der Alois gestorben ist?"

Ich nickte bloß mit dem Kopfe; denn derartige Fragen und dazu von einer Mutter gestellt, sind sehr schwer zu beantworten.

„So haben sie ihn mit der großen Holzkugel getroffen,“ sagte sie, indem sie dabei mit Brust und Händen die Lage nachahmte, in der sich ihr einfältiger Knabe, den Globus fest an sich gepreßt, in der Todesstunde befunden. „Der Alois ist sich auch damals treu geblieben.“

Ich wollte sie nicht recht verstehen, und sie mochte das meiner fragenden Miene angemerkt haben.

„Hat einer daran gedacht,“ rief sie mit erhöhter Stimme, und dabei verbreitete sich eine lichte Glut über ihr altes, durchfurchtes Antlitz, „hat einer daran gedacht, die Schule könnte Schaden bekommen, wie der Blitz hineingeschlagen ist? Keiner, keiner. Nur der Alois hat gewacht! Auf einmal war er verschwunden gewesen! Er hat sich gedacht: In der Schule, da lernen soviel Buben und Mädchen, da will ich, daß die Schule ihnen beisammen bleibt ... und es soll nichts daran fehlen ...“

„Ja, ja, Mutter, so ist's.“

„Und das Lernen war bei ihm immer die Hauptsache,“ fuhr sie fort, „schon damals, als er sich einmal in die Schule geschlichen hat, und hat darüber den schweren Fall getan ... Lernen und nichts als Lernen? **Der Alois** wär' ja der gesündeste Mensch **geworden** ... Und so ist er dagelegen, so ... so!“

Ihre Stimme war zu einem leisen Weinen herabgesunken! Der einfältige Knabe mit dem an die Brust gedrückten Globus war das letzte und einzige, dessen sie erwähnte.

So lautete die Erklärung der armen Mutter. Hatte sie nicht recht? Unsere Mütter haben stets recht!

Ohne Selbstlaut.

(1859.)

Ein hochaufgeschossener Junge mit blaßgrauen Augen und vorn über der Stirne kurz abgeschnittenen Haaren, eingeknöpft in einen „franzblauen“ mit großen messingenen Knöpfen besetzten Rock, dessen weite, über die Fingerknöchel reichende Ärmel von der dürren Phantasie irgend eines Dorfschneiders zeugten, der in die Weitläufigkeit eines väterlichen Kleidungsstückes sich nicht anders hineinschickte, als daß er es ohne Bedenken auch auf den dünnen Leib des zehnjährigen Sohnes paßte — ein solcher Junge steht auf den Ruf des Professors, der zum ersten Male aus dem Kataloge die Namen der anwesenden Schüler liest, mit „Srb Johannes“ auf, was unter dem aus fünfundfünzig jugendlichen Köpfen bestehenden Publikum, dem die Natur in seiner Ganzheit lauter hellfrische Kehlen verliehen hat, ein minutenlanges Gelächter zuwege bringt.

Selbst über das ernste Antlitz des geistlichen Mannes, der auf dem Katheder sitzt, schleicht ein Lächeln; er denkt zu milde und kennt die Jugend zu gut, um diesem Ausbruche ihres Übermutes mit der vollen Wucht eines Verweises entgegenzutreten. „Srb!“ Ein Wort ohne Selbstlaut, ein hervorgegurgeltes, aus drei Mitlauten zusammengesetztes Wort!

Ein Haus ohne Balken, ein Fisch ohne Gräten und ein Baum ohne Wurzeln schien diesen unbedachtsamen Gemütern eher denkbar, als ein Name ohne Selbstlaut! Was ist ein solches Wort unter seinen mit Selbstlauten reich versehenen Kameraden? Es hat gleichsam keine Füße, schwebt in der Luft und sucht doch taumelnd jeden Augenblick den

sicheren Boden zu gewinnen. Jener Mensch, der seinen Schatten verkauft hatte, wurde an den Mangel desselben freilich öfters gemahnt als ihm lieb war; aber er konnte stille Gegenden aufsuchen, wo ihn niemand sah, er konnte sich selbst entfliehen, und zudem bemerken es die Leute nicht immer, daß ihrem Nachbar der Schatten nachgleiten muß; denn in ihrer barmherzigen Zutunlichkeit sorgen sie schon dafür, daß es ihm an einem solchen nicht fehle. Was beginnt man jedoch mit solch' einem knochen- und wirbellosen Namen, mit einem Worte, dem die Muskel des Tones — der Selbstlaut durchschnitten war?

So ungefähr hätten die Betrachtungen gelautet, wenn diese unmittelbaren Gemüter fähig gewesen wären, sich und anderen Rechenschaft abzulegen. Denn Spott und Hohn suchen nicht lange nach jener Stelle, wo sie ihre Beute am besten erhaschen können. Bei dem einen ist es die um eine unmerkliche Linie sich nach außen dehnende Richtung der Nase, dort ein verstohlenes Hinüberblicken der einen Schulter über die andere! Hier war es ein wesenloser Schatten, ja noch weniger als der — ein Wort ohne Selbstlaut!

Als das Gelächter verklungen war, der Unterricht schon längst seinen Anfang genommen hatte, richteten sich noch oft manche Blicke neugierig auf den Träger des unsilbigen Wortes. Johannes Srb saß aber mit blödeglotzenden Augen da und wurde abwechselnd bald blaß, bald rot, je nachdem er sich schämte oder sich ärgerte. Ja es geschah einmal, daß die langen Ärmel seines aus dem väterlichen Sonntagsgewande geschnittenen Rockes so lange wurden, daß sie nicht nur seine Finger, sondern sein ganzes Gesicht bedeckten. Was dahinter geschah, wußte nur Johannes Srb allein!

Nach beendeter Schule war Johannes Srb der letzte, der zur Türe hinausging. Trotzdem wehrte nur das geistliche Kleid des Lehrers, das an der Klosterpforte sichtbar blieb, so lange eines von den Häuptern der unruhigen Schar gesehen

ward, daß nicht schon innerhalb des Schulheiligtums ein neuer Sturm über ihn losbrach. Der Knabe hatte in diesem Augenblicke das feinste Gehör; er hätte das Fallen einer Nähnadel vernommen! ... Und so hörte er denn, wie erst leise, dann aber, je weiter man sich von den Klostermauern entfernte, sein Name mit jenem sonderbaren Gegurgel ausgesprochen ward, das eben durch den Abgang eines jeden Selbstlautes entstand. Kaum war jedoch das schwarze Kleid hinter der Klosterpforte verschwunden, als, wie auf ein verabredetes Zeichen fünfzig und noch mehr Spinnräder zu schnurren begannen; denn das hatte die Schülerschar in ihrem merkwürdigen Witterungstriebe bald herausgefunden, daß der selbstlautlose Name ihres Kameraden von der Lebensparze an einem Spinnrocken gewebt worden war.

Johannes Srb schlich trübselig hin; nur der Umstand, daß in diesem Augenblicke gerade die Pferde an einem vorüberrollenden Bauernwagen scheu wurden und durchgingen, lenkte die Aufmerksamkeit seiner Quäler von ihm ab. Die Spinnräder verstummten, aber sie hatten zu laut geschnurrt, um auch in der innersten Seele des Knaben so leicht zum Schweigen gebracht zu werden.

Er sprach seinen eigenen Namen leise vor sich hin; ängstlich blickte er dabei hinter sich, ob ihn niemand höre. „Srb," klang es von seinen Lippen — jetzt wußte Johannes wirklich zum ersten Male in seinem Leben, daß ein Spinnrad in seinem Familiennamen schnurre. Seine Mitschüler hatten recht! Johannes Srb fühlte ob dieser Entdeckung sein Herz bis zum Zerspringen voll. Tränen waren ihm ins Auge getreten, und hinter der Klostergartenmauer weinte er sich sattsam aus.

Da ward er an der Schulter leise berührt. Johannes fuhr erschrocken zusammen und wandte sich um. Ein kleiner, schwarzhaariger Knabe mit blassem Antlitze stand vor ihm.

„Johannes," sagte dieser, „ich weiß, warum du so traurig bist. Aber mach' dir nichts daraus."

Johannes starrte den unvermuteten Tröster mit seinen nassen Augen an, sprechen konnte er nicht.

„Mach' dir nichts daraus, Johannes," fuhr der blasse Knabe fort, „hast du denn nicht acht gegeben, wie sie auch beim Vorlesen meines Namens gezischelt und sich spöttisch angesehen haben?"

„Wie heißest du denn?" fragte Johannes Srb mit einiger Erleichterung.

„Ezechiel," antwortete der blasse Knabe recht ängstlich, indem er dabei die glänzend schwarzen Augen mit einem Forscherblicke auf Johannes richtete, der weit über sein Alter zu gehen schien.

„Ezechiel!" wiederholte Johannes Silbe für Silbe. „Wer hat dir diesen Namen gegeben?"

„Bei euch kommt er nicht vor, ich weiß das," sagte Ezechiel, und ein flüchtiges Erröten flog über seine Züge.

Johannes Srb trat einen Schritt zurück; ein Märchen seiner Kindheit, dunkle Sagen aus dämmernd fernen Tagen umrauschten ihn mit schwarzen Fittichen. Der blasse Ezechiel mochte es ahnen, was in der Seele seines Mitschülers vorging.

„Meines Vaters Vater hat so geheißen," rief er rasch, als wollte er im Keime jedes wie immer geartete Bedenken gegen seinen Namen zerstören. „Aber ich mache mir nichts daraus, daß er nicht so wie Rudolf oder Eduard oder Gustav klingt. Bei mir weiß man doch gleich, wer ich bin. Mach' dir also nichts daraus!"

Johannes Srb schien von diesen Beweisgründen doch etwas betroffen.

„Ja," sagte er, an den langen Ärmeln seines väterlichen Rockes kauend, „das ist alles wahr. Wenn man deinen Namen hört, denkt man an so etwas — aber

etwas anderes fällt einem dabei nicht ein, wie zum Beispiel . . ."

„Mach' dir nichts daraus, Johannes," tröstete Ezechiel, da er die langen Rockärmel an den nassen Augen seines Schulgenossen sah, „wer kann etwas dafür, wie man heißt? Kannst du vielleicht etwas dafür, daß in deinem Namen nicht ein Selbstlaut vorkommt?"

„Was sagst du?" rief Srb, und ein entsetztes Antlitz starrte den blassen Knaben an.

Ezechiel war aber von diesem Anblicke so erschreckt, daß ihm jedes Wort in der Kehle blieb.

„Es fehlt etwas in meinem Namen?" rief Srb, und seine Stimme hatte einen so gellenden Klang, als käme sie gar nicht aus einem menschlichen Innern.

„Mach' dir nichts daraus, Johannes," sagte Ezechiel, „was liegt denn daran? Der eine hat zu viel, der andere wieder zu wenig. Betracht' einmal meinen Namen, da sind gar vier Selbstlaute darin.

„Und in meinem ist kein einziger!" rief Srb verzweiflungsvoll.

„Du tust mir sehr leid, Johannes," meinte der kleine Ezechiel, dem sein schon mehrmals gebrauchtes Trostwort selbst nicht mehr passend schien.

„Und ich habe so was gar nicht bemerkt," wehklagte unter beständiger Benutzung seiner langen Ärmel Johannes, „und zu Hause bei unserem böhmischen Kantor in der Schule hat's auch keiner bemerkt. Wie kommt man nur jetzt darauf? Wer hat's ihnen nur verraten?"

„Das werde ich dir erklären, Johannes," sagte Ezechiel mit einem altklugen Lächeln auf den Lippen. „Zu Hause beim Kantor warst du unter lauter Dorfjungen, und die wissen nichts von dem Unterschiede zwischen einem Selbstlaute und einem Mitlaute! Jetzt aber sind wir Studenten, und da muß man das schon besser wissen. Wie will einer Latein

und Griechisch lernen, wenn er die Lehre von den Selbstlauten nicht ganz inne hat?"

Srb starrte den kleinen Sprecher, der ihm die Konstruktion seines Namens von einem so eigentümlichen Standpunkte zeigte, mit glotzenden Augen an. In Wahrheit aber begriff er ihn nicht ganz: trotzdem bewunderte er an Ezechiel die überlegene Gelehrsamkeit, die mit Latein und Griechisch so herumwarf, als wären es Kieselsteine, und mit Sprachen, von denen sie bisher nichts anderes gekostet hatten, als eine einzige Lektion aus der ersteren!

„Und dann," fuhr Ezechiel fort, „mußt du bedenken, daß der größere Teil unserer Mitschüler nur deutsch und nicht böhmisch versteht. Du wirst mir aber im Deutschen nicht ein Wort nennen können, das keinen Selbstlaut hätte. Ich wette darauf, um was du willst, du wirst mir kein einziges nennen können!"

Johannes Srb fühlte sich aber selbstverständlich in diesem Augenblicke zu keiner Wette aufgelegt; er war im Innersten seiner Seele verzagt, und wer in einem solchen Zustande begibt sich gerne auf das hohe Meer kühner Wagnisse?

„Du wirst dich vielleicht irren," sagte er kleinlaut.

Ezechiel lächelte etwas vornehm, so weit dies bei seinen blaßmilden Gesichtszügen sich offenbaren konnte.

„Daß ich mich irren kann, ist sehr leicht möglich," meinte er, „aber mein Vater, der selbst Lehrer ist, irrt sich gewiß nicht. Und da erinnere ich mich, als wenn ich erst gestern lesen gelernt hätte. ‚Was ist eine Silbe?' hat er mich, wie oft! gefragt. ‚Eine Silbe,' habe ich ihm darauf antworten müssen, ‚nennt man mehrere beim Lesen, Sprechen oder Schreiben zusammengefaßte Laute als notwendige Bestandteile eines Wortes, oder auch einen einzelnen selbstständigen Selbstlaut.' Einmal habe ich diese Erklärung vergessen gehabt — das hat mein linkes Ohrläppchen bitter

empfunden. Aber seitdem habe ich sie im Gedächtnisse behalten, als wenn mir's einer dort angenagelt hätte!"

Trotz seines Jammers mußte Johannes Srb über diese Mitteilung mitten durch die an seinen Augenwimpern hängenden Tränen lachen. Er sah nach dem linken Ohrläppchen seines Mitschülers und merkwürdig! es hatte in diesem Augenblicke jene Röte, die entsteht, wenn eine etwas unzarte Hand an jenem Schwengel unserer Gehörglocke geläutet hat.

Kinder bedürfen aber, um vom höchsten Elend zur frohesten Lustigkeit überzugehen, wenig mehr als einer plötzlichen Ablenkung ihrer Gedanken auf ein anderes Gebiet. Jede Kindesseele ist ein Paradies . . . bevor man eines Engels mit flammendem Schwerte als Wächter davor bedurfte!

So geschah es, daß, als Ezechiel seinen unglücklichen Mitschüler lachen sah, er gleichfalls in ein schallendes Gelächter ausbrach.

„Und nun mach' dir nichts daraus, Johannes," sagte er dann, da er jetzt glaubte, daß Srb seinen Worten mehr Einfluß einräumen werde. „Wenn du etwas brauchen solltest, Johannes," fügte er mit einer für sein Alter merkwürdigen Bestimmtheit hinzu, „so wende dich nur an mich. Ich habe bereits zu Hause bis zur vierten Deklination gelernt; kenne mich auch schon in der politischen und physischen Geographie aus. Ich will dir gern helfen, so wahr ich lebe!"

Johannes Srb hatte also einen Freund gefunden; das sagte ihm sein zehnjähriges, verzagtes Kinderherz! Aus freien Stücken war ihm diese Freundschaft entgegengekommen, als er sie am wenigsten erwartet hatte. Erst blickte er den blassen Kameraden fast mißtrauisch von der Seite an, es war ein wahrhaft stechender und häßlicher Blick! Dann aber ward es Licht auf seinem ehrlichen Antlitze; er fuhr sich mit den Rockärmeln abermals über die Augen.

Ezechiel legte ihm seine Hand auf die Schulter.

„Johannes," sagte er, „weinen mußt du nicht, besonders

nicht vor den anderen, denn sonst machen sie es dir noch ärger. Das beste ist, du machst dir nichts daraus."

Johannes Srb seufzte aber tief auf.

„Ezechiel," sagte er, indem er das Wort langsam vor sich hin syllabierte, „ich fürchte, sie werden mich mit dem Selbstlaute noch genug ärgern. Hätte ich nur einen einzigen!"

„Mach' dir nichts daraus, Johannes," tröstete aufs neue Ezechiel. „Kannst du denn etwas dafür? Oder bist du imstande, es zu ändern?"

Mit diesem Zuspruche geleitete Ezechiel seinen Schulgenossen in dessen Quartier, das bei einem Kürschnermeister in der Nähe des Gymnasiums war.

Welch' ein seltsam bewegtes, mit gar nichts anderem zu vergleichendes Wesen war doch jenes kleine Studentenleben auf dem Gymnasium der böhmischen Kreisstadt, die unsere beiden Freunde, den selbstlautlosen Srb und den viersilbigen Ezechiel in ihren Mauern beherbergt.

Das Gymnasium lag am äußersten Ende der Stadt, fern von aller Bewegung und allem Lärme des Gewerkes. Wenn man auf den grasüberwachsenen Vorhof kam, fiel sogleich ein halb von Regen und Sturm verwischtes Freskogemälde in die Augen: der heilige „Joseph von Calasanz", der Stifter „der frommen Schulen", zu denen auch dieses Gymnasium zählte, erteilt aufmerksam auf ihn horchenden Knaben Unterricht. Hochaufgerichtet in der schwarzen Kutte seines Ordens steht er vor den kleinen Schülern — und Regen, Sturmwind und Hagel haben das milde Lächeln nicht verwischen können, womit der freundliche Gärtner die junge Menschensaat vor sich beschaut!

Wie geheimnisvoll rauschte die alte Linde, die unweit der Kirche stand! Mit welchen Schauern betrat man die langen gepflasterten Gänge, auf welche die Zellen der Geistlichen gingen, mit welcher Bangigkeit schrak man vor jedem Schall zurück, den ein etwas stärkeres Auftreten verursacht

hatte! Scheu duckte man sich in eine Ecke und hielt den Atem zurück, wenn am anderen Ende des Ganges mit einem Male ein Schlüssel im Schlosse herumgedreht ward und eine der stillen Zellen sich auftat. Das Käppchen demütig in die Hand gepreßt, ließ man eine schwarze Gestalt an sich vorübergleiten und wagte nicht eher den Platz zu verlassen, als bis sie bedächtig langsam die knarrenden Treppen hinabgestiegen war.

Das Refektorium! Mit welch' überströmender Beredsamkeit wußte Johannes dem mit staunenden Mienen ihm zuhörenden Kameraden von dem Eindruck zu erzählen, den er hatte, als ihn ein merkwürdiges Glück an jenem Orte vorüberführte, wo sich zu Mittag und Abend die geistlichen Herren zu ihren Mahlzeiten versammelten. Verstohlen hatte er einen Blick hineingeworfen und sie in ernster Würde an einem langen Tische sitzend gesehen, obenan den „Pater Rektor", der eine so fürchterliche Strenge zuzeiten entwickeln konnte, daß sie fast märchenhaft geworden war, neben ihm rechts den „Humanitätsprofessor Valerian", einen blassen, an Rheumatismen leidenden Mann, links aber den wohlbeleibten, freundlichen Pater „Cyrillus", der ein so donnerähnliches Gelächter in seiner Kehle barg, und so der Reihe nach hatte er alle Patres dasitzen gesehen, jeder ein zinnernes Krüglein vor sich, das bis zum Rande mit schäumendem Biere gefüllt war.

„Hat auch unser Pater Edmund eines vor sich stehen?" fragte damals jener blasse, schwarzhaarige Knabe, den wir soeben als Ezechiel kennen gelernt haben. Er konnte es nämlich mit der bei ihm zur Ehrfurcht gewordenen Achtung nicht zusammenbringen, daß Pater Edmund, den er am Vormittag mit so weihevoller Aufmerksamkeit die Ovidschen Metamorphosen übersetzen hörte, jetzt zu Mittag aus einem zinnernen Bierkrüglein sein irdisches Bedürfnis befriedigen konnte.

Es war zu jener Zeit, als auch nicht das leiseste Rauschen in den Blättern der Geschichte auf künftige Tage hinwies, die über diese stille Klosterschule andere Gewohnheiten, andere Bücher und Lehrer, ja ein ganz anderes Wissen wie im Sturme dahertrugen. Ja, dieses Wissen! Wie der Handgriff beim Gewerke sich vom Meister auf den Gesellen und von diesem auf den Lehrjungen vererbt, so ging hier das Wissen von einem zum andern, ohne daß es innerlich wuchs, ohne daß auch die leiseste Spur von Fittichen wahrgenommen werden konnte, die es befähigten, den Flug in seitwärts liegende, ungekannte Fernen zu wagen. Pater Valerian hatte keine andere Methode als der Pater Rudbertus, und dieser wich kaum eine Spanne von der des Pater Edmund ab.

Vieles ist seitdem anders geworden, ganz anders! Wer jetzt nach dreißig oder vierzig Jahren in die altbekannten Räume jener Klosterschule tritt, der sagt sich: Vorbei! vorbei ist alles! Dieses neue Geschlecht kennt keine Schauer!

Jene Zeit war noch nicht gekommen; die Lernjahre Srbs und Ezechiels fielen noch in die tiefdämmernden Schatten, die die Schule auf alles Leben, Dichten und Trachten warf. In tiefer Verehrung ihrer Lehrer, in scheuer Furcht vor dem strengen Wesen des Rektors stand der christliche Srb seinem Kameraden mit dem alttestamentarischen Namen nicht nach, und an der grauenhaft ihren Perpendikel schwingenden Uhr, gleich neben der Stube ihres Professors Edmundus, schlichen beide mit demselben innersten Gruseln vorüber.

Johannes Srb hatte übrigens noch lange nach seinem Eintritte in die Klosterschule an der Wucht seines Namens zu tragen. Seine Genossen kannten kein Mitleid; unbarmherzig nahmen sie den Selbstlautlosen zum Stichblatt ihres Witzes und Hohnes. Heute hörten sie aus „Srb“ das Schnurren eines Spinnrades, und wenn er in die Schule

trat, surrten und schnurrten ihm wohl fünfzig Spinnräder entgegen, morgen fand ein anderer darin eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Summen einer Biene, und alsbald sah und hörte sich Johannes Srb, wo er ging und stand, von den Stimmen jener nützlichen, aber gefährlichen Tierchen bedrängt. Jeder Tag brachte neue Proben von der Einbildungskraft seiner Genossen; was sie immer suchten, das fanden sie in „Srb“ — und die Erfindung des einen ward sogleich das Gemeingut aller!

Der Knabe grämte und härmte sich unter diesem täglichen Drucke ab. Während des Unterrichts war er scheu und zerstreut, seine Gedanken schweiften wie Irrlichter herum an den Gesichtern und Mienen seiner Peiniger, ob ihm nicht neue Qualen bevorstanden. Johannes Srb war durch diesen Seelenzustand, wie man es damals nannte, ein „schlechter Student“ geworden; träumerisch hing er über den Büchern und lernte wohl mit allem Fleiße, aber sein Gedächtnis schien durchlöchert, alles Lernen fiel in bodenlosen Abgrund.

Ezechiel tat, was in seinen Kräften stand; er tröstete und unterstützte den Freund mit jenen kleinen Hilfsmitteln, deren unschätzbaren Wert eben nur der „schlechte Student“ kennt. Ezechiel begab sich seinetwegen in die größte Gefahr; mit wahrhaft bewunderungswürdigem Scharfsinn richtete er es bei „Kompositionen“ so ein, daß die vollständig ausgearbeitete Aufgabe, unter den Augen des scharfblickenden Professors, seinem Freunde in die Hände kam. Aber Johannes Srb schrieb schlecht ab, er brachte Fehler hinein, und das Ende des Liedes war, daß er trotz Ezechiels Bemühungen in der dunklen Masse „schlechter Studenten“ auf der allerletzten Bank blieb.

Alles das änderte sich jedoch eines Tages mit der Unmittelbarkeit eines Wunders.

Strahlenden Antlitzes kam einst Johannes Srb nach der Schule zu Ezechiel.

„Soll ich dir ein lateinisches Wort sagen?“ rief er gegen seine Gewohnheit mit großer Lebhaftigkeit, „welches auch keinen Selbstlaut hat?“

„Sag' es nur!“ meinte Ezechiel mit der Siegesgewißheit eines ausstudierten Gelehrten.

„Urbs!“ rief Srb.

„Wo bleibt gleich der erste Laut?“ fragte Ezechiel, der im ersten Augenblicke vor der Kühnheit seines Kameraden verblüfft dastand und lachte hell auf.

Srb wurde feuerrot.

Aber nach einer Weile rief er ganz außer sich: „Du sollst schon sehen, wie ich noch eines finde! Und müßte ich das ganze Wörterbuch vom Anfang bis zum Ende durchlernen! Ich finde es doch!“

Diesem Ausbruche eines tiefverhaltenen Schmerzes, den Ezechiel schon für ganz beschwichtigt hielt, konnte dieser nur ein stummes Erstaunen entgegensetzen. Es überkam den Knaben etwas wie Furcht vor diesen blitzenden Augen seines Schulgenossen; er schauerte vor dem schattenlosen Wahne, der sich Srbs bemächtigt hatte.

Von diesem Tage war eine Wandlung in dem ganzen Wesen Srbs jedem ersichtlich. Schon aus seinen Antworten in der Schule erkannten Mitschüler und Professor, daß dies nicht mehr der blöde Knabe sei, der mit glotzenden Augen vor sich hinstarrte, wenn eine Frage an ihn gerichtet wurde. Er antwortete rasch und sicher, und namentlich in der Sprache des alten Roms tat es ihm keiner zuvor, selbst Ezechiel nicht, der doch mit den drei Deklinationen einen Vorsprung hatte. Es war, wie wenn ein fruchtbarer Regen auf lange Zeit dürre gelegenes Erdreich gefallen wäre; jeden Tag trat eine neue Triebkraft in dem Knaben zum Vorschein; es waren nicht Fortschritte, vielmehr Sprünge, die Johannes Srb auf ein Ziel unternahm, dessen Erreichung man ihm am wenigsten zugetraut hätte.

Am Schlusse des Schuljahres fand Pater Edmund, der Professor, und Pater Rudbertus, der Rektor, keinen Würdigeren für die erste „Prämiantenstelle“, als unsern blöden, langärmeligen, glotzenden Johannes! Für das „Akzessit“ ward Ezechiel ausersehen, der blasse schwarzhaarige Knabe mit dem altprophetischen Namen Ezechiel, der sich im Bewußtsein seiner Kenntnis der drei Deklinationen erkühnt hatte, der geistige Stab seines Kameraden zu sein!

Da standen sie, die beiden Knaben, in dem großen, mit roten Ziegelsteinen gepflasterten Saale, wo die „Klassenlesung“ stattfand, mitten in dem Haufen der andern Studenten und harrten, jede Ader voll schwellender Erwartung, auf den Augenblick, der aus dem Munde des Professors die Summe eines ganzen Jahres in geheimnisvoll lateinischen Lauten an ihre Ohren bringen sollte. Die Lehrer in ihren schwarzen Kutten saßen in einem Halbkreis, der Kreishauptmann, vor sich auf einem Tischchen mehrere in Goldschnitt eingebundene Bücher, in ihrer Mitte. Hinter ihnen befand sich auf erhöhten Sitzen das Publikum, worunter so mancher die ahnungsvoll sehnsüchtigen Gesichtszüge seines Mütterleins, das in Begleitung von blondköpfigen Schwesterchen und Brüderchen weit, weit vom Dorfe gekommen war, um dem Ehrentage des gelehrten Sohnes beizuwohnen, erkennen konnte. Kesselpaukenschläger und Trompetenbläser auf einer Estrade begrüßten die aufgerufenen „Prämianten“ mit einem schmetternden Tusche, daß die Bilder an den Wänden, ernstblickende schwarze Gestalten, die vor mehr als hundert Jahren der Schrecken einer nun gleichfalls längst heimgegangenen Jugend gewesen waren, aus ihren Rahmen herauszutreten und sich zu fragen schienen: Was geht hier vor?

Da erscholl Johannes Erbs Name von den Lippen des vorlesenden Professors. Trompeten- und Paukenschall bewillkommten den „Prämianten“, der von den Umstehenden in den Kreis der Professoren gestoßen, selbst nicht wußte,

wie er die üblichen Verbeugungen gemacht, und an den Tisch des Kreishauptmanns getreten war, um das goldschnittige Buch aus dessen Händen zu empfangen. Tiefe Röte bedeckte das Antlitz des armen Knaben, als er rücklings seine Verneigungen antretend wieder in dem Haufen seiner Mitschüler angekommen war; aber sie wich einer entsetzlichen Blässe. Denn leise, doch seinem Ohr vernehmbar wie lauter Donner, umsurrte ihn von allen Seiten jenes eigentümliche Geräusch eines in Bewegung gesetzten Spinnrades, wie es ihm am ersten Tage seines Schulbeginnes an die Ohren geklungen war. Der Fluch des fehlenden Selbstlautes scheute sich also auch nicht vor dem Goldschnitt des „Prämiantenbuches“.

Trompeten- und Paukenschall hatten wieder einen schmetternden Tusch zustande gebracht, der dem blassen Ezechiel galt; dieser nahm trotz seiner drei Deklinationen erst den nächsten Platz nach Srb ein. Aber Johannes Srb hörte nichts davon; krampfhaft das Buch in seine Hand gepreßt, vernahm er nur das Spinnrad, und seine Seele blutete aus tausend Wunden.

Nach beendigter Klassenlesung trafen sich die beiden Knaben; sie waren nämlich durch den Menschenstrom, der nach allen Ausgängen drängte, voneinander getrennt worden. Da fand Ezechiel, dessen Gesicht vor lauter Seligkeit in wahrhaft überirdischem Lichte strahlte, seinen Kameraden Johannes Srb in einem einsamen Klostergange und bitterlich weinend an jener gespenstigen Riesenuhr stehend, die der Schrecken eines jeden nicht allzu mutigen Gemütes war. Aber heute fürchtete sich Ezechiel nicht; denn die Freude macht herzhaft.

Als er seinen Kameraden in dieser kläglichen Lage erblickte, rief er erschrocken: „Johannes! was treibst du? Stehst da und weinst, als würdest du lauter Gänse*) nach Hause

---

*) Eine unter den damaligen Studenten beliebte Bezeichnung für schlechte Fortschrittsklassen.

bringen und wärest kein Prämiant? Was ist denn vorgegangen?"

Srb brauchte statt aller Antwort wieder die langen Ärmel seines Rockes.

„Was ist denn geschehen, Johannes?" drang Ezechiel in ihn. „Freut es dich denn nicht, daß du ein so merkwürdig schönes Prämienbuch vom Kreishauptmann hast? Was stellt es denn vor? Cornelius Nepos!" rief er im Tone des größten Erstaunens, nachdem er mit wahrer Andacht den Titel des Buches aufgeschlagen hatte, „und da springst du nicht in die Höh'? Ich habe nichts bekommen, weil man wahrscheinlich wegen meiner Religion mich nicht zum zweiten Prämianten machen wollte, aber was täte ich nicht, wenn mir ein solches Glück widerfahren wäre! Die halbe Welt hätte davon hören müssen."

Johannes Srb lächelte trübe.

„Was habe ich davon?" sagte er. „Ich habe das ganze lateinische Wörterbuch beinahe auswendig gelernt . . . es hat sich auch nicht ein einziges Wort gefunden, dem ein Selbstlaut gefehlt hätte."

„Darum also bist du ein solcher Lateiner geworden!" rief Ezechiel aus, und das enthüllte Geheimnis, dem er durch Monate nachgegrübelt hatte, offenbarte sich in seinen weit aufgerissenen Augen.

„Ich habe sehen wollen," sagte Johannes verschämt, „ob sich nicht ein Wort findet —"

„Also nicht, um Prämiant zu werden?" schrie Ezechiel und heftete die glänzenden Augen mit namenloser Verwunderung auf seinen Kameraden.

Srb blickte ihn mit einer Art Verblüfftheit an.

„Nein!" schrie wieder Ezechiel, „so etwas ist unerhört! Wird da einer Prämiant und hat's nicht einmal werden wollen! Und ich, der ich Tag und Nacht daran gedacht habe, bin nichts als der Zweite geworden!"

„Dafür haben sie dich auch nicht ausgelacht!“ sagte Johannes Srb . . .

Mit einem raschen Federzuge eilen wir jetzt über einige Jahre hinweg. Seit jenem Gespräche in dem Klostergange bis zu dem Augenblicke, wo wir die beiden Knaben wieder als Jünglinge auf der Universität der böhmischen Hauptstadt finden, ist manches an ihnen anders geworden. Zwar der Knabe mit dem alttestamentarischen Prophetennamen hat noch dasselbe blasse Antlitz von ehemals; als das Kind armer Leute mußte er auf der Klosterschule „Tage essen“, wie jener sonderbare Ausdruck für das Almosen, an einem fremden Tische gefüttert zu werden, lautet, wobei man aber weder fett noch dick wird. Doch hat er sich mit Brillen ausgestattet, die ihn um einige Jahre älter und zugleich gelehrt erscheinen lassen.

Dagegen ist Johannes Srb groß, stark und breitspurig geworden; sein aschblondes Haar ist zwar noch immer vorn an der Stirne kurz abgeschnitten, dafür hat ihm der Schneider seines Dorfes, weil Prag denn doch kein Dorf ist, diesmal mit dem Aufwande aller Kräfte einen Rock angepaßt, der sich in den Straßen der böhmischen Hauptstadt seines Meisters nicht zu schämen braucht.

Johannes Srb ist übrigens der „gute Student“ geblieben, als den ihn gleich das erste Jahr gezeigt hatte. Sechs „Prämiantenstellen“ liegen als ebenso viele Beutestücke aus einem heißen Kampfe vor und hinter ihm. Er hatte sich ebenso im Lateinischen wie im Griechischen ausgezeichnet und bildete für Ezechiel darum noch immer einen Gegenstand jedesmaligen Erstaunens. Wie konnte ein Mensch die höchsten Gipfel studentenhafter Vollkommenheit erklimmen, der im Grunde eigentlich gar nicht danach strebte? Seit Ezechiel das Geheimnis von Srbs wunderbaren Fortschritten in dem lateinischen Wörterbuche sah, das Johannes Srb „wie es geht und steht“ auswendig gelernt hatte, nahm es ihn

kein Wunder, wenn er auch in der Sprache des alten Hellas „im kleinen Finger" mehr wußte, als die andern in ihrem ganzen Kopfe. Ja, Ezechiel hielt seinen Schulgenossen für fähig, auch den Sanskrit, das Arabische, ja sogar die heilige Sprache Zions ebenso bemeistern zu können, wenn er geahnt hätte, daß sich in diesen Sprachen ein selbstlautloses Wort fand.

Ezechiel zweifelte auch nicht im geringsten, daß Srb, da sie nun Philosophie studieren sollten, in kurzem der erste aller „Philosophen" sein werde. Er empfand zuweilen eine Art Grauen vor dieser geistigen Größe seines Kameraden, deren Fundament auf einem so wesenlosen Nichts, wie das eines vokallosen Namens, gebaut war. Die ganze Bedeutung Srbs als guter Student hatte keinen gesunden Leib, das ahnte er und fürchtete fast, es sich zu gestehen. Hat doch jede Vorstellung, die sich der menschlichen Seele bleibend bemächtigt hat, etwas von dem Geheimnisvollen eines Erdbrandes an sich, der jahrelang unter der grünen Hülle in verdeckter Stille währt, bis mit einem Male seine hellen Flammen emporlecken.

Ezechiel ward in diesem ihm übrigens nur unklaren Gedanken noch dadurch bestärkt, daß Srb seit langer Zeit von dem stillen Wehe seines Lebens nichts gesprochen hatte. Srb weinte nicht mehr, wenn die Sticheleien seiner Mitschüler ihn umschwirrten, dazu war er zu groß geworden. In der „Philosophie" saßen die beiden Studenten unter 500 bis 600 anderen Philosophen, die meisten mit ernsten Brillen vor den jugendlich blickenden Augen, und mit Andachtsmienen, als sollten die Eleusinischen Mysterien vor ihnen aufgetan werden.

Einige Tage, nachdem dieses vielköpfige Publikum schon einigermaßen wußte, daß alle Philosophie mit dem Selbstgeständnisse des Nichtwissens beginne, fiel es dem Professor der Mathematik, einem steinalten, in ein graues Röcklein

gekleideten Männchen ein, die Namen dieser fünfhundertköpfigen Phalanx kennen zu lernen. Mancher Name fehlte auf der Bank; dieser wurde mit einem spitzen Bleistifte von dem eisgrauen Männlein gleichsam in den Katalog eingebohrt, woselbst er bis zum Tage der Prüfung verblieb. Dann aber wog er schwer wie ein Mühlenstein, und der „Herr Philosoph" mußte Riesenkräfte anwenden, wenn er unter der Wucht des geheimnisvollen Bleistiftstriches nicht versinken wollte.

„Herr Srb!"

Der Angerufene stand auf.

Der Professor in dem grauen Röckchen warf einen stechenden Blick nach ihm.

„Sind Sie Herr Srb?"

Johannes bejahte die Frage, indem er mit dem Kopfe nickte.

„Sie müssen ein tüchtiger Mathematiker werden, Herr Srb," meinte der Professor, „denn Sie haben kein Wurzelzeichen in Ihrem Namen!"

Das fünfhundertköpfige Auditorium war nach diesem gelehrten Witze still wie das Meer vor dem Sturme; dann aber brauste es gewaltig auf, und ein Lachorkan ging durch den weiten Hörsaal, der nicht aus dem Munde von Philosophen, sondern von Dämonen zu kommen schien; denn jetzt erst verstand man die Anspielung des Professors auf den fehlenden Selbstlaut.

Zwei lachten nicht. Der eine war Johannes Srb, der andere der blasse Jüngling mit dem alttestamentarischen Namen. Er allein konnte ermessen, in welcher Beziehung das tiefste Leid seines Freundes mit diesem Witze stand . . .

Die beiden Freunde sahen sich jetzt übrigens nicht so häufig als auf der Klosterschule. Im Hörsaale saßen sie weit auseinander getrennt, und nach beendigter Vorlesung drängte es den dürftigen Ezechiel zu seinen „Lektionen", die

er in der Gegend der „goldenen Gasse“ und des „Hahnpasses“ an die Kinder armer Trödler und Hausierer zu erteilen hatte. Srb wohnte aber drüben über der tiefflutenden Moldau auf dem Hradschin. Die Breite eines Weltmeeres hätte sie nicht ferner auseinander halten können.

Eines Sonntags machte sich Ezechiel auf den Weg nach der Kleinseite, um nach Johannes Srb zu sehen. Im Grunde wollte der fleißige Student nur nachforschen, wie weit Srb schon in der „Psychologie“ und „Algebra“ vorgeschritten sei, denn es war kurz vor der Prüfung, und da drängte es alle diese Jünger der Wissenschaften, zu erfahren, um wieviel Kopflängen das mit ihrem Wissen schwer beladene Roß einem anderen oder dieses dem ihren voraus war.

Als Ezechiel die steile Treppe hinaufging, die zu Srbs Bodenkammer führte, schallte ihm Gesang entgegen. Erschrocken blieb er stehen.

Das sollte Johannes Srb sein? Unmöglich! Johannes Srb konnte singen, der fleißige Srb, der erste Prämiant in allen sechs Klassen der Klosterschule, der Wörterbücher auswendig lernte, er sang vier Wochen vor der Prüfung, wo die Wasser so hoch standen, daß sie bereits zu den obersten Stockwerken hineinfluteten?

Entschlossen stürmte er endlich die Treppe hinauf und trat in die Bodenkammer. Es war wirklich Johannes Srb, der gesungen hatte. Dieser hielt in seinem Gesange auch nicht ein und endigte erst eine Strophe, bevor er seinen Kameraden begrüßte.

Währenddem hatte Ezechiel Zeit, sich in der Wohnung des fleißigsten aller Studenten, des ersten Prämianten auf der Klosterschule, umzusehen. Auch nicht eine Spur von „Psychologie“ und „Algebra“, jenen fürchterlichen Dingen, die schon seit Wochen auf Ezechiels Seele drückten, war sichtbar, kein Buch, kein Studierheft — nichts, was an die Gegenwart eines „guten Studenten“ gemahnen sollte. Nur ein

Notenblatt, aus dem er eben gesungen hatte, lag auf dem Tische vor Johannes Srb.

Ezechiel fand im ersten Augenblicke gar keinen Ausdruck für sein Entsetzen.

„Johannes,“ brachte er endlich mit vieler Mühe hervor, „wie weit hältst du bereits?“

„Womit?“ fragte dieser.

„Mit der Psychologie und der Mathematik!“ sagte Ezechiel kleinlaut.

„Ich habe kein Wort studiert!“ meinte Srb und lachte.

„Und kannst dich im Singen üben, Johannes!“ rief Ezechiel mit jener sittlichen Entrüstung, deren nur ein fleißiger Student fähig ist.

„Warum nicht?“ sagte Srb trocken.

Ezechiel starrte den Freund mit weit aufgerissenen Augen an.

„Johannes . . . die Prüfung! . . .“ keuchte er mehr als er sprach.

„Was geht mich die Prüfung an?“ sagte Srb im Tone vollkommenster Gleichgültigkeit.

Ezechiel lachte nun seinerseits, etwas gezwungen, hell auf. „Du treibst nur deinen Spaß mit mir,“ sagte er, „du! Wer dich nicht kennt, würde dir das glauben. Ich aber, der ich dich seit meiner Kindheit kenne, ich weiß es, daß du ganze Nächte über Psychologie und quadratischen Gleichungen sitzest, ein brennendes Licht in der Hand, damit dich der Schlaf nicht überrasche. Nicht wahr, es ist so?“

Srb schüttelte den Kopf.

„Soll ich dir schwören,“ sagte er ernst, „daß ich nicht einmal weiß, was eine quadratische Gleichung ist?“

„Mensch! Was treibst du also denn?“ rief nun Ezechiel im vollen Ausbruch studentischen Zornes.

„Ich singe!“ sagte Srb ruhig.

Weiteres ließ sich aus ihm nicht herausbringen. Um-

sonst verlegte sich Ezechiel aufs Bitten und beschwor ihn bei den Schatten der vergangenen Prämiantenjahre, eingedenk zu sein der Prüfung, deren nahende Schrecken er ihm mit der selbstquälerischen Phantasie eines „guten Studenten“ wie ein Fegefeuer schilderte, aus welchem nur Fleiß und anhaltende Beschäftigung geläutert und ohne Schaden hervorgehen könnten; er berief sich auf seine Ehre . . . was denn die Welt dazu sagen würde, wenn der „erste Prämiant“ der Klosterschule so schmählich dastehen sollte, was namentlich Pater Rudbertus dazu sagen werde, der ihn einmal in Gegenwart des Oberschuleninspektors den Stolz und die Freude, „deliciae Gymnasii“, genannt habe, wie es nur einst vom Imperator Titus hieß — umsonst! Srb setzte dem allen eine eisige Gleichgültigkeit entgegen; es zeigte sich auch nicht eine Spur in seinem verhärteten Gesicht, die auf eine Wirkung, hervorgebracht durch Ezechiels rührende Rede, hätte können schließen lassen.

Ezechiel verließ ihn endlich, des tiefsten Grimmes voll, und ärgerte sich noch mehr, als ihm, noch ehe er die Treppe niedergestiegen war, Srbs Gesang wie zum Hohne wieder nachscholl.

Der Abfall seines Freundes vom guten Studententume ging Ezechiel tief zu Herzen; er begriff ihn nicht, er konnte ihn nur beklagen. Er suchte nach einem Grunde und fand keinen. Daß die Anspielung des Professors im grauen Rocke damit in Verbindung stehen könne, daran dachte er in seiner Erregtheit nicht, und so sah er denn in Srb einen auf Abwege Geratenen und Verlorenen. Voll frommen Schauders wandte er sich von ihm ab.

Indessen waren die Tage der Prüfung herangekommen. Blaß und hohläugig schlichen die „Philosophen“, unter ihnen Ezechiel, den Nachtwachen und sonstige Entbehrungen mehr einem Gespenste als einem lebenden Wesen gleichen ließen. Was Ezechiel seinem Freunde Srb zugemutet hatte, das

hatte er selbst getan; er war es gewesen, der, um den Schlaf von sich ferne zu halten, eine brennende Kerze in die Hand genommen und dabei bald elendiglich verbrannt wäre. Denn ihn hatte der Schlaf doch übermannt und die Flamme leckte währenddem an seinem Rocke. Aber Srb ging blühend und kräftig unter all diesen hageren und abgemagerten Philosophen umher; die Schrecknisse der Prüfung schienen für ihn nicht zu bestehen!

Eine solche Prüfung, namentlich für den, der sie zum ersten Male bestand, war einem fürchterlichen Schlachtgefilde zu vergleichen. Fünfhundert Jünglinge und noch darüber waren in den heißen Kampf gegangen, aber kaum die Hälfte begrüßte lebend den Aufgang der kommenden Sonne. Schichtenweise lagen die Leichen der Gefallenen; denn wie ein Würgengel schritt der kleine Professor im grauen Rocke über das Schlachtfeld und mähte unbarmherzig in den Reihen der blühenden Jünglinge. Ezechiel war dank seinen Nachtstudien und der brennenden Kerze stehen geblieben, die fürchterliche Schlacht hatte ihm nichts angetan; ohne Wunde war er hervorgegangen.

Im hitzigen Gewühle der Schlacht hatte Ezechiel nicht geachtet, wer vor und neben ihm in den Tod gefallen war. Jetzt, wo er sich selbst bei heiler Haut sah, im seligen Bewußtsein des heißerrungenen Lebens, erwachte in ihm die Neugierde, zu erfahren, wen das Schlachtfeld verschont, wen es verschlungen hatte. Da waren Kameraden stehen geblieben, denen Ezechiel es nicht zugemutet hätte, und die nur ein „merkwürdiges Glück" vor der mörderischen Kugel bewahrt hatte; andere wieder, die gleich Ezechiel von brennenden Kerzen, schwarzem Kaffee und anderen Reiz- und Belebungsmitteln zu erzählen wußten, waren vor dem eisigen Blicke des Würgengels im grauen Röcklein lautlos hingefallen.

Das alles erfuhr jetzt Ezechiel in vielfachen Anfragen.

Gläubigen Gemütes, wie er war, erhob sich seine Seele zur freudigsten Empfindung, als er von dem Hinstürzen so vieler vernahm, die er für Riesenbäume gehalten, und sich, das schwache, mit Entbehrung und Not kämpfende Reis, ungebrochen erblickte. Gewiß hatte die alte Großmutter zu Hause ihren guten Teil daran; sie hatte ihre Hände segnend auf sein Haupt gelegt, als er nach Prag ging, und ihm vorausgesagt, es werde ihm daselbst gut ergehen. Und siehe da! Ein Teil dieser Prophezeiung war bereits in Erfüllung gegangen. Er hatte die Prüfungen glücklich hinter sich!

In diesen Tagen fand er die Mittagskost bei dem armen Trödler auf dem „Hahnpaß" vortrefflich, wie ein königliches Mahl, und die Mutter seiner Zöglinge wunderte sich über die Maßen, welchen merkwürdigen Appetit der „Herr Lehrer" jetzt entwickle!

Sonderbar! nach Srbs Schicksalen nach der Prüfung erkundigte sich Ezechiel nicht sogleich; gerade auf den alten Freund hatte er vergessen! Nicht sobald fiel ihm dieses Versäumnis ein, als er bei den Kollegen die eifrigsten Nachforschungen anstellte, nicht ohne geheime Hoffnung, „den Prämianten der Klosterschule" glänzend gerechtfertigt zu finden. Aber keiner wußte von Johannes Srb zu erzählen, keiner hatte ihn während der Prüfung zu Gesicht bekommen!

Schauer überflogen den guten Ezechiel; er wollte und konnte diesen Mitteilungen keinen Glauben schenken. War Johannes Srb krank? Hatte er vielleicht zu viel gesungen? . .

Nur mit Schamröte vermochte er diesen letzten Gedanken zu Ende zu denken; und dennoch! Waren nicht Riesenbäume, nämlich andere Prämianten, in den Staub gestürzt worden?

Mit schwerem, ahnungsvollem Herzen machte sich Ezechiel auf den Weg nach dem Hradschin, um sich von der Lage seines Freundes selbst zu überzeugen. Auf der Treppe, die zu Srbs Bodenkämmerchen führte, lauschte er einen

Augenblick, ob ihm nicht wieder Gesang entgegentöne, wie vor einigen Wochen. Aber er vernahm nichts.

Wieder stürmte er die Treppe hinauf und drückte die Türklinke auf; aber nicht Srb, sondern das Antlitz einer alten Frau starrte ihm entgegen. Auf die Frage, wo Srb sei, antwortete das Weib, indem sie eine häßliche Grimasse schnitt: „In die Erde hinein verschwunden!“

„Verschwunden!“ rief Ezechiel.

Da begann das alte Weib zu erzählen, daß Srb eines Tages, wie es seine Gewohnheit gewesen, mit lauter, schöner Stimme gesungen, und sie alle im ganzen Hause hätten ihre Freude daran gehabt. Da sei an diesem Tage, es mögen zwei Wochen sein, ein fremder Mann, der früher auf der Gasse lange Zeit gehorcht hatte, zu Herrn Srb in die Stube hinaufgegangen und sei daselbst über zwei Stunden geblieben. Währenddem habe Herr Srb in einem fort singen müssen, es habe gar kein Ende nehmen wollen. Am andern Morgen in aller Früh sei der Herr Student ausgegangen, und seitdem sei er nicht mehr zurückgekehrt.

Lautlos hatte Ezechiel diese Mitteilung über seinen Kameraden Johannes vernommen. Um des lebendigen Gottes willen, was war aus Srb geworden? Wie im Traume machte er den Weg vom Hradschin wieder zurück; aber als er in seiner eigenen Wohnung ankam, erschraken seine Hausleute vor seinem veränderten Aussehen: er war totenbleich.

Trotz aller Nachforschungen, die Ezechiel bei der Polizei, bei seinen Kollegen und überall anstellte, woran sich eine Spur von Srbs Dasein knüpfen konnte, mußte er zuletzt dennoch die schreckliche Tatsache anerkennen: Johannes Srb war und blieb wie „in die Erde hinein verschwunden!“ ...

Ezechiel war schon seit zwei Jahren kein „Philosoph“ mehr; er ging jetzt in jenes große Haus auf dem gewaltigen Platze — wo kranke Menschen in nie sich erschöpfender

Menge dem angehenden Arzte Gelegenheit bieten, das Leben in seiner quellenden Fülle, aber auch das geheimnisreiche Gesetz des Todes kennen zu lernen.

Hier, am Schmerzenslager leidender Menschen, lauschte Ezechiel den Worten des Professors mit einer Andacht und Gläubigkeit, als wollte er in allem Ernste die Kunst ergründen, wie man das Leben erzwingen, den Tod besiegen könne. Alles an dem jungen „Mediziner“ versprach, daß er einst in seinem Berufe Gemüt und Wissen bewähren werde.

Eines Tages fand Ezechiel an der schwarzen Tafel des Pförtners im Krankenhause einen Brief unter seiner Adresse: er löste ihn mit den letzten Resten eines Stundenhonorars aus, denn er glaubte, er rühre von seinem Vater her.

Der Brief war aber von der Hand seines Freundes Srb und lautete folgendermaßen:

„Turin, den 11. Mai 184 . .

Bruder Ezechiel!

Wenn du seit meiner Flucht aus Prag nicht indessen gestorben bist, so mußt du aller menschlichen Berechnung nach jetzt noch immer Student sein und zwar ein Jüngling der edlen Arzneiwissenschaft. Ist das nicht wunderbar klug, wie man mit solcher mathematischen Richtigkeit den Stand und Charakter seines Freundes erraten kann, bloß weil dieser Freund den alttestamentarischen Namen Ezechiel trägt?

Bruder Ezechiel! Du mußt Mediziner geworden sein. Tue mir den Gefallen und sei nichts anderes geworden. Schon deine hochverehrliche Konfession, als deren treuesten Sohn ich dich immer kannte, muß dir diesen Beruf vorgeschrieben haben. Das haben die Leute schon im seligen Mittelalter ganz vortrefflich verstanden. Päpste und Fürsten stellten ihre kranken Leiber in die Obhut eurer Ärzte, und das war gut. Und wäre ich nicht, so stecktest du noch immer,

sowie deine Brüder, in so einem Stück — seligen ‚Mittelalters‘.

Nein! nein! mein Bruder Ezechiel, ich habe keine Furcht, du bist gewiß ein zu guter Staatsbürger, als daß du etwas anderes geworden sein kannst als eben ein ‚Mediziner‘!

Und nun, da ich von der Besorgnis über die Richtung deines Studententums mich befreit fühle, laß dir erzählen, Ezechiel!

Bist du nicht auch der Meinung, daß jeder Mensch in seinem Leben irgend einen Punkt, eine Stunde, Minute oder Sekunde hat, die ihm in der Erinnerung ein freudiges Lächeln abgewinnt, die ihn so recht mitten in der Seele ‚delektiert‘? So geht es mir, wenn ich an den Streich denke, den ich dem grauen Röcklein auf dem Katheder durch meine Flucht vor der Prüfung gespielt habe. Ich juble, ich lache auf, ich freue mich, wenn ich daran denke! Ich hätte dem guten Manne vielleicht wieder die Gelegenheit bieten sollen, über meinen Namen einen seiner quadratischen Witze zu machen? Nein, Bruder Ezechiel; damals als jenes graue Röcklein vielleicht in gutgemeinter Absicht meinen selbstlautlosen Namen dem Gelächter eines vielhundertköpfigen Auditoriums preisgab, damals fror gleichsam der Vorsatz in mir fest: Das Männlein sieht dich nicht wieder, werde daraus, was da wolle!

Nun wurde ich ein Müßiggänger, wie er noch niemals über die Moldaubrücke nach der Kleinseite gekommen war; eine Studierlosigkeit, ein Ekel vor allen Studien hatte sich meiner bemächtigt, wie du sie, mein Bruder Ezechiel, du guter Student, zu deinem Glücke nie wirst begreifen lernen. Im Kollegium saß ich wie ein Berauschter, der Strom der psychologischen und mathematischen Weisheit floß ungehört an mir vorüber; ich sah und hörte nichts als den wüstesten, zum Prinzip erhobenen Müßiggang!

Schaudre nicht vor mir zurück! Ein Tropfen vom Blute

des ehemaligen ‚Prämianten‘ war denn doch in mir zurückgeblieben, und der genügte, um mich nicht ganz den finstern Mächten anheimfallen zu lassen. Ich hatte mich aufs Singen geworfen, ich weiß selbst nicht, wie das eigentlich zuging. Aber ich war zum ersten Male im Leben im Theater gewesen und hörte da eine Oper. Eine Melodie vor allen anderen war mir im Ohre hängen geblieben; ich sang sie beim Nachhausegehen aus dem Theater vor mich hin; ich sang sie dann wachend und träumend, sie umtönte mich während der ‚Algebra‘ und während der ‚Psychologie‘!

Hier hast du, Bruder Ezechiel, das Geheimnis meines Singens, dem du mit solch puritanischer Strenge entgegentratest. Wie blitzten damals deine frommen Augen unter den Brillengläsern! Wahrlich, dein Namensvetter, der Prophet, mochte dir in seinem erhabenen Zorne geglichen haben, als auch er gegen das lustige Singen seines Volkes donnerte!

Ich ließ mich also durch deine gewaltige Rede nicht stören und sang weiter. Der Organist in meinem Heimatdorfe hatte mir schon in meiner frühesten Jugend eine Geige in die Hand gegeben, und du weißt, ein echter Böhme ist ein geborner Musikant. Ich nahm also das erste beste Notenblatt und sang.

Dir war dieses Singen ein Greuel, mir war es ein Trost, ein Protest gegen die ganze Welt, ein Schlachtenruf!

Eines Nachmittags, kurz vor deiner fürchterlichen Prüfung, verlegte ich mich eifriger als je auf meine gewöhnliche Beschäftigung; ich sang, als sollte ich daraus eine Prüfung bestehen. Mitten darin ward ich durch den Eintritt eines fremden Mannes unterbrochen, dessen Klopfen an der Türe ich überhört hatte.

Der Mann hatte fremdländische Züge, war in feines Tuch gekleidet, trug einen weithin funkelnden Brillantring am rechten Zeigefinger und Vatermörder, die bis über die Ohren hinaufreichten.

Eine Weile standen wir uns stumm gegenüber und betrachteten uns gegenseitig, wie etwa zwei Götzenbilder in einer chinesischen Pagode.

‚Warum singen Sie nicht weiter?‘ fragte er endlich mit fremdartig deutscher Betonung.

Ich machte die verlegenste Miene von der Welt.

‚Singen Sie nur,‘ sagte er, und dabei kam hinter seinen buschigen Augenbrauen ein so gebieterischer Blick hervor, daß ich mich unwillkürlich zum Gehorsam niedergebeugt fühlte. Ich zögerte aber trotzdem, vielleicht gerade wegen der Furcht, die mir die etwas unheimliche Erscheinung des Mannes einflößte.

‚Ich bin nicht da,‘ sagte er wieder und ließ sich auf einen der wackelnden Stühle meines Hausrates nieder, den Rücken mir zugewendet. ‚Jetzt singen Sie!‘

Nun zögerte ich nicht länger, ich stand unter dem Banne des Fremden. Ich sang das vor mir liegende Notenblatt, eine Arie aus Mozarts ‚Entführung aus dem Serail‘, das mir zufällig beim Kaufe einer Kleinigkeit von einem Viktualienhändler mitgegeben ward.

‚Ist das alles, was sie singen?‘ fragte der Mann, nachdem ich geendigt, und drehte sich mit einer kaum scheinbaren Bewegung nach mir um.

Ich verneinte es und sagte, ich sänge noch mehr; denn indessen war auch mein Mut gewachsen.

‚So singen Sie etwas ohne Noten,‘ heischte der Mann, ‚etwas‘, setzte er nach einigem Stottern hinzu, da er den richtigen Ausdruck nicht sogleich fand, ‚was Sie nicht gelernt haben.‘

Ich verstand den Mann nicht augenblicklich; nur mochte ich ihn mit einiger Befremdung angestaunt haben.

‚Un canto popolare!‘ brummte er vor sich hin und drehte mir wieder den Rücken.

Freue dich, Ezechiel, der alte Prämiant hatte sein Latein

nicht so weit vergessen, daß er diese italienischen Worte nicht begriff, und wie durch einen Ruck an meiner innersten Seele geschah es, daß ich ohne Anstand ein böhmisches Volkslied zu singen begann.

Als ich damit zu Ende, rückte der Mann seinen Stuhl geräuschvoll herum und saß mir nun, sein volles Gesicht mir zugewendet, gegenüber.

‚Wo gelernt?‘ fragte er mich mit einer Heftigkeit, die mich in Erstaunen setzte.

Ich gestand ihm, daß ich mein eigener Meister gewesen; er sah mir starr ins Angesicht, das mir vor Aufregung flammenrot glühte.

‚E vero?‘ fragte er wieder.

Auch das verstand ich und nickte dazu mit dem Kopfe.

Da fuhr der Mann mit einer leidenschaftlichen Gebärde mit der Faust mir gerade unter die Augen, daß ich erschrocken einen Schritt zurücktaumelte, denn ich glaubte, er wolle mir wie ein englischer Boxer das Nasenbein zerschlagen.

‚Hat dieser Diamant hier an meinem Finger immer so gefunkelt?‘ fragte er, indem er mich dabei grimmig anschaute.

Ich wußte nicht zu antworten.

‚Nein!‘ schrie er, ‚ist einmal in der Erde gelegen, roh, unpoliert, wie ein Kieselstein! Erst die Kunst ihn zu dem gemacht, daß er blitzt. Deine Stimme auch so . . . ein ganz roher Diamant!‘

Mir begann der Kopf zu schwindeln.

‚Ich aber diesen Stein nach Italien mitnehmen werde,‘ fuhr der Mann in seinem absonderlich klingenden Idiom fort, ‚ich ihn fortschleppen werde mit Gewalt, wenn nicht willig mir folgt, nach Italien, wo man einzig versteht, solche Steine zu schleifen und zu putzen. Wirst dort reich werden, viel reich, bis erst deine Stimme geschliffen und poliert ist. Hier bleibt sie ein Kieselstein, weggeschoben von dem Fuße, in Italien wird ein Diamant daraus, und die

Theater werden die Köpfe aneinander rennen, um ihn in Gold zu fassen!'

Ich gestehe es aufrichtig, in diesem Augenblicke fürchtete ich mich wie ein kleines Kind. Die blitzenden Augen des Fremden, der funkelnde Brillant, die sonderbare Redeweise, die Drohung, mich nach Italien selbst mit Gewalt schleppen zu wollen — alles das jagte mir eine namenlose Empfindung ein, und wenn ich nicht um Hilfe aufschrie, so war es eben die Furcht, die mich daran verhinderte.

,Ich dich also nach Italien mitnehmen werde,' schrie der Fremde wieder und ergriff mich, als wollte er mich in Fesseln schlagen, mit seiner knochigen Faust beim Arme, ,ich für dich sorgen werde wie ein Vater, dich unterrichten lassen von exzellentesten Meistern im Gesang. Nach drei Jahren Italien wird sprechen von dir! Du wirst sein ein Stern am Theaterhimmel, ein Brillant unter vielen Kieselsteinen, denn deine Stimme ist ein Wunder und du verdientest' — hier machte der Mann die entsprechende Bewegung — ,d'essere amazzato come . . . wenn du nicht augenblicklich nach Italien mit mir gehst.'

Ein kalter Schweiß rieselte von meiner Stirne. Der Mann hätte mich ermorden können, wie er mir gedroht hatte, und ich wäre nicht fähig gewesen, einen Finger auszustrecken, um es ihm zu wehren. Mit einem Male verloren seine Gesichtszüge ihre bisherige, mich so sehr erschreckende Wildheit. Er ließ meine Hand los; es war mir, als sei ich einer zentnerschweren Last entledigt.

,Sind Sie verliebt?' fragte er in einem Tone, wie man jemanden auf offener Straße um Feuer für seine Zigarre bittet.

Ich mochte zu dieser Frage eine entsetzlich einfältige Figur gespielt haben, die dem Manne hinlänglich Aufklärung über das Unnötige derselben gab; er lächelte.

,Sie sind ein Student?' meinte er dann.

Das bejahte ich, wenn ich auch nach der Ansicht gewisser Leute dazu nicht das mindeste Recht hatte.

‚Und wie heißen Sie?‘

‚Johannes Srb,‘ sagte ich unvorsichtig.

‚Wie?‘ fragte der Mann.

Zu Tode erschrocken wiederholte ich meinen Namen; ich war ertappt.

Da hättest du nun sehen sollen, wie er sich abmühte und seine Kiefern auf und nieder bewegte, daß sie fast zwei Mühlsteinen glichen, und wie er dennoch nicht — das selbstlautlose Wort zermalmen konnte.

‚Schreiben Sie es auf,‘ sagte er gebieterisch.

Ich tat es, denn ihm gegenüber fühlte ich mich willenlos. Nun, da er meinen Namen geschrieben vor sich hatte, wußte ich erst, was ich getan; es war aber zu spät.

Die Wirkung, die der aufgezeichnete Name auf den Mann ausübte, war eine wahrhaft fürchterliche; sie übertraf noch die des gesprochenen. Bald blickte er auf mich, bald auf den Papierstreifen; es schien, als suchte er etwas — ach! ich wußte nur zu gut, was!

‚Diavolo!‘ sagte er endlich ärgerlich, ‚das ist ja kein Wort. Das kann keine italienische Zunge über sich nehmen, das ist ein Name, der auf keinem Theaterzettel stehen kann. Wie soll das Publikum es anstellen, wenn es nach einer schön gesungenen Arie ruft: ‚Bravo, fuora Signor . . .!‘

Und dabei nahm er wieder den zerknitterten Papierstreifen zu Hilfe und wollte den Namen des hervorgerufenen Sängers mit aller Begeisterung eines enthusiastischen Publikums ausrufen. Nutzloses Beginnen! Die zwei Mühlsteine in seinem Munde bewegten sich auf und nieder, aber für Srb bewiesen sie sich als zu bröcklig, und so gaben sie die schwere Arbeit auf.

Er lachte vor Ärger und Anstrengung.

‚Muß anders werden einmal in Italien!‘ sagte er sich

selbst gleichsam zur Erholung. ‚Solch' Name schreckt die Leute, ... muß total geändert werden ... mehr musikalisch. In Italien alles Musik, auch die Namen!‘

Ezechiel! Glaub nur nicht, was sie dir und mir auf der Klosterschule aus dem alten Klassiker eingeredet haben, wie nämlich Cäsar eine ganze Nacht darüber gebrütet habe, ob er über den Rubikon gehen solle, ob nicht! Eine ganze Nacht um einen Entschluß, der über die Zukunft des Lebens entscheiden soll! Es war keine Stunde, nicht einmal eine Minute; es war der Blitz einer Sekunde, der ihm durch das Gehirn fuhr. Ich habe das an mir selbst erlebt, und weiß das so gut, als ob ich dieser Blitz in Cäsars Kopfe, der dann eine ganze Welt überflammte, selbst gewesen wäre!

Geblendet, aber nur für einen Augenblick, stand ich da. Namensänderung! Welche Aussicht eröffnete sich, welch neue Welt! Mit einem Mal enthoben zu sein dem nagenden Geier, frei auftreten zu können im Bewußtsein, daß mein Name, den ich trug, nicht wie ein Steckbrief hinter und vor mir her lief — das alles mit einem Handschlage zu erhalten! Es war der Blitz einer Sekunde — und ich hatte entschieden.

Mit einer Hast, als fürchtete ich, der Mann könnte seine Zusage wieder zurücknehmen, erklärte ich ihm nun, daß ich entschlossen sei, ihm zu folgen; er möge mit mir anfangen, was er wolle. Er lächelte; denn nun begriff er es nicht, was mich zu dieser Raschheit drängte. Ob ich Schulden hätte, fragte er, und reichte mir seine Börse hin. Ich lehnte sie mit einer fast verächtlichen Gebärde ab, worüber er sehr verwundert schien. Ich erklärte ihm noch einmal, daß mich in Prag nichts zurückhielte!

‚So recht!‘ sagte er, ‚was groß werden will, muß in weite, weite Welt!‘

Er rüstete sich zum Aufbruch: er ging und hatte nicht gesagt, wie und wann ich meine Flucht bewerkstelligen solle. Erst auf der Treppe wandte er sich um und rief mir

nur die wenigen Worte zu: ‚ich solle mich morgen in aller Frühe in den ‚drei Linden‘ am Graben einstellen, und nach dem Conte Brizzoli fragen, das übrige werde sich von selbst ergeben!‘

Mein Conte hat mich nicht getäuscht! Seit drei Jahren im Hause meines Wohltäters, im Schoße aller Behaglichkeit, von den besten Gesangsmeistern Turins unterrichtet — siehe, mein Bruder Ezechiel, das ist aus dem ehemaligen Prämianten unserer Klosterschule geworden. Meine Zukunft gehört dem Theater an, das bereits in der Gestalt stimmesuchender Impresari seine Fangarme nach mir ausstreckt.

Der Prämiant der Klosterschule in der böhmischen Kreisstadt ist ein Tenorist geworden, den nach dem Zeugnisse meines wackern Conte und der vorzüglichsten Gesangslehrer die Theaterdirektoren mit schwerem Golde aufwiegen werden, wogegen ich natürlich nichts einzuwenden habe. Einstweilen singe ich meinen Rossini, Bellini und Donizetti mit einem Eifer, wie ich ehemals den Livius und Cäsar und Virgilius studiert habe.

Was ist übrigens Geld und Ruhm gegen das Gefühl, einen Namen errungen zu haben — der seine gehörigen Selbstlaute aufzuweisen hat? Lache nur, Bruder Ezechiel, ich lache auch. Der alte Johannes Srb ist auf dem Hradschin in Prag begraben, der neugeborene wandelt unter italienischen Orangen- und Mandelbäumen und nennt sich dem grauen Röcklein zum Trotz

Giovanni Serbini.“

Ezechiel gehörte zu den Menschen, die aus dem Verwundern gar nicht herausgelangen können, wenn dieser Zustand einmal ihre Seele erfaßt. Jahre waren wieder vergangen, seit „Serbinis“ Brief an ihn gekommen, und Ezechiel wunderte sich noch immer, daß „so etwas“ aus seinem ehemaligen Schulkameraden hatte werden können. So

14*

oft die Gestalt des gewesenen „Prämianten“ vor seine Seele trat, konnte er ein leises Kopfschütteln nicht unterdrücken. Die ganze Art und Weise, wie Johannes Srb sich von der Universität entfernt hatte, erschien nicht nach Ezechiels Sinn. Johannes Srb, der beste Lateiner und Grieche — mit geschminkten Wangen auf einer Theaterbühne, Bellinische Arien singend, das erschien dem „ordentlichen“ Studenten als etwas so Ungeheuerliches, als sei ein unwandelbares Naturgesetz sich selbst untreu geworden.

Giovanni Serbini hatte indessen nicht mehr geschrieben, und um Zeitungen zu lesen, worin Ezechiel vielleicht die Spuren seines Schulgenossen hätte verfolgen können, dazu hatte dieser in seiner Doppelstellung als „Hofmeister“ einer Gemischtwarenhandlung in der Zigeunergasse und als Student nicht Muße genug. Zudem war auch noch eine Zeit gekommen, wo Ezechiel wieder zur brennenden Kerze seine Zuflucht nehmen mußte, um während seiner Nachtstudien nicht vom Schlafe übermannt zu werden. In riesigen Umrissen standen vor ihm die „Rigorosa“ für das Doktordiplom, Ungeheuer, gegen die alle Lindwürmer und Drachen der Ritterzeit in nichts zusammenschrumpften.

Da fand Ezechiel eines Tages wieder einen Brief unter seiner Adresse vor; er kam von dem alten Freunde und lautete so:

„Neapel, 18. November 184 . .

Ich habe es ausgerechnet, mein Bruder Ezechiel, daß du jetzt gerade genug deinen Kopf mit Wissen allerlei Art angefüllt haben mußt, so daß dir die strengen Herren am Rigorosentische nicht länger das Doktormäntelchen werden vorenthalten können! Aber sie werden es doch tun . . . denn du armer Junge hast wahrscheinlich nichts, womit du den Pedellen ihre silberbeschlagenen Zepter, den Trompetern ihre Tusche und den strengen Herren die Mühe bezahlst, daß sie

dich stundenlange mit den neugierigsten Fragen nach deinem Wissen zu beunruhigen belieben. Da habe ich denn gedacht, es müsse an der Zeit sein, den gelehrten Karren, der mit allen seinen Rädern tief in Sorgen und Nöten sitzen mag, mit einem gewaltigen Rucke herauszuheben, und so schicke ich dir beiliegend ein Stück Papier, das du „gegen Sicht“ in klingende Münze verwandeln kannst, um Pedelle, Trompetenbläser und strenge Herren je nach ihren Leistungen abzulohnen. Es wird dir sogar noch ein schöner Rest übrig bleiben, um damit einen tüchtigen Doktorschmaus anzurichten; aber wie ich dich kenne, wirst du dich damit in irgend ein Städtchen oder Dorf unseres Vaterlandes werfen, und daran während deines Winterschlafes wie der Bär an seinen Tatzen saugen, das ist so lange, bis irgend ein ehrlicher Schuster- oder Schneidermeister sich herabläßt, dich zu seinem Haus- und Leibarzt zu ernennen.

Dein Freund hat sich unterdessen auf den Bühnen Italiens herumgetrieben wie ein Kreisel und kennt sich im Lande der Orangenhaine besser aus als im Vaterlande der selbstlautlosen Namen. Er ist in den Pacht eines Impresario übergegangen, der ihn dahin und dorthin schickt, wo es gerade Dukaten und Lire zu verdienen gibt. So hat er die Halbinsel durchzogen von einem Ende zum andern, in schwarzäugiger Primadonnen und nimmersatter Impresari Gefolge, eifersüchtige Tenoristen und arrogante Buffi bekämpfend, und der Name Giovanni Serbinis hat einen guten Klang in der Heimat unseres wackern Horatius Flaccus, den ich jetzt anders zu kommentieren wüßte als auf der Klosterschule in der böhmischen Kreisstadt.

Weißt du übrigens, was Rezensenten sind? Ezechiel! Du kannst das nicht wissen, unschuldiger Freund, denn du hast von dem Theaterapfel der Erkenntnis noch nichts genossen. Nur als du vor dem grauen Röcklein in Prag auf der Armensünderbank saßest und Rechenschaft ablegen mußtest,

ob du mit seinen quadratischen und kubischen Ungeheuern dich herumzuschlagen verstehest, konntest du einen schwachen Begriff davon erhalten. Aber in dem grauen Röcklein stak, wie ich hintendrein durch Nachdenken herausbrachte, ein ganz vortrefflicher Mann; wenn du nur einem seiner algebraischen Untiere tüchtig den Kopf abhiebest, so gab er sich zufrieden, und du warst geborgen. Den Rezensenten gegenüber hast du aber Tag für Tag die Arbeit des Herkules mit der lernäischen Schlange! Der eine Kopf fliegt vom Rumpfe, das heißt in der Theatersprache, den einen hast du beschwichtigt, beruhigt und eingelullt; der andere wächst dir riesig drohend entgegen. O Ezechiel, du weißt gar nicht, welch ein blutdürstiges Wesen in so einem Opernsänger steckt, Tiberius und Nero sind fromme Lämmer dagegen gewesen, und ich glaube, daß letzterer der Welt nur darum so entsetzliche Schauspiele zum besten gab, weil er vom Handwerk des Sängers war und in dem Publikum seinen — Rezensenten sah.

Ein solcher Rezensent hat mir vor einigen Tagen ein heilloses Entsetzen eingejagt!

Ich hatte mich in einem Kaffeehaus gegen den zweiten Tenoristen, ein junges Bürschlein, das bei einer der Primadonnen einen Stein im Brett hat, in etwas unzweideutiger Manier über den Weihrauch geärgert, der diesem Bürschlein tagtäglich in einem der hiesigen Theaterblätter gestreut wird, während ich, den das Publikum doch bei jeder Gelegenheit mit seinen höchsten Gunstbezeigungen, als da sind: brüllendes Dacaporufen, wieherndes Fuora und riesige Blumenkränze und dergleichen auszeichnet, gewöhnlich leer ausgehe und nur beiseite behandelt werde. Das sei von dem betreffenden Rezensenten eine offenbare Parteilichkeit und wahrscheinlich wisse die Börse des Tenoristen davon ein Lied zu singen.

Am folgenden Tage befinde ich mich wieder in jenem

Kaffeehause, mein Bürschlein, der Tenorist, auch. Plötzlich nähert er sich mir mit jener süßlich listigen Vertraulichkeit, die etwas von einem Banditen und Tiger zugleich hat.

„Haben Sie das ‚Parthenopeo‘, so heißt nämlich jenes Blatt, ‚schon gelesen?‘ fragt er und lächelt.

Ich greife rasch nach dem Blatte und lese, was ich dir in möglichst getreuer Übersetzung hier wiedergebe.

‚Im äußersten Norden Europas liegt eine von ewigem Eise wie von einer undurchdringlichen Mauer umgürtete Insel; sie heißt Island! Da wächst kein Baum, keine Blume versendet ihren Duft, die Menschen gehen in dicken Pelzen zu Bette und stehen dennoch mit erfrorenen Nasen auf. Sie essen nichts als Eis, denn die Natur hat ihnen nichts anderes zu bieten. Nur drei Monate im Jahre hat die Sonne, weil sie doch gar so stiefmütterlich sich nicht benehmen darf, einiges Mitleid mit dieser armen Insel und wirft ihr einige Strahlen als Almosen hin. Das ist die Zeit, wo das Eis schmilzt und diese Insel etwas zugänglicher wird. Wenn aber ein Neapolitaner etwa glauben sollte, daß man in diesem isländischen Sommer wie in der Straße Toledo während des Monats Jänner spazieren könnte, so würde er mit Zähneklappern an seinen Irrtum gemahnt werden. Vor einigen Jahren ließ sich ein reicher piemontesischer Graf von seiner wissenschaftlichen Neugierde verleiten, eine Reise nach dieser Insel zu unternehmen, um am Hekla, dem Vesuv dieses Landes, zu versuchen, ob das dortige Eis besser sei als das in einem Kaffeehause des stolzen Neapel.

Als er eines Tages auf einem seiner Ausflüge durch die Insel begriffen war, natürlich mitten im heißen Sommer in drei dichte Pelze gehüllt, drang plötzlich aus einem der Erdlöcher, das die dortigen Menschen ein Haus zu nennen belieben, ein Gesang, der einem Knaben anzugehören schien, an sein Ohr. In Island Gesang! Es war ihm, als ob plötzlich mitten aus dem Eise eine Blume aufblühte. Von

unbezwinglicher Neugier getrieben, trat der Graf in jenes Erdloch und fand da einen siebzehnjährigen Knaben, eben den Inhaber der gehörten Stimme. Ein Sonderling, wie nun unser Graf war, fand er Gefallen an dem Knaben, und vielleicht um das psychologisch-physiologische Experiment zu machen, wie sich ein Isländer in einen Italiener verwandeln lasse, machte er diesem den Vorschlag, ihm nach Italien zu folgen, woselbst er ihn zum Opernsänger ausbilden lassen wolle. Der junge Isländer besann sich nicht lange und verließ mit dem Grafen das Land seiner Heimat, das Eis seiner Wiege. Kaum in Italien angekommen, mußte der junge Wilde seinen isländischen Namen, der unaussprechbar klang wie das Zirpen der sibirischen Spitzmaus, ablegen und dafür einen gesitteten italienischen anziehen. Nachdem diese Wiedertaufe vollzogen war, übergab der Graf den jungen Isländer den Musiklehrern, damit sie aus ihm machten, was man eben aus einem Isländer machen kann.‘

Begreifst du nun, Ezechiel, wo hinaus diese Novellette, so nannte der Verfasser diesen geschriebenen Dolchstoß, wollte? Es war offenbar meine Geschichte — der Graf, mein Wohltäter, mochte über sie in der Freude an den Erfolgen seines Zöglings nicht reinen Mund gehalten haben, und so war sie unter dem geschwätzigen Volke herumgekommen, bis sie in jenem Blatte zur Karikatur reif war. Ich mochte totenblaß ausgesehen haben, als ich bis zu dieser Stelle der Novellette gekommen war, denn das Lächeln meines Tenoristen bewies mir, daß er überzeugt sei, der Stoß habe sein Ziel nicht verfehlt.

‚Fertig?‘ fragte er und wollte mir das Blatt aus der Hand nehmen. Ich aber hielt es fest, denn ich hatte bemerkt, daß die Novellette noch nicht zu Ende war. Der Mensch ist bei solchen Gelegenheiten von einem eigentümlichen Zauber befangen, er muß den Becher bis zur Neige leeren, wenn er auch Gift enthält.

Die Wirkung blieb auch nicht aus.

Unwillkürlich hatten sich meine Augen wieder auf das verräterische Blatt gerichtet, und ich las:

‚Der geneigte Leser fragt nun mit Recht, was denn aus dem jungen Isländer geworden sei? und wir wollen ihm die Antwort nicht vorenthalten.

Hat der geneigte Leser schon eine musikalische Spieluhr gehört? Gewiß! wer sollte noch keine Spieluhr gehört haben? Wenn man sie aufzieht, tönt sie von den lieblichsten Weisen und Arien aus allen möglichen Opern, aber sie tönt nur — sie singt nicht. Das ist aus dem jungen Isländer geworden, eine Spieluhr und nichts weiteres. Gegen die Natur läßt sich einmal nicht ankämpfen, und aus einem Isländer wird nimmermehr ein Italiener. Keine Kunst vermochte das Eis seiner alten Heimat aufzutauen, denn Eis steckt in jedem seiner Muskeln, zu Eis ist sein Blut erstarrt, Eis ist alles, was er singt. Wie kann da von dramatischem Ausdrucke, von dramatischem Leben und Feuer die Rede sein? Wer kann es verlangen, daß ein Isländer italienisch singe?

Zweifelt vielleicht hie und da einer unserer geneigten Leser an der Wahrhaftigkeit dieser Geschichte, so gehe er in das Theater San Carlo und höre da — Giovanni Serbini!‘“

Einige Tage später.

„Ich habe neulich meinen Brief abgebrochen, weil mich der Ärger übermannt hatte.

Also ich lief wie besessen aus dem Kaffeehause hinweg und ließ den schändlichen Tenoristen über die mir angetane Schmach triumphieren. An demselben Abende schützte ich Heiserkeit vor und fühlte mich wirklich krank. O Ezechiel! ich war in der Tat sehr unglücklich! Hätte ich denken sollen, daß jener Name, der vielleicht zu Ziskas Zeiten ganz erträglich klang, mich bis an die Gestade des tyrrhenischen

Meeres verfolgen werde? Und ich hielt mich doch so geborgen in meiner italienischen Wiedertaufe! . . .

Mit Zittern sah ich dem nächsten Abende entgegen, an welchem ich auftreten mußte; denn die Heiserkeit ließ sich nicht länger als Vorwand gebrauchen. Wenn die ‚Novellette‘ jenes verräterischen Rezensenten gewirkt, wenn die Leute seinen Worten Glauben schenkten! Denn wir Leute vom Theater haben eine so fein ausgebildete Empfindlichkeit, daß wir glauben, die Augen der ganzen Welt ruhen auf uns, wie auf Potentaten, und die kleinste Notiz, die über unser Selbst in irgend einem dunklen Lokalblättchen steht, halten wir für geeignet, den Frieden zu stören.

Gottlob, der Abend ist glücklich vorübergegangen. Ich sang besser als je, meine Stimme strahlte gleichsam in ihrem höchsten Glanze. War es, daß ich jenem Schurken beweisen wollte, ich sei nicht in Island geboren, oder daß mein Bangen und Fürchten sich meinem Spiele mitgeteilt und demselben einen Gran von Wahrheit und Ausdruck verliehen, wie meine Rolle es gerade erforderte — genug, ich war der ‚Löwe‘ des Abends, und nie klang das Fuora- und Bravo- und Dakaporufen begeisterter als gerade an jenem gefürchteten Abende. Die Novellette hatte ihre also vermeinte Explosion verpufft!

Es ist übrigens sonderbar, daß ich dich von diesen Theatergeschichten unterhalte, während sich ringsherum finstere Wolken am politischen Himmel erheben. Die Luft ist sehr schwül, heimlich flüsternde Gruppen in den Kaffeehäusern und in den Straßen werden mehr als je erblickt. Man sagt, der Sturm sei im Anzuge, jener Orkan, den man in der Geschichte Revolution nennt. In einem benachbarten Staate sind wichtige Reformen eingeführt worden, man will sie auch hier durchgesetzt haben, und wo nicht, so raunt man sich, ohne daß es die sonst so wachsame Polizei gewahr zu werden scheint, das Wörtchen Revolution zu.

Wir Leute vom Theater hören von diesen Dingen nicht gerne; sie verscheuchen uns; wir können nicht singen, wenn die Welt nicht voll Aufmerksamkeit uns lauscht. Wir sind Kanarienvögel, die in einem goldenen Käfige sitzen wollen."

Eine Woche darauf.

„Entsetzlich, Ezechiel! Ich habe den fürchterlichsten Tag meines Daseins erlebt; ich habe das schrecklichste Fiasko erfahren!

In demselben Blatte, das jüngst die verruchte Novellette gebracht hat, stand heute morgens folgende ‚Aufklärung':

‚An die geneigten Leser! Es sind uns Zweifel und allerlei Bedenken zu Ohren gekommen, ob die biographischen Daten, die wir jüngst über den Sänger Giovanni Serbini mitzuteilen uns erlaubten, auch die vollste Wahrhaftigkeit für sich in Anspruch nehmen können. Nun wohl! Wir nehmen keinen Anstand, zu erklären, daß sie aus der verläßlichsten Quelle geschöpft und wir uns nur gestattet haben, den Ort der Handlung anderswohin zu verlegen. Es geschah dieses aus Schonung für Herrn Giovanni Serbini. Jetzt aber haben wir keinen Grund mehr, länger mit der vollen Wahrheit hinter dem Berge zu halten. Nun denn, der geneigte Leser erfahre, daß Herr Giovanni Serbini sich nicht Serbini, sondern ‚Srb' nennt und daß seine Heimat nicht das kalte Island, sondern — Böhmen ist.

Hoffentlich genügt diese Tatsache, für die wir die vollste Bürgschaft übernehmen, dem Patriotismus unserer Leser!'

Das Wort Patriotismus ragte mit gesperrter Schrift aus dieser Aufklärung heraus; ich wußte nur zu gut, was das zu bedeuten habe. Jetzt erst fielen mir die tausend versteckten und offenen Anspielungen ein, die unserem Staate als dem Wächter an den Pforten der apenninischen Halbinsel galten. Ich hatte nie sonderlich darauf geachtet; denn gerade daß sie in meiner Gegenwart geschahen, bewies mir ja, daß

sie in mir keinen Pförtner sahen! Zudem hieß ich nicht eigentlich — Johannes Srb!?

Jetzt stand die Tatsache in all ihrer dürren Wahrheit, in ihrer ganzen schrecklichen Nacktheit in jenem Banditenjournale und der ‚Patriotismus' der geneigten Leser mit einem: in usum Delphini noch darauf hingewiesen.

Abends sollte ich auftreten. Nun, ich trat auf, aber um nicht mehr auf die Bretter zurückzukehren, auf welchen Giovanni Serbini so viele Lorbeeren gefunden hatte!

Denn als ich in die offene Szene hinaustrat — Logen, Parterre, Galerien waren voll gedrängt und boten ein wunderbar reizendes Schauspiel — da empfing mich ein Pfiff, der gellend mein ganzes Leben durchschrillen wird. Nach diesem Pfiffe erfolgte ein augenblickliches Stillschweigen, aber er war nur ein gegebenes Zeichen, denn alsbald erscholl ein so entsetzliches Pfeifen, Heulen und Stampfen von allen Seiten, daß mich noch jetzt in der Erinnerung eisige Fieberschauer überfallen. Unwillkürlich war ich um einige Schritte vorwärts gegangen den Lampen zu; denn oft rettet in so schrecklichen Momenten die Geistesgegenwart, daß man kühnen Auges und Ganges dem Publikum entgegentritt. Neues Pfeifen, Zischen und Heulen! Zwischendurch höre ich an mein Ohr die entsetzlichen Worte schlagen: ‚A basso Srb, a basso il cantore di Boemia!' und darauf diabolische Lachsalven.

Ich wankte von der Bühne hinweg. Ich bemerkte nur noch, wie jener Tenorist einen seiner Basiliskenblicke mir zuwarf. So fiel das aus, was man Fiasko nennt!

Heute nacht verlasse ich Neapel; ich breche meinen Kontrakt ... Was liegt mir am Recht und Unrecht, wenn jeder Stein in Neapel mir das verhängnisvolle ‚a basso Srb' zuruft!

Ist mein Fiasko nicht auch der greulichste Treubruch, die schändlichste Rechtsverletzung?"

Mit dem Wechsel auf „Sicht“, den Johannes Srb seinem Freunde Ezechiel geschickt, hatte dieser aufs treulichste gewirtschaftet. Er hatte einen Teil des Geldes dazu angewendet, um Pedelle, Trompetenbläser und strenge Herren dafür abzufinden, daß sie nun keinen Anstand dagegen erhoben, ihm das Doktormäntelchen umzuhängen; mit dem Reste hatte er sich in ein böhmisches Städtchen geworfen, entschlossen, hier abzuwarten, bis ihm die Henne der „Praxis“ goldene Eier ausbrütete.

Ezechiel hatte dem treuen Freunde nicht geschrieben, wußte er doch nicht, an welchem Orte Italiens der so grausam gehetzte Sänger jetzt verweile. In der Kleinlichkeit der Verhältnisse, in denen der neue Arzt seit seiner Kindheit gelebt, hatte er keine richtige Vorstellung fassen können von dem entsetzlichen Geschicke, dem sein armer Freund unterlegen war. Für ihn, der das Leben noch immer mit den Augen eines ehemaligen Studenten betrachtete, war Fiasko gleichbedeutend mit moralischem Tod. Was wäre ihm selbst, wenn er das Unglück gehabt hätte, bei einer der strengen Prüfungen „geworfen“ zu werden oder Fiasko zu machen, übrig geblieben, als zu sterben den Tod der Kränkung am gebrochenen Herzen? So stellte sich Ezechiel die Sache vor, und wie einem Toten widmete er dem Freunde ein Andenken, das sich täglich an das traurige Geschick des Abwesenden knüpfte und aus tiefster Seele es betrauerte!

Konnte Johannes Srb nicht wirklich gestorben sein? Beinahe zwei Jahre waren wieder vergangen, und kein Laut, keine Kunde drang aus dem fernen Lande herüber. Wo bleichten die Gebeine des Unglücklichen? Welcher Grabhügel erhob sich über den vergänglichen Resten des Freundes, der an einem fehlenden Selbstlaut zugrunde gegangen war?

Das heiße Revolutionsjahr 1848 schritt indessen durch die Lande des großen Kaiserstaates, eine schreckliche Jungfrau mit aufgelösten Haaren und blutunterlaufenen Augen. Es

fand den Arzt in dem kleinen böhmischen Städtchen, das unter den Zuckungen, die von der Hauptstadt ausgingen, gleichfalls schmerzlich ergriffen ward, in einer kühlen, fast verdrießlichen Stimmung. Ezechiel fand in der Praxis die goldenen Eier nicht, die er erwartet hatte; denn Gevatter Schuster und Schneider, auf deren „Behandlung“ er angewiesen war, hatten jetzt etwas anderes zu tun, als krank zu sein. Es war eine wunderbar gesunde Zeit! Ezechiel kaute vor Langerweile an seinen Nägeln und schaute mit trüben Blicken in die Zukunft; der Rest von jenem Wechsel auf „Sicht“ lag in den letzten Zügen — und Gevatter Schuster und Schneider exerzierten lieber und politisierten bei vollen Biergläsern, als daß sie an die Kunst des Doktors Ezechiel dachten!

Da brachte der Postbote eines Tages im Monate August ein ziemlich umfangreiches Briefpaket, das Ezechiel mit einem Freudenschrei begrüßte. In der Adresse erkannte er sogleich des Freundes Hand — Johannes Srb war also nicht tot! Ezechiel pries seinen glücklichen Einfall, daß er seine Adresse an das Prager Postamt eingeschickt hatte. Wie hätte sonst in jenen beweglichen Tagen der unbekannte Arzt in dem kleinen böhmischen Landstädtchen aufgefunden werden können?

Ezechiel las:

„Aus einem Mailänder Gefängnisse.

Juli 1848.

Seit Monaten, mein Freund Ezechiel, geht die Sonne auf und unter, wird es Tag und Nacht, und ich weiß davon nur eben so viel, als es die dichten Stäbe eines Gefängnisgitters erlauben. Solch ein Gitter vor zwei menschliche Augen gerückt und die ganze Welt mit all ihren Leidenschaften und Bewegungen erscheint dir in lauter kleine

Quadrate zerstückt, bei deren Betrachtung die Philosophie der Geschichte etwas kühles Blut erhält.

Also seit Monaten bin ich ein Gefangener, mein Freund, in der eigentlichsten Bedeutung dieses Wortes und alles das darum, weil ich eine Zigarre rauchte — und Johannes Erb heiße!

Laß dir erzählen, wie das zuging.

Nach meinem neapolitanischen Fiasko verhängnisvollen Andenkens war ich aus jener Stadt des Treubruchs und Verrates entflohen. Nichts hielt mich dort; mehr als ein Jahr lang irrte ich auf der Apenninen-Halbinsel herum — Kain, der sein Fiasko in brennenden Buchstaben vorn an der Stirne trug.

Ich wagte nicht, mich irgendwo zu zeigen, ich floh die Städte, wo gerade die ‚Stagione' blühte, und an Theatern schlich ich mit den Gefühlen eines Bagnobewohners vorüber, der das Weite gesucht hat. Um unbekannt zu bleiben, legte ich mir in Gasthäusern und anderswo den neuen Namen: ‚Edgardo Serbi' bei; denn daß ich meinen ‚Serbini' nicht behalten konnte und durfte, wenn ich nicht neuem Verrat und Angriff ausgesetzt sein wollte, wirst du begreifen.

Endlich gegen den Winter dieses Jahres hatte ich mich nach Mailand gewendet. Mich zog das Theater wie an unsichtbaren Ketten wieder hin, denn wer einmal in dem Zauberbanne eines Podiums geatmet hat, der kann sich nicht so leicht davon losreißen, und wie deine Glaubensgenossen ihr Antlitz während des Gebetes nach dem Osten wenden, da wo einst ihr Jerusalem stand, so fliegen die Gedanken eines dem Theater Gehörigen stets nach dem Orte hin, wo für ihn allein Atem, Leben und Freiheit ist. Zudem, wo ich hinkam, fand ich die Leute im politischen Fieber liegen, mit hochgeröteten Wangen, fliegendem Pulse und hitzigen Reden! Wie leicht konnte unter solchen Umständen das Fiasko eines Theatersängers in Vergessenheit geraten sein?

In Mailand angekommen, war es meine erste Sorge, mich mit dem Opern- und Ballettpersonal bekannt zu machen, und ich jubelte laut auf, als ich auch nicht einen Namen darunter fand, den ich zu fürchten hatte. Zur größeren Vorsicht zog ich noch unter der Hand Erkundigungen ein, ob hier etwas von dem Schicksale eines ‚gewissen Giovanni Serbini‘ ruchbar geworden wäre. Wenige hatten eine leise Ahnung von der Existenz dieses Serbini, die meisten kannten ihn gar nicht! O Ezechiel! Das ist Bühnenruhm! Entferne dich nur wenige Schritte davon, und die Wellen der Vergessenheit schlagen über dir zusammen! Und dennoch freute ich mich darüber.

So war ich denn wohlgemut und guter Dinge, wie ich es seit meinem neapolitanischen Falle nicht gewesen. Ein Gefühl meiner baldigen Erlösung durchströmte mich wonniglich; ‚Edgardo Serbi‘ sollte bald wieder auf den Wogen der öffentlichen Meinung einherschwimmen.

An einem der ersten Märztage dieses Jahres stand ich, umspielt von der herrlichsten Frühlingsluft, die Zigarre im Munde, in bewundernder Betrachtung vor dem schönsten in Stein ausgeprägten menschlichen Gedanken, nämlich vor dem Dom. Plötzlich sehe ich mich von einer Gruppe wildblickender Menschen umringt, es mochten zehn bis zwölf Personen gewesen sein, aus deren Mitte man mir zuruft:

‚Die Zigarre aus dem Munde, Verräter!‘

Nun mußt du wissen, Ezechiel, daß ich von diesem Rauchverdikt allerdings Kunde hatte; nur daß es mich in höchst lächerlicher Weise an jene Bauersfrau erinnerte, die, an der Quelle der Moldau stehend, dieselbe mit ihrem Fuße bedeckte und dabei ausrief: Nun werden sie in Prag kein Wasser haben! Mit ihrem Zigarrenverbot glaubten sie steif und fest, die Herren in Wien müßten geradezu die große Staatsmaschine absperren und sich selbst verabschieden. Aber was ging es mich an? Mußte gerade ich die Staatskasse

um die indirekte Steuer meiner ‚Regalia' verkürzen? Ich bekümmerte mich also blutwenig darum!

In der ersten Überraschung leistete ich dem drohenden Rufe augenblicklich Folge und nahm die Zigarre aus dem Munde; denn als ‚einer vom Theater' habe ich einen instinktmäßigen Respekt vor dem ausgesprochenen Willen einer Majorität. Als ich mir aber nunmehr mein Publikum, lauter kleine schmächtige Bursche mit schwarzen Bärten und weißen Kalabresern, näher ansah, stieg in mir der Mut — und ich steckte den Glimmstengel wieder in den Mund!

‚Verräter! Nieder mit dem Verräter!' erscholl es nun rings um mich, und in einem Nu fühlte ich mich von einer Unzahl von Händen gepackt; ich aber schüttelte sie, nicht einmal mit vollem Kraftaufwande, von mir ab, und hier und da machte mancher mit dem harten Steinpflaster eine unliebsame Bekanntschaft. Dennoch weiß ich nicht, was ferner geschehen wäre — denn wiederholt ließ sich diese herkulische Arbeit nicht in Szene setzen — als plötzlich wie durch einen Zauberspuk meine Dränger nach allen Seiten auseinanderstoben.

Verblüfft blickte ich mich um; nun wußte ich, was meine Helden in die Weite getrieben hatte. Eine starke Patrouille, den Offizier voran, rückte auf den Platz zu, wo der Angriff auf mich soeben stattgefunden hatte. Ich war natürlich stehen geblieben.

‚Halt!' rief der Offizier mir schon von ferne zu.

Ich wartete mit Vergnügen auf den jungen Mann; denn ich hatte nicht den geringsten Grund, ihm aus dem Wege zu gehen.

‚Sie sind verhaftet, mein Herr!' rief er ernst, als er bei mir angekommen war, und ehe ich es versah, hatte die Patrouille durch eine meisterhaft ausgeführte Flankenbewegung mich in ihre Mitte genommen.

‚Marsch,' kommandierte der Offizier, und der Zug setzte

sich in Bewegung, der Hauptwache zu, die in der allernächsten Nähe lag.

Daselbst angekommen, nahm der Leutnant sogleich ein Verhör vor; ohne viel auf seine verschiedenen Fragen zu hören, erzählte ich den Vorgang mit der Zigarre, und wie ich mich jenes Haufens entledigt hätte. Der Offizier mochte keinen Grund haben, meinen Worten zu mißtrauen, und schon hielt ich die Sache für abgetan und glaubte meines Weges gehen zu können.

‚Also Sie waren es, der geraucht hat,‘ begann aufs neue der Offizier.

Ich bejahte das und bedauerte nur, die gerauchte Tatsache nicht vorweisen zu können: denn im Handgemenge mit jenen Schurken war mir die Zigarre entfallen; auch setzte ich hinzu, ich trüge nicht das kleinste Gelüste in mir, mit der Staatskasse in Konflikt zu geraten.

‚Wessen Landes sind Sie?‘ fragte rasch der Offizier; die Unterredung war nämlich italienisch geführt worden; aber aus dem Akzente und der Sprachweise des jungen Soldaten erkannte ich, daß seine Wiege an den Ufern der ‚Iser‘ gestanden haben mochte.

Ich stockte. Sollte ich so auf ein bloßes Verhör hin, dessen Tragweite ich ja ohnehin nicht kannte, von einem jahrelang gehegten Geheimnisse den Schleier lüften?

‚Ich gehöre dem Theater an,‘ sagte ich dann rasch.

Das Antlitz des Offiziers wurde sehr ernst; ich hatte unstreitig etwas Unüberlegtes gesprochen.

‚Wie heißen Sie, mein Herr?‘ fragte er, indem er sich einen Bogen Papier zurecht rückte und die Feder ergriff.

‚Giovanni Serbini,‘ erwiderte ich, ‚oder vielmehr Edgardo Serbi.‘

‚Vielmehr?‘ rief der Offizier lachend.

Zu spät erkannte ich, daß mir neuerdings ein sehr un=

bedachtsames Wort entschlüpft war; doch es ließ sich nicht mehr zurückziehen.

Der Offizier warf mit fliegender Feder einige Zeilen auf das Papier hin, faltete es dann, und indem er sich erhob, sagte er:

‚Ich bedauere, mein Herr, daß ich gezwungen bin, Sie an die zuständige Behörde weisen zu müssen, der Sie Rechenschaft über den eigentümlichen Umstand werden abzulegen haben, wie Sie der Träger zweier Namen sind. Die gegenwärtigen Zustände nötigen uns zu einer Strenge, über die Sie sich nicht beklagen dürfen.‘

Ezechiel! balle nicht deine Faust! Ich weiß es so gut als du: es hätte bloß eines Wortes bedurft, nur eines Satzes in jenem Idiom, das an den Ufern unserer Isar so traulich klingt, aber ich vermochte es damals nicht! Keine Macht der Erde hätte es mir entreißen können.

Der Offizier winkte und drei Bajonette umstanden mich funkelnd. ‚Auf die Polizeidirektion,‘ kommandierte er, indem er auf mich wies.

Ich verbeugte mich und verließ in Gesellschaft meiner unfreiwillig gewählten Begleiter die Wachtstube.

Also zur Polizeidirektion!

Ich war noch immer wohlgemut; fühlte ich mich doch keines Vergehens bewußt. Daß ich mich zu zwei Namen bekannte? Sollte das einem vom Theater verwehrt sein? Ich könnte mich sogar mit einem dritten Namen ausweisen. Den aber sollten sie nicht zu hören bekommen! Das schwur ich mir selbst zu inmitten des militärischen Schutzes.

In dem Polizeihause dauerte es eine geraume Weile, bis ich an die Reihe des Verhöres kam; denn die daselbst angestellten Herren hatten in jenen Tagen des Zigarrenverdiktes, dem ganz andere Dinge zugrunde lagen, wie ich nachträglich erfuhr, alle Hände vollauf zu tun; endlich ward geschellt; ich ward eingeführt.

‚Sie bestehen also darauf,‘ fragte mich ein alter, grauhaariger Mann, indem er mich scharf fixierte, ‚daß Sie Ihr Vaterland nicht nennen wollen?‘

‚Ich bin Sänger!‘ sagte ich.

‚Meinen Sie damit, daß die Kunst kein Vaterland habe?‘ lachte der Beamte. ‚Vor der Polizei besteht nun — keine Kunst!‘

Ich schwieg.

‚Wollen Sie auch von Ihren zwei Namen nicht wenigstens einen ablegen?‘ fragte darauf der Beamte auffallend kühl.

‚Ich heiße Giovanni Serbini und Edgardo Serbi,‘ sagte ich mit Bestimmtheit; denn ich wollte von meiner vor dem Leutnant gegebenen Erklärung durchaus nicht abgehen.

‚Scherzen Sie nicht, mein Herr!‘ rief der Beamte, ‚die Sache ist ernst genug!‘

‚Ich scherze nicht!‘

‚So müssen Sie sich zufrieden geben, mein Herr,‘ sagte der Beamte trocken, ‚daß wir Sie hier bei uns so lange beherbergen, bis Ihnen Ihr rechter Name eingefallen ist. Seien Sie übrigens versichert, er wird uns nicht lange ein Geheimnis bleiben.‘

Ein Schauer überlief mich; der Beamte mochte es mir angesehen haben, daß mir bei seiner Drohung nicht ganz wohl zumute ward.

‚Besinnen Sie sich, mein Herr!‘ sagte er in einem väterlich warnenden Tone.

Ich hatte mich bereits besonnen. Die Polizei sollte über meinen fehlenden Selbstlaut keinen Witz machen; ich verbeugte mich wieder. Der Beamte klingelte und übergab mich einem Manne, der mich in ein stilles vergittertes Gemach brachte.

Ich war ein Gefangener!

In Haft! Weißt du, was das bedeutet?

Warum nicht? sagst du. Gebt mir irgend ein dick-

leibiges Buch, dazu Licht, schwarzen Kaffee und etwas zu essen, und dann sperrt mich ein, wohin und auf wie lange ihr wollt. Wie läßt es sich in dieser vergitterten Stille, in dieser unfreiwillig gewährten Ruhe so überaus herrlich studieren? So spricht wahrscheinlich Ezechiel, der alte Student, aber nicht Giovanni Serbini oder vielmehr Edgardo Serbi, der, um den alten Johannes ‚Srb' loszubekommen, die Universität mit all ihren Leiden und Freuden im Stiche ließ und zum Theater ging.

Vierzehn Tage befand ich mich bereits in einer der stillen Klausen des Mailänder Polizeihauses, von Stunde zu Stunde darauf vorbereitet, das Wort der Erlösung zu vernehmen; aber es fand kein zweites Verhör statt. Auf alle Fragen, was mit mir geschehen solle, erhielt ich nichtssagende Antworten oder stummes Achselzucken. Sonst hatte ich über nichts zu klagen; ich bekam, was ich wünschte, Bücher, Wein, Zigarren, natürlich für mein gutes Geld.

Sonderbar! Meine gute Laune ward trotzdem keinen Augenblick getrübt. War es, wie ich glaubte, daß es ja in meiner Macht stehe, durch ein einziges Wort erlöst werden zu können, oder weil ich mich wirklich so schuldlos fühlte, genug! ich spielte mich in meinen einsamen Gedanken immer tiefer in die Rolle des Prinzen Kalaf hinein und erwartete mit Spannung, ob es Turandot Polizei gelingen werde, meinen eigentlichen Namen herauszubringen.

So war der 18. März herangekommen.

Was sich an jenem Tage in Mailand zugetragen, das wirst du in seinen Einzelheiten besser kennen als ich; für mich in meiner Gefängnisklause war es ein Tag voll Entsetzens. Die offene Revolution war ausgebrochen! Fürchterlich, in allernächster Nähe, hörte ich das unheimliche Geknatter des Kleingewehrfeuers, das dumpfe Grollen der Kanonen, bald wütendes Stimmengeheul, dann wieder erdrückend langes Schweigen. Mein Gott! was war geschehen?

Gegen Mittag erhielt ich wie gewöhnlich meine Kost; ich fragte den Wärter um nähere Nachrichten. Mit schlotternden Knien, erdfahl, stand er da und konnte nur das einzige Wort mühsam hervorbringen: ‚Revolution!‘

Welch ein Gefühl, in einsamer Haft zu sitzen und über und neben sich die Schrecken einer Straßenschlacht durchleben zu müssen! Deine eigene Brust hältst du für die Zielscheibe so vieler tausend und tausend Geschosse und kannst sie nicht bergen vor ihnen, denn du bist ein Gefangener.

Die Nacht und die darauf folgenden drei Tage vergingen ebenso schreckenvoll, das Kleingewehrfeuer war bald stärker, bald schwächer zu vernehmen; vollständig hörte es keinen Augenblick auf. So glaubte ich wenigstens; ich war ein lebendig Begrabener unter den Trümmern einer zusammenstürzenden Welt, ein Verzweifelnder, dem sich der Selbstmord wie ein Freund in der Not zu zeigen begann!

Gegen den Morgen des zweiundzwanzigsten März, nach einer qualvoll verbrachten Nacht, war ich eben in einen leichten Schlummer gesunken, als ich mit einem Male durch ein tobendes Geschrei unter dem Fenster meines Gefängnisses daraus geweckt ward. Ich lief an das Gitter; ich rüttelte an der Türe, denn es ahnte mir nichts Gutes, und ich wollte frei sein. Das Geschrei verstärkte sich; es schien sich bis in die innersten Räume meines Gefängnisses zu verpflanzen. Es kam immer näher. Waffengeklirr ward hörbar, Türen wurden erbrochen, dazwischen wild durcheinander heulendes Rufen, dem ich die Worte: ‚Die Gefangenen heraus!‘ deutlich entnahm.

Ich lauschte in ahnungsvoller, banger Erwartung, die Augen auf die Türe gerichtet. Wer hatte gesiegt? Wer begehrte in so gewaltsamer Weise die Befreiung der Gefangenen? Endlich wird es auch in dem Gange, der zu meiner Klause führt, laut, das Getümmel kommt näher, alles Blut drängt zum Kopfe, ich sehe und höre fast nichts. Kolbenstöße don=

nern an die Türe, sie bricht in Stücke, und herein dringt ein bewaffneter Haufe, blitzende Säbel und Flintenläufe funkeln vor meinen Augen. ‚Du bist frei, Gefangener, frei!‘ ruft man mir zu; ich werde von kräftigen Armen aufgehoben und zur Türe hinausgetragen. Draußen in dem lichten Gange empfing mich hundertstimmiges Gebrüll; da ich über aller Köpfe hinausragte, ward ich auch allen sichtbar. ‚Wen habt ihr da befreit!‘ rief mittendurch eine Stimme. ‚Das ist ein Verräter! Das ist der Sänger aus Böhmen! Ich kenne ihn von Neapel her!‘

‚A basso il Boemo! a basso!‘ brüllte es nun rings um mich; ich verlor die Sinne, der Schlag eines Flintenkolbens hatte mich an die Schläfe getroffen.

Trotzdem hatte ich meinen neapolitanischen Tenoristen erkannt.

Das muß ich jenem Bürschlein aus Neapel nachrühmen: es besaß mehr Kraft in seinen Armen, als ich seinem dünnen Stimmchen jemals zugetraut hätte. Denn wenn es nach seinem Willen gegangen wäre, so läge ich jetzt begraben im Winkel irgend eines Mailänder Friedhofes, und nicht einmal die Inschrift: ‚Hier liegt Giovanni Serbini, der an der Rache eines beleidigten Tenoristen zugrunde ging,‘ hätte angedeutet, wo du meine Überreste zu suchen habest.

Eines jener Fieber, wobei der Tod die Rolle eines ungeduldigen Lesers spielt, der gerne zum Schlusse eines interessierenden Buches gelangen möchte, hatte mich ergriffen. Lange Wochen hielt mich jener fürchterliche Zustand auf einem elenden Lager im Spital, wohin mich das Mitleid irgend eines frommen Samaritaners gebracht hatte, gefangen. Nur in wenigen lichten Augenblicken erkannte ich mit aller Deutlichkeit meiner durch die Krankheit geschärften Sinne die Lage, in der ich mich befand. Ich war sterbenskrank mitten unter Feinden! Ich sollte sterben, weit, weit weg vom Vaterlande!

Ja, vom Vaterlande! Warum soll ich das Wort nicht beim rechten Namen nennen, das mir in den lichten Momenten des Bewußtseins unter tausenderlei Gestalten vor die Seele trat? Seit Jahren, im wüsten Taumel durch die Fremde getrieben, abtrünnig geworden der Scholle, worauf meine Wiege gestanden, blickte es mich bald mit den treuherzig frommen Augen meiner Mutter an, die schon längst der kühle Grund deckt, bald läutete es mit dem Glöcklein jener Klosterkirche, in die ich so oft zur Frühmesse gegangen, und die ganze Studienzeit unserer Knabenjahre stand in merkwürdiger Klarheit vor mir. Dich vor allen, Ezechiel, sah ich mit deinem fein blassen, aufmerksamen Gesichte, auf dem man den Vortrag des Professors wie einen Abdruck lesen konnte und auch die behäbig gutmütige Figur des Pater Rudbertus, die das Katheder so vollständig ausfüllte. Ja! ich vernahm auch wieder jenes sonderbare Spinnradgeräusch, mit dem meine Kameraden den selbstlautlosen Namen desjenigen begrüßten, der jetzt auf seinem Spitalbett allen Hohn und Spott mit lächelnder Gleichgültigkeit hingenommen hätte, wäre es nur in irgend einem Winkel des Vaterlandes gestanden!

Dann kamen wieder Tage und Wochen, wo alle diese Erinnerungen, diese Klarheit und Deutlichkeit des Empfindens untergingen in dem verzehrenden Feuer der Fieberparoxismen, wo nichts von dem allem übrig blieb als ein bewußtloses, ohnmächtiges Wesen, das die Wärter mit Riesengewalt zurückhalten mußten! Ich wollte in die Freiheit! Nach meinem Böhmen!

Endlich nahte die Genesung! Ich fühlte, wie meine Kräfte allmählich wuchsen, wie der Zusammenhang meiner Gedanken immer deutlicher und ungestörter hervortrat. Ich freute mich, daß ich wieder denken konnte, ich stellte Versuche damit an, wie man es mit dem Kinde tut, das man gehen lehrt. Ich strauchelte nicht, ich fiel nicht, denn mein erster

Gang war nach dem Vaterlande, nach dem Dorfe, das meine Heimat ist, nach dem Grabe der Mutter auf dem dortigen Friedhofe, dann nach der Klosterschule, in deren Kreuzgängen ich stundenlang dem geisterhaften Picken der großen Uhr lauschen konnte! Alle Orte und Physiognomien, an die sich irgend ein Faden meines Erinnerns knüpfen ließ, besuchte ich, wie ein frommer Wallfahrer die geheiligten Stationen — und wunderbar! Alle die Herbigkeit, die mich sonst beschlichen hatte, wenn ich zuweilen mitten im öden Lärm meiner Theaterlaufbahn an Personen und Dinge in der fernen Heimat dachte, war verschwunden vor dem einen beseligenden und mit unaussprechlichem Wohlsein mich erfüllenden Gedanken, daß ich wieder im Vaterlande mich befand.

Freilich, an Enttäuschungen der bittersten Art fehlte es dabei keinen Augenblick. Gab es einen schneidenderen Gegensatz zu meinen weitfliegenden Träumen als die Umgebung zu beiden Seiten meines Schmerzenslagers, piemontesische Soldaten, die entsetzlich fluchten, und dann dieses Lager selbst! Die Sprache Tassos und Ariosts klang mir schrecklich in den Ohren, und alle ihre Weichheit, ihren musikalischen Schmelz, die einschmeichelnde Milde ihrer Wortbildung hätte ich hingegeben für einen einzigen Laut des heimatlichen Dorfes.

Vor vierzehn Tagen stand ich zum ersten Male wieder auf meinen Füßen — ich war genesen. Meine erste Bewegung war, zur Türe zu eilen, ich wollte zu der furchtbaren Spitalstube hinaus.

Da fühlte ich mich plötzlich von einer derben Faust am Arme gepackt.

‚Wohin, wohin?‘ brüllte eine rauhe Stimme, die dem Krankenwärter angehörte.

‚Hinaus,‘ sagte ich und versuchte mit schwacher Kraft die schwere Hand von mir abzuschütteln.

‚Oho!‘ lachte der Wärter mit wahrhaft infernalischem

Behagen, ,man läuft nicht so ohne Abschied fort, wenn man im Verdachte steht, ein Spion zu sein.'

Ich griff nach meiner Schläfe, da, wohin der tückische Neapolitaner den mörderischen Schlag geführt hatte. Sie schmerzte mich entsetzlich, denn alles Blut war wie ein tosender Waldbach dahingeströmt und drohte die dünne Wand zu zersprengen.

,Ich, ein Spion?' lallte ich. In diesem Augenblicke war mir selbst die leiseste Spur des Vorgefallenen aus der Erinnerung entschwunden.

,Sie sind ein Gefangener,' lachte der Wächter, ,und wenn Sie das nicht glauben wollen, so blicken Sie da ein wenig hinaus.'

Der Mann öffnete die Türe: zwei Soldaten mit aufgepflanztem Bajonette standen vor mir. Ich taumelte zurück.

Wie ein von seinem Vater ausgescholtenes Kind ließ ich mich von dem menschenfreundlichen Wärter, der so vortrefflich für die Schonung meiner kaum hergestellten Gesundheit zu sorgen verstand, wieder zu meinem Schmerzenslager geleiten. Dort aber warf ich mich in aller Unbändigkeit namenlosen Schmerzes hin und weinte in meinem Grimme nach vielen, vielen Jahren — die ersten Tränen.

Ein Entschluß aus dem wogenden Gewühle hundert anderer setzte sich jetzt in meiner Seele fest und wollte sie in den qualvollen Stunden, die nun folgten, keinen Augenblick mehr verlassen. Ich wollte meinen Namen und mein Vaterland nicht nennen. Was sie immer mit mir anfangen sollten — gegen den Trotz meines Schweigens sollten sie mit aller ihnen zu Gebote stehenden Gewalt nichts ausrichten können. Dieses Opfer — und mochte es selbst ein schmachvoller Tod sein — war ich dem Namen, den ich in kindischer Narrheit verleugnet, diese Sühne war ich der Heimat schuldig, die ich geflohen, verraten, von mir gestoßen hatte. Alles, was ich bis jetzt ertragen und was mir zu ertragen noch in

nächster Aussicht stand, schrumpfte zusammen gegen den großen, nicht auszulöschenden Schimpf, den ich dem Vaterlande angetan. Ich wollte schweigen und dulden!

Jetzt erst ward ich ruhig.

Andern Tages verließ ich das Spital, um es mit der stillen Zelle im Polizeigefängnisse zu vertauschen. Mit einer Empfindung dankbarer Freude begrüßte ich das düstere Gebäude; sollte doch jetzt erst meine Sühne ihren Anfang nehmen.

Da bin ich nun! Aber die Herren, die mir so liebreich zu meinem Martyrium verhelfen wollen, scheinen nicht übel Lust zu haben, meine Geduld auf eine harte Probe zu setzen; denn bis zum heutigen Tage harre ich vergebens eines Verhörs. So habe ich mir denn Papier, Tinte und Feder zu verschaffen gewußt und zahle mit dem Gelde, das man mir merkwürdigerweise abzunehmen vergessen hat, den Mann, der mir aufs heiligste verspricht, diesen Brief den ihm vorgeschriebenen Weg gehen zu lassen.

Hat mich der Mann nicht getäuscht? Werden diese Zeilen die Straße nach Böhmen und zu dir finden? Oder werden sie erst anlangen, wenn längst die Kugeln in das rote Leben eines Menschen sich gebohrt haben, der wie er selbstlautlos während seines irdischen Daseins gewesen, nun auch namenlos, aber sein Vaterland auf den geschlossenen Lippen tragend, aus demselben scheiden will?"

Dieser Brief hatte, was man in jener Zeit als ein Wunderereignis betrachten konnte, seinen Weg nach Böhmen und in das kleine Landstädchen gefunden, in welchem Ezechiel seinem ärztlichen Berufe oblag.

Ezechiel war aufs tiefste erschüttert; er beklagte das Los seines Freundes wie das eines in vollster Lebenskraft

Dahingerafften, und seine Tränen flossen dem armen, um einer „Einbildung“ so hart getroffenen Freunde. Tagelang konnte er das unheimliche Knattern der Kugeln, die sich in Johannes Srbs treue Brust aller Wahrscheinlichkeit nach gebohrt hatten, nicht aus dem Ohre bringen.

Doch schon wenige Tage später — es war um die Mitte des Monats August — traf ein neues Schreiben unter Ezechiels Adresse ein. Atemlos, mit gesträubten Haaren riß er das Siegel ab und stand nun unentschlossen da, ob er lesen solle. Srbs Totenantlitz starrte ihm grauenhaft verzerrt entgegen! Aber es war ja seine Schrift, die er las:

Mailand, 7. August.

„Ich bin frei, mein Bruder Ezechiel, frei, frei!

Seit gestern wehen unsere Fahnen auf den Türmen Mailands; durch die Straßen der wiedergewonnenen Stadt schallt unser Kommandowort, unser Radetzky, der alte prächtige Knabe, ist wieder hier, und ich bin kein Spion, kein Gefangener mehr. Ich bin Johannes Srb und frei!

Gestern noch in der düsteren Zelle des Polizeigefängnisses und heute schon der frischen balsamischen Luft der Freiheit wiedergegeben — das soll unserem Radetzky nie vergessen werden!

Meine Erlösung aus dem fürchterlichen Zustande, der mich so unverantwortlich lange mit seinen Fangarmen umkrallt hielt, verdanke ich ganz natürlichen Umständen. Eine der ersten Angelegenheiten unserer Landsleute in der schrecklich zerrütteten Stadt war, die Gefängnisse zu untersuchen. So kam man auch in meine Zelle. Das übrige ergab sich von selbst. Ein Offizier, dem ich auf den ersten Anblick unsern Landsmann ansah, hatte mich in italienischer Sprache nach Stand, Charakter und Ursache meines unfreiwilligen Aufenthaltes gefragt. Ich antwortete ihm, daß ich „Srb“ heiße.

In einem benachbarten Kaffeehause, im Kreise unserer

Landsleute, denen noch der frische Ruhm von Santa Lucias und Mortaras Schlachtfeldern auf den jugendlichen Stirnen glänzte, beim Knallen der entkorkten Champagnerflaschen erzählte ich meinen neuen Freunden die trübselige Geschichte eines selbstlautlosen Namens. Ich verschwieg auch nicht den kleinsten Umstand, und in das laute Lachen, das mich bald wie ein Peletonfeuer, bald wie dumpfes Kanonengebrülle umgab, stimmte ich herzhaft und ohne Scheu ein. Die Sühne, wenn auch nicht durch den Tod, ward mir also nicht geschenkt.

Morgen verlasse ich Mailand und dann — auf dem kürzesten Wege nach Hause! der Heimat der Leute — ohne Selbstlaut."

Die Bacchantin.

(1879.)

Dem Wirtshause zu, das von der steilen Höhe des „Hirschbühel" dem Reisenden entgegenwinkt, der von Berchtesgaden aus die Straße nach der „Fusch" aufsucht, jenen wundersamen Gebirgswinkel, der nur, wie bald! das Dampfroß der Eisenbahn durch seinen Frieden ziehen sehen wird — schob sich mühselig eines jener leichten Wägelchen, wie es in dortiger Gegend bei den vielen An- und Niederstiegen so gerne gebraucht wird. Die Insassen des Gefährtes waren ein blutjunger Bursche aus der „Ramsau", der das Pferd lenkte, und ein anderer, noch junger Mann in eleganter Reisekleidung, der, die Zigarre zwischen den Lippen, den breitkrempigen Sommerhut tief in die Stirne gedrückt, damit

ihn die Sonne nicht allzu heiß bedränge, fast seiner ganzen Länge nach mehr liegend als sitzend, das übrige Wägelchen vollständig ausfüllte. Neben dem Gespanne einher schritt mit einer gewissen Strammheit eine junge Frau, den Bergstock nur leicht auf den Boden stemmend, auf dem von aschblonden Flechten umgebenen Köpfchen ein lustiges Hütchen, das rings=herum einen Kranz echter Edelweißblüten aufwies, dabei mit der ganzen Wesenheit ihres Anzuges und ihres Gebahrens von jener mundenden Reinlichkeit, die ein deutscher Spruch so sinnig mit: „wie aus dem Ei" bezeichnet.

Es war ein heller Herbstvormittag. Weit und breit war auf der steil hinangewundenen Straße kein anderes Gefährte zu erblicken; mühsam klomm das Wägelchen und nur schrittweise vorwärts. Die Luft war von erfrischender Klarheit, so daß das Wirtshaus, trotzdem es noch eine gute halbe Stunde entfernt lag, wie zum Greifen in allen seinen Umrissen sich dem Auge darbot. Mittag schien nicht ferne.

Um es in wenigen Worten zu sagen: es war ein junges, kaum vor zwei Monaten flügge gewordenes Ehepaar, das da den „Hirschbühel" hinanzog. Dir mag vielleicht der Tautropfen, der im Schoße einer kaum aufgeblühten Rosen=knospe spielt, als der tiefinnigste Ausdruck aller Schönheit gelten, die die Natur rings um uns aufgespeichert hat, und doch, wenn du mich auf Treue und Glauben fragst, kann ich den Preis des Schönsten nur den zwei Menschenkindern zuerkennen, die du hier vor dir siehst. Nimm alles zusammen, was dir auf Erden als das Höchste und Begehrlichste er=scheint, und du findest nichts, was der taufrischen Zukunft gleicht, die unsichtbar zwischen und neben zwei solchen Menschen schreitet, während alles, was sie tun und sprechen, lauterste Gegenwart ist — und nichts als Gegenwart!

„Bist du müde, Felix?" fragte mit einem Male die Fußgängerin, indem sie ihre rechte Hand auf das Spritzleder

legte, das der Gatte, um es bequemer zu haben, längst zurückgeschlagen hatte.

Durch die Frage kicherte ein leichter Spott.

„Übermütige! Glaubst du, ich verstehe dich nicht? Das ist ja ein Vorwurf in bester Form! Ich sitze hier hoch oben im Wagen und lasse mich von dem müden Gaul schleppen, während du, ein leichtfüßiges Reh, daneben läufst. Welch ein Ideal eines treuen Gatten!“

„Allerdings habe ich das im Sinne, Felix,“ klang die lustige Antwort darauf, „denn wie lautet doch die Theorie, die unsere geistreiche Freundin Marianne neulich in ihrem großen Vortrage über die Erweiterung des Frauenerwerbes entwickelte? Sie lautete: Künftig bin ich der Arzt und du plättest mir indessen, während ich meine Visiten abstatte, meine Manschetten und sonstiges Zubehör; künftig lese ich die Pandekten und das Strafrecht und die Nationalökonomie, während dir gestattet ist, indessen die Küche zu versorgen, künftig . . .“

„Halt ein, Schelmin!“ rief Felix, sich die Ohren zuhaltend, „und denke lieber daran, was wir da hoch oben im Wirtshaus zu essen bekommen werden. Das ist's ja, was die Gattin zieret, und dazu ward ihr der Verstand . . .“

„Essen?“ rief sie dagegen mit einem Anfluge von Verachtung in Ton und Gebärde, der die allzu verständliche Parodie entschieden zurückwies. „Was soll mir das Essen? Mein Begehren geht nach etwas Höherem, Geistigerem! Ich lechze nach einem Glase Wein! Und vom besten muß er sein!“ setzte sie so überlaut lustig hinzu, daß der Berchtesgadener Bursche sein verwundertes Haupt ihr zuwandte.

„Elsa!“ verwies ihr der junge Gatte.

„Ich will Wein, Wein, Wein!“ rief sie noch lauter als zuvor. Alle ihre Lebensgeister schienen, wie sie diese Worte in heiterer Ungebundenheit ausstieß, von ihren Fesseln

losgelöst nur wieder in dem einen Ausrufe sich zu finden. „Und gerade heute will ich trinken, trinken!“

Plötzlich hielt sie inne. War es die Sonne hoch oben am Himmel, die eine so lichte Glut ihr mit einem Male über das feinblasse Angesicht warf, oder das Glöckchen, das aus weiter Ferne seine klaren Töne schickte, um die Mittagszeit zu verkünden?

Der Bauernjüngling aus der Ramsau hatte sein Haupt entblößt, und in der einen Hand die Peitsche, in der anderen sein Hütlein haltend, halb flüsternd, halb verständlich, betete er das Vaterunser. Rings waltete die tiefste Stille. Und dazu hatte die junge Frau, als ob sie sich Schweigen gebieten wollte, den Finger an den Mund gelegt, und so schritt sie eine geraume Weile dahin, mitten in das Geläute hinein, während die feine Röte auf Hals und Wangen allmählich verblaßte! —

Endlich saßen sie droben in der kühlen Extrastube des Wirtshauses. Elsa hatte sich in den einzigen, aus uralten Zeiten herstammenden Lehnstuhl geworfen, sie fühlte sich „abgegangen“, meinte sie, und in der Art, wie sie das Reisehütchen vom Haupte riß und von sich schleuderte, lag das Geständnis von der Unzulänglichkeit ihrer Leistungsfähigkeit — im Wandern.

„Felix,“ sagte sie mit müder Stimme, „geh in die Küche hinaus und bestelle, was dir einfällt; denn das ist ohnehin deine Sache und nicht die meine. Ich will indessen über Dinge nachdenken, die meinem weiblichen Wirkungskreise etwas näher liegen. Nur das eine vergiß nicht! Frage, ob sie eine Flasche vom besten Weine in ihrem Keller haben. Ich lechze nach einem Glase Wein“ . . .

„Du sollst ihn haben, meine blonde Bacchantin,“ sagte Felix, indem er zur Türe ging. „Aber woher nimmst du gerade heute diese, ich möchte sagen, übermütige Laune, Elschen?“

„Gerade heute!“ flüsterte sie und schloß dabei die Augen. Es lag ein unsagbarer Reiz auf dem müden, blassen Antlitze, der den Augen des jungen Gatten keineswegs entging. Nur zögernd verließ er die Stube.

Aber als er sich entfernt hatte, schlug sie die Augen hell und groß auf. Ein wahrhaft sonniges Lächeln hatte sich an ihren Mundwinkeln gleichsam verfangen . . . Wer hätte es in diesem Momente zu deuten gemocht?

Eine geraume Weile später kam Felix wieder zurück. Ihm auf dem Fuße folgte die Wirtin, eine in tiefe Trauer gekleidete Frau, in deren vergrämt stillem Antlitze sich nur schwer die Spuren einstiger Schönheit verkennen ließen. Bei ihrem Eintritte grüßte sie die junge Frau nur mit einem stillen Kopfnicken; dann breitete sie über einen der Tische ein weißes Linnen, stellte Gläser und Teller darauf, und das alles tat sie mit einer Art stumpfer Gelassenheit, dabei so geräuschlos, als hätte sie gefürchtet, jemanden, der sanft schlief, zu wecken. Dann verließ sie noch einmal die Stube, um eine Flasche roten Weines zu holen, die sie eben so still, mit derselben scheuen Unterwürfigkeit zwischen die zwei Gedecke stellte.

„Ich möchte wissen, warum die Frau in Trauer geht?“ sprach Elsa so leise vor sich hin, daß es des feinsten Ohres bedurfte, um diese halb fragend, halb neugierig geflüsterten Worte zu vernehmen. Und doch hatte sie die Wirtin gehört.

„Möchte ich Sie sonst bedienen, meine junge Gnädige?“ sagte sie, indem sie das Salzfaß zurechtrückte, ohne die Augen aufzuschlagen, mit jenem Ausdrucke müder Tonlosigkeit, der von einem schwer überwundenen Leide zeugt. „Bin ich denn sonst in die Wirtsstube gekommen? Aber seit zwei Tagen ist das alles anders geworden. Das Leben ist ‚halt‘ ein kurioses Stück Arbeit!“

Sie hielt eine Weile inne; dann aber fuhr sie, indem sie sich bald mit den zwei Gedecken zu schaffen machte, bald

eine Falte in dem weißen Linnen des Tischtuches glättete, mechanisch, wie ein aufgezogenes Uhrwerk, fort:

„Ja, das Leben ist hart! Vor zwei Tagen haben sie mir meine Gertrude da gegenüber auf dem Friedhofe begraben. Was will der Mensch aber anfangen? Der Tod ist ein gar starker Gebietiger, und wenn man am wenigsten daran denkt, kommt das Trübsal herangezogen, und dann heißt es: Mensch, bedenke, was du deinem Schöpfer schuldig bist.“

Was sie da sagte, schien eine Reminiszenz an die Trostworte zu sein, die der Geistliche am Sarge ihres Kindes gesprochen haben mochte. Sie sprach sie auch mit jenem eigentümlichen Pathos, wie wir es von unseren Kanzeln kennen; aber trotz der Ungelenkigkeit ihrer Sprache, der das Hochdeutsche nur in der Kirche als etwas Festtägiges entgegentrat, klangen sie ergreifend und in ihrer eingelernten Fremdheit erschütternd.

Die junge Frau atmete schwer. Ohne es zu ahnen, hatte sie an die Wunde eines gebrochenen Mutterherzens gerührt. Alle Lust ihres heiteren Wesens war mit einem Male von ihr gewichen. Draußen der goldene Mittagsglanz und hier in dieser Stube die Mutter im Trauergewande! Warum geht durch das ganze Gewebe der Natur ein so tiefer unheilbarer Riß?

„Und dann,“ fing die Wirtin wieder an, indem sie in ihrem gewohnten Tätigkeitsdrange die bereits in Ordnung postierten Gläser aufs neue ihrer Musterung unterzog, „und dann, wer hat ihm denn verraten, daß es mein letztes war? Von fünfen das letzte? Und sie hat gerade so blonde Haare gehabt, wie die junge gnädige Herrschaft hier . . . aber mit zehn Jahren sterben alle meine Kinder . . . ja die Pünktlichkeit, sie ist sehr groß. Auf die Glockenstunde trifft's ein. Nicht früher und nicht später . . .“

Sie entschuldigte sich noch, daß die Herrschaften auf das Essen eine kleine Weile, etwa ein halbes Stündchen würden

warten müssen; aber sie sei jetzt allein, mutterseelenallein, niemand sei ihr zur Hand, und auf die Mägde sei allezeit kein rechter Verlaß. Sie war wieder zur Stube hinausgegangen.

Seltsamer Schmerzenszug in dem Leben dieser Salzburger Bauern, die da in den Gebirgstälern und Weilern des Pongaus und Lungaus hausen. Nicht dem heitern und drallen Tage des Daseins ist all ihr Sinnen zugewandt, sondern seinem düstern Kehrbilde, dem Tode. Mit ihm verkehren sie am liebsten; er ist ihr Kamerad unter allen Verhältnissen, und an ihn wollen sie gemahnt sein zu jeder Stunde. Wie eine trübe Nebelschicht liegt er über aller Seelen; über dem Keimenden sowohl, wie über dem Gewordenen, über Gegenwart und Zukunft. Überall, wohin du kommst, gemahnt dich der gewaltige „Gebietiger" an den Staub, aus dem du geformt wirst, an die Elemente der Zerstörung, an die Vergänglichkeit. Deine Seele schwelgt in Entzücken ob der wunderbaren Waldes- und Bergpracht, in die du ziehst . . . da hart an der Straße, da wo sich der Steg mühsam aufwärts windet, gemahnt dich ein „Martyrl" mit seiner in grellen Farben ausgeführten Zeichnung und seiner im Chronikstile verfaßten Geschichte daran, daß „sich" hier ein Mensch zu Tode gefallen habe, aber von dem hochwürdigen Kooperator noch rechtzeitig mit der heiligen „Wegzehrung" versehen worden sei. Du fährst durch die stillen Weiler und Dörfer; überall siehst du die Vorderseiten der Häuser oder die Gartenzäune mit sogenannten „Leichbrettern" ausgestattet, ein Familienkirchhof im Auszug; denn wenn der Bauer oder die Bäuerin am frühen Morgen aus ihrem Hause treten, haben sie die Geschichten aller Lieben vor sich, vom Kinde angefangen bis zum lebenssatten Greise! Und diese Wirtin auf dem Hirschbühel! Mit welcher traurigen Behaglichkeit blickt sie auf den nur durch die Fahrstraße von ihrer Stube getrennten, rings um die Kirche angepflanzten Friedhof, worauf ihre „fünf" wie niedergemähte Saaten, die

ihrem Mutterleibe entsprossen waren, der „Auferstehung" entgegenharren.

Deutet dieser Schmerzenszug im Gemüte des Volkes auf ein schweres, unergründliches Leiden, für das die Ärzte keine Bezeichnung finden? Oder, weil sie erzählen, ferne in der Bretagne, an der großen Atlantis und in dem grünen Erin treffe man auf ähnliche Erscheinungen — deutet er auf den Tropfen Kulturblut hin, der seit undenklichen Zeiten in den Adern dieser Bauernleiber schäumt, und noch immer nicht von seinem bajuwarischen Halbbruder sich verdrängen ließ?

So und noch anderes mehr, sprach Felix, indem er mit hastigen Schritten in der Stube auf und nieder ging, in der offenbaren Absicht, seinem jungen Weibe die aufsteigende Traurigkeit hinwegzudozieren; denn er war seines Zeichens und Berufes ein Professor in der großen Stadt an der Donau. Aber all sein Mühen gelang ihm nur unvollständig; sie schien sein Wort nur mit traumhaftem Gehöre zu vernehmen, und die ganze Belehrung nur mit den äußersten Spitzen ihres Sinnes erfaßt zu haben.

„Wie wäre es, Felix," sagte sie, wie aus einer vorübergegangenen Starrheit erwachend, „wenn wir im Hause unserer Wirtin da drüben einen Besuch abstatteten? Es ist so nahe . . ."

Er sah sie besorgt an und äußerte, ob sie gut darin tue, sich zu betrüben; eine Hochzeitsreise sei zu anderen Dingen bestimmt, und noch anderes mehr, was sie gleichfalls zu überhören schien. Sie war aufgestanden, hatte das kecke Hütchen auf die aschblonden Flechten gesetzt und sagte:

„Komm, Felix, komm! Von fünfen das letzte, hat die Wirtin gesagt . . . und der Tod ist ein gewaltiger Gebietiger!"

Er folgte ihr nur zögernd.

Nur wenige Schritte über die Straße hinüber, und sie waren bei den fünfen, die hart an dem Kirchentore, im

Angesichte der väterlichen Behausung, eines neben dem anderen, wie eben die Reihe gekommen war, ihre Heimstätte gefunden hatten. Mit stummem Verständnisse lasen die beiden die Inschriften auf den Grabsteinen der „fünf!“ Sie hatten alle gleichsam nur eine Geschichte! Sie waren geboren worden, hatten zehn Jahre gelebt, und waren dann „abberufen“ worden! Jedes trug neben Tauf- und Zunamen, die Bezeichnung „Wirtstochter“, und so waren sie alle fünf drüben aus dem väterlichen Wirtshause den kurzen Weg über die Straße hinweg auf den Kirchhof getragen worden.

„Das letzte von den fünfen,“ sagte die junge Frau leise, als sie an Gertruds Grabe standen. Dann griff sie nach dem Edelweißkranze auf ihrem Hütchen und legte die weißen Blüten auf den Rasen der jüngsten „Wirtstochter“.

„Und nun komm, komm, Felix,“ rief sie mit einem Male hastig, indem sie ihn bei der Hand ergriff. Ihr Ton klang so seltsam verändert! „Komm, der Besuch ist abgestattet . . . und der Tod ist ein starker Gebietiger! —“

War es, daß erst jetzt alle Schauer des Vergänglichen über sie gekommen waren? Sie riß ihn fast mit Ungestüm über die Straße der Extrastube im Wirtshause zu.

Dort fanden sie das Mittagmahl bereits in voller Ausrüstung auf dem Tische. Mochte es sein, daß die Wirtin dem Appetite ihrer jungen Herrschaften die Fähigkeit langen Zuwartens nicht zugetraut hatte, sie hatte das bestellte Mahl, ohne sie weiter stören zu wollen, in allen seinen Teilen: Suppe, Braten und Mehlspeise, nebeneinander aufgestellt. Dann war sie still hinausgegangen, um nicht mehr zu kommen. Aber nur der junge Professor sprach den lecker zubereiteten Speisen herzhaft zu, während Elsa still und gedrückt in dem alten Lehnstuhle saß, allem Zureden des Mannes gegenüber wie in traumhafter Befangenheit gebannt.

„Elsa!“ sagte er nach einer Weile, „du betrübst mich, willst du nicht wenigstens trinken?“

„Trinken?" rief sie, in ihrem innersten Wesen zusammenfahrend. Dann sah sie ihn mit großverwunderten Augen an. „Trinken?" fragte sie noch einmal. „Habe ich wirklich gesagt, daß ich trinken wollte?"

„Schelmin," erwiderte er lachend. „Tönt mir nicht noch immer dein dreimaliges: Wein, Wein, Wein! gellend in den Ohren? Ist nicht der gesamte Hirschbühel mein Zeuge, und unser Ramsauer Junge, der so verwundert dreinblickte? Gerade am heutigen Tage, riefest du, will ich Wein, Wein, Wein! ich lechze nach einem Glase vom besten?"

„Habe ich das wirklich gesagt?" meinte sie mit eigentümlich verwandeltem Gesichtsausdrucke. Auf dem feinblassen Antlitze begann eine Helle zu leuchten, die ihm sonst nur in erregten Momenten eigen war.

„Du hast es gesagt!" beteuerte er. „Und gerade am heutigen Tage hast du es gesagt."

„Du lügst, Felix, du lügst" — rief sie mit unnatürlicher Heftigkeit.

„Mir, dem wohlbestallten und beeideten Professor wirfst du dieses Wort ins Gesicht?"

„Nun wohl, Felix," sagte sie drauf wieder still und vor sich hinsinnend. „Beruhige dich! Ich kann es gesagt haben."

Noch schien der Bann der Traurigkeit, den das soeben Erlebte um die junge Frau gewoben hatte, von ihr nicht gewichen.

„Von fünfen das letzte!" wiederholte sie mit leiser Stimme, „und der Tod ist ein gewaltiger Gebieter und Herrscher!"

Währenddem hatte Felix das Glas seines jungen Weibes zur Hälfte mit dem roten Weine, der vor ihm in der Flasche stand, gefüllt, und schob es ihr hin. Ihre Augen schienen mechanisch seiner Hand zu folgen, als sie plötzlich, ohne daß ein äußerer Übergang von der früheren Stimmung in ihre jetzige bemerkbar wurde, überlaut rief:

„Und mit diesem halben Glase willst du, daß ich mich begnüge? Ich will mehr; mehr ... oder gar nichts!“

„Blonde Bacchantin!“ meinte er dagegen, indem er wieder die Flasche ergriff, und noch einige Tropfen dem halbgefüllten Glase zugesellte. „Wird es dir nicht schaden?“

Sie aber, in ungebundener Lustigkeit, rief:

„Mehr, mehr, Felix! Du mußt das Glas bis an den Rand füllen, sonst rühre ich den Wein nicht an!“

Und zum dritten Male nahm er die Flasche zur Hand, und kopfschüttelnd vollzog er das Geheiß seines jungen Weibes. Kaum war das geschehen, als sie bereits nach dem vollen Glase griff, und ohne daß er ihr wehren konnte, trank sie in einem Zuge, und wie es echter Zecher Gewohnheit ist, mit geschlossenen Augen, den ganzen Inhalt des roten Weines bis zur Neige, was man sonst die Nagelprobe bestehen nannte ...

„Elsa!“ rief er, ernstlich erschrocken, „woher nimmst du dieses neue Talent?“

„Des Trinkens?“ ergänzte sie lachend. „Das war nur am heutigen Tage, Felix ...“

Dann machte sie es sich in dem breiten Lehnstuhl ganz bequem und lag eine schöne Weile mit zwinkenden, halboffenen Augen in die weiche Rückenlehne den Kopf gelehnt da, an dem erschreckten Wesen ihres Mannes sich weidlich ergötzend.

„Höre, Felix, mein Gatte,“ begann sie wieder. „Du nennst mich heute schon zum zweiten Male mit einem Namen, der in jedem in einer höheren Töchterschule erzogenen Ohre als ziemlich anstößig erklingen würde. Deine blonde Bacchantin! Was brachte dich nur auf diesen Gedanken?“

„Du selbst hast ihn hervorgerufen, mit deinem dythirambischen: Evoe Bacche!“

„Sonderbar!“ meinte sie und stockte. „Kann ich dir ein Geheimnis vertrauen? Bist du der Mann, der es ruhig und ohne aufzubrausen, anhören kann?“

Er sah ihr forschend ins Gesicht.

„Ich bin es!“ sagte er.

„Nun, Felix, mein Gatte!“ sagte sie mit einem so gewichtigen Ernste, als wollte sie ihr Gewissen in der Tat von einer schweren Schuld befreien. „Entsetze dich nicht. Ich bin schon einmal in meinem Leben — — berauscht gewesen!“

„Du?“

„Ja, ich! Das war in meinem dreizehnten Lebensjahre, als du mich noch nicht kanntest. Und gerade heute ist es das zweitemal . . daß ich zum zweiten Male es versuchen möchte.“

„Das mildert in etwas deine Schuld. Wie ist das aber gekommen?“

„Soll ich dir das erzählen?“

Sein Herz schlug hoch auf vor Freude, daß sich die Kümmernis seines jungen Weibes unter der Wirkung des genossenen Glases so rasch umgewandelt hatte, aber er gab davon nur wenig zu erkennen. Er nickte bloß mit dem Kopfe.

Sie begann.

„Du weißt, daß ich nach dem Tode meiner Eltern, die beide in einem Jahre starben, nach K., das freundliche Landstädtchen in Niederösterreich, zu meinem Onkel, dem Notar, kam, der ein Bruder meines Vaters gewesen ist. Ein Überrest deiner geographischen Kenntnisse, mein Freund, wird dich vielleicht belehren, daß in K. ein ziemlich bedeutender Weinbau betrieben und der Wein, der daselbst erzeugt wird, zu den gangbarsten Sorten unseres Landes gehört. Diese gelehrte Bemerkung mußte ich voranschicken, damit dir der Charakter und die Eigenart meines Onkels sogleich als ein geschlossenes Ganzes entgegentrete, da ich dein Ohr mit Details nicht ermüden möchte.“

„Er war ein vortrefflicher Mann, und wir wurden bald die besten Freunde! Ja er liebte mich fast mehr wie seine übrigen Kinder. Mit Lernen und dergleichen Dingen plagte er mich nur wenig, und ich bin auch darum all mein

Leben so dumm und einfältig geblieben. Ich konnte in die Schule gehen, oder auch nicht, es lag ihm nichts daran; ich konnte stundenlang in den Gassen des Städtchens herumschweifen, ich wurde darum nicht gestraft. Seine eigenen Kinder waren übrigens die festen Säulen unserer städtischen Institute, insgesamt nahmen sie auf ihren Bänken die ersten Plätze ein. Seinem Ehrgeize schien es jedoch nur wenig zu schmeicheln. Aber wenn wir zu Mittag bei Tische saßen, und der Onkel mir sein Glas hinschob, damit ich davon nippe, und ich zuweilen in meinem Übermute einen herzhaften Schluck daraus tat, dann pflegte er mich gewöhnlich zärtlich zu streicheln und sagte: ‚Heute hast du dich einmal wieder gut aufgeführt, Elsa, ich bin mit dir zufrieden.‘

Hier hast du nun die Fäden des zartesten und innigsten Verhältnisses, das du dir denken kannst, wie es sich im Laufe der Jahre zwischen Onkel und Nichte herausbildete. Der gute Onkel! Er hielt auf seine eigenen Sprößlinge nicht viel, weil sie von seinem Weine nicht viel hielten, den ihnen die etwas strenge Tante mit allen Schrecknissen eines Giftes vom Leibe hielt, mich aber liebte er, treu, wahrhaftig und innig, und aus keinem anderen Grunde, als nur weil ich kein Feind seines Weines war! Denn er war eine jener sonnigen, gottbegnadeten Naturen, wie sie nur in unseren Weinländern so trefflich gedeihen. Die ganze Welt ist nur für sie da, um im Dufte des von ihnen gebauten und gekelterten Trankes zu glänzen. Wie leichtlebig und leichtbeschwingt gestaltet sich alles von und unter ihren Händen! Kein Leid, keine Drangsal ist stark genug, um sich als Bleigewicht an ihre Fittiche zu hängen. Sie haben nur einen wahrhaften Jammer, und der kommt, wenn der eine oder der andere „Jahrgang“ sich als übelgeraten herausstellt. Welche Zärtlichkeit für diese schlechtgediehenen Kinder, welche zarte Sorge und Behandlung, bis es gelungen, sie denn doch auf einen besseren Weg zu führen, aber auch, welcher Haß und Verachtung, wenn alle

Mühe fruchtlos geblieben, alle Mittel einer guten Erziehung scheiterten und dann die trostloseste Verzweiflung eintritt!

Nun, Felix, mein Gatte, höre weiter. Wir hatten in unserem Hause oder vielmehr in unserem außerhalb des Städtchens gelegenen Keller einen solchen Rangen, an dem Hopfen und Malz verloren war. Der ‚Siebenundsechziger‘ zeigte trotz alles Zuredens, trotzdem der gute Onkel alle Künste in Bewegung setzte, eine so tückische Gemütsart und einen so verderbten Charakterzug in seinem ganzen Wesen, wie das an einem anderen Jahrgang noch nicht erlebt worden war. Er bereitete uns, mir und dem Onkel, die tiefste Bekümmernis. Wie oft kehrte der Treffliche, er mit der sonnenhellen Lebenslust seiner Seele, aus seinem Weinkeller zurück, in mißmutiger Stimmung, was sich sogleich an einer etwas tieferen Schattierung seiner in ein äußerst zartes Rot hineinspielenden Nase erkennen ließ.

Apropos! Felix!“ unterbrach sie sich selbst. „Bemerkst du nichts, gar nichts hier . . . hier vorne . . . einen netten rötlich schimmernden Ton an meiner eigenen Nase?“

„Noch nicht, Elsa!“ sagte er ernsthaft, „aber vielleicht etwas später!“

„Nun horche auf, wie sich ferner alles ergab. Der Siebenundsechziger, wie ich dir bereits erzählt habe, wollte sich nicht bessern; er blieb verstockt und hartnäckig bei seinem einmal gefaßten Vorsatze, durchaus ein unmoralischer, sich und seinem Vater zur Unehre gereichender ‚Jahrgang‘ zu werden. Aber eines Tages, es war mitten im Spätherbste, änderte sich das alles wie mit der Gewalt eines Zaubergeistes. Der Onkel war mir auf der Gasse begegnet, wo ich, wie gewöhnlich, dem holden Geschäfte des Müßigganges oblag. Schon aus der Ferne leuchtete sein ganzes Antlitz in jener heiteren Farbenstimmung, wie sie sonst nur seiner Nase eigentümlich war. ‚Elsa!‘ sagte er, indem er zärtlich meine Wangen streichelte, ‚ich habe dir eine sehr gute Nachricht zu

vermelden. Denk, der Siebenundsechziger hat ein Einsehen bekommen und hat sich auf eine wunderbare Weise gebessert! Noch begreife ich es selbst nicht, wie das gekommen ist. Aber heute am Nachmittage, wenn meine Amtsstunde zu Ende ist, wollen wir ihm beide einen Besuch abstatten. Du sollst dich selbst überzeugen, an Ort und Stelle.'

So schritten wir denn am Nachmittag, kaum daß die letzte ‚Identität' auf einem Notariatsakte konstatiert worden war (ich habe aber gerechte Zweifel, ob diese Identität ganz und vollständig den im Gesetze vorgeschriebenen Anforderungen entsprach), zu dem alten Tore hinaus und schlugen dann den Weg zu unserem Weinkeller ein, der unfern davon am Fuße eines mit Reben übersponnenen Abhanges sich auftat. Während des kurzen Ganges sprachen wir kein Wort . . . alle kommende Freude hütet der Gott des Schweigens mit vorgehaltenem Finger!"

Ihr Atem schien nach diesen Worten schwerer zu gehen, sie stockte. Dann fuhr sie, da sie ihren Gatten ruhig und bedächtig, wie es seine Natur mitbrachte, unter den aufgestellten Speisevorräten aufräumen sah, mit einem unhörbaren Seufzer fort:

„Wir waren nun draußen in unserem Keller. Der Onkel hatte eine Kerze angezündet, und im flackernden Scheine derselben schritten wir sogleich auf den angeblich gebesserten Rangen zu, der in einem mittelgroßen Fasse sein bis dahin so nutzloses Dasein verträumte. Alle die übrigen, die so gut geraten waren und im Bewußtsein ihrer Tugend sich so trefflich dünkten, ließen wir beiseite. Heißt es nicht irgendwo in einem heiligen Spruche, daß Gott mehr Gefallen findet an einem Reuigen, als an fünfzig Gerechten? Mit zitternden Händen — ich sehe ihn noch, den guten Onkel, dessen ganzes Wesen in Aufruhr geraten schien — schlug er das Spundloch auf; dann setzte er den Heber an. Er füllte zuerst ein Glas für sich, dann ein anderes . . . für mich . . ."

„Um Gottes willen, Elsa, du trankst es doch nicht aus?“ rief Felix erschrocken.

„Ich trank es aus,“ fuhr sie unentwegt fort, ohne sich unterbrechen zu lassen. „Denn der Onkel sagte: ‚Elsa, überzeuge dich selbst, ob ich recht gehabt, ich will dein Urteil durchaus nicht beeinflussen. Aber du mußt das Glas bis zur Neige leeren, sonst kommst du der Wahrheit nicht auf den Grund! Denn alle Wahrheit hat einen Grund, dem man beizukommen suchen muß!‘ Also tat ich, wie der Onkel es mir anriet und suchte . . . und fand endlich den Grund meines Glases!“

Felix setzte Messer und Gabel zur Seite und sah sein junges Weib mit großen Augen an.

„Und wie alt warst du damals, Elsa?“ fragte er.

„Dreizehnundeinhalbes Jahr!“

„Es ist gut!“ sagte er darauf, „ich will es mir merken.“ Er griff wieder nach Messer und Gabel. Sie aber fuhr fort:

‚Was hältst du denn von ihm?‘ fragte der Onkel, indem er mir mit einer gewissen scheuen Zaghaftigkeit in die Augen schaute. ‚Ist er nicht ein ganz prächtiger Junge geworden, so stark, feurig und voll Duft?‘ ‚Ja, Onkel,‘ sagte ich darauf altklug, ‚in diesem Weine ist Leben!‘ ‚Geliebtes Kind,‘ meinte er gerührt, ‚wie du mich errätst! Ja im Weine liegt alles Leben, und vor ihm verliert der Tod alle seine Schrecknisse! Doch jetzt wollen wir auch dem um nur ein Jahr älteren Bruder unseres Prachtjungen unseren Besuch abstatten. Er hat sich bisher so klug und weise gedünkt. Laß doch sehen, ob der Wohlerzogene seine feinen Manieren beibehalten hat. Denn es pflegt zu geschehen, daß auch so feingeartete Bürschchen ihre schwachen Stunden haben.‘

Und wieder . . . nun erschrick nicht, Felix, mein Gatte, kamen wir beide, ich und der Onkel, auf den Grund der Wahrheit! . . .

Der Abend war bereits hereingebrochen, als wir unseren

Heimweg antraten. Wie warm wehte die Luft, als wir in das Freie kamen! Warum tanzten, mitten im Herbste, solche Massen von feurigen Glühkäferchen um und hinter und vor uns? ‚Onkel,‘ fragte ich, ‚ist heute Kaisers Geburtstag? Sie haben ja die ganze Stadt illuminiert. Eilen wir doch, um uns die Pracht anzusehen.‘

‚Närrchen,‘ meinte er darauf, ‚das ist ja keine Illumination, nur der Nachtwächter zündet bereits die Laternen an. Ist es denn aber schon so spät an der Zeit? . . . Das ist ja wahre Verschwendung . . . und man muß bei den Stadtverordneten Klage führen . . .‘ Währenddem tastete seine rechte Hand nach seiner linken Westentasche, in der sich seine Uhr mit der schweren goldenen Kette befand. ‚Was ist das, Elsa?‘ begann er mit einem Male im weinerlichen Tone, ‚ich finde meine Uhr nicht . . . Sollte ich sie auf meinem Repositorium zu Hause vergessen haben?‘ ‚Nein, Onkel,‘ sagte ich darauf, ‚du hast sie nicht vergessen . . . Sie liegt ja da am Boden und du wirst sie zertreten.‘ ‚Wo? wo?‘ sagte er. ‚Da! da!‘ sage ich noch darauf, und indem wir uns im nämlichen Augenblicke beide danach bückten . . .“

„Nun, Elsa von Brabant, meine blonde Bacchantin?“ fragte Felix atemlos aufhorchend.

„Ich will dir das in aller Kürze erzählen,“ erwiderte sie mit dem größten Ernste. „Plötzlich hörten wir laute Stimmen um uns . . . wir schlugen die Augen auf. Da sahen wir die Tante mit all ihren Kindern vor uns stehen, mit erschrockenen, bleichen Gesichtern. Sie waren ausgegangen, weil sie unser langes Ausbleiben bekümmerte, um uns zu suchen und fanden uns, Nichte und Onkel, hart an dem Abhange unseres Weinberges ins weiche Gras gebettet . . . im süßesten Schlafe eines Rausches! . . .“

Wieder hatte er Messer und Gabel zur Seite geschoben, und nun lachte er mit so unbändiger Lust, daß die Extrastube des Wirtshauses auf dem Hirschbühel davon erdröhnte.

„Lache nicht, mein Geliebter!“ rief sie mit seltsam traurigem Tone. „Lache nicht! Das letzte von den fünfen könnte es hören!“

Er war ernst geworden.

Sie aber war aufgestanden und ging nun, wie um ihrer Bewegung Herrin zu werden, einige Male in der Stube auf und nieder.

Da fühlte er sich von rückwärts von zwei weichen Armen umschlungen; zwei heiße Lippen hatten sich an sein Ohr gelegt und hatten Worte geflüstert, die nur er allein vernommen.

Er war aufgesprungen, bleich, atemlos, verwirrt. Aber die holde Gestalt seines jungen Weibes war nicht von ihm gewichen; sie lag jetzt an seiner Brust, die Arme krampfhaft um seinen Hals geschlungen.

„Elsa! meine süße Elsa?“ rief er. „Ist es wirklich wahr?“

Sie blickte schämig zu ihm auf.

„Es ist wahr, Felix, mein Gatte!“ sagte sie leise. „Und darum habe ich ja gerade heute nach einem Glase vom besten Weine gelechzt ... Aber du hast das nicht begriffen, du einfältiger Knabe! Konnte ich es dir denn deutlicher ankündigen?“

Er schaute voll tiefer Rührung in ihr feinblasses und wie von edlem Weindufte durchsichtig angehauchtes Gesicht.

„Elsa! meine süße Elsa!“

„Sei still, mein Geliebter,“ flüsterte sie und legte ihren Finger an seinen Mund. „Das letzte von den fünfen könnte es hören, und das wäre nicht gut! ... Habe ich nicht seinetwillen auf den Trunk Weines verzichten wollen, auf den ich mich so gefreut hatte? Das letzte von den fünfen! Wie weltverloren, wie unsagbar traurig das klingt!“

Sie drückte sich noch fester und inniger an den starken Mann. Dann hob sie ihren Kopf zu ihm wieder auf.

„Und doch habe ich getrunken! Sieh, Felix, mein Geliebter! Ich mußte von dem roten Weine trinken, trotz der

tiefsten Traurigkeit, die mich zu überwältigen drohte . . . Kannst du dir das erklären? Von fünf Kindern das letzte! Da fiel es mir wie ein Lichtstrahl in die Seele! Hatte ich nicht einmal zu meinem Onkel in jener heiteren Stunde gesagt: Im Weine liegt das Leben! Das fiel mir wieder ein! Von fünf Kindern das letzte! Das unsere aber wird leben! Felix, mein Gatte, ich trage die Gewißheit in mir: Es wird leben!"

Der kleine Spieler.

(1882.)

Träume ich? Bin ich von einer jener Halluzinationen befangen, die uns oft selbst bei gesundesten Sinnen in Momenten ungewöhnlicher Aufregung heimzusuchen pflegen? Es war mitten in den Tagen der tiefsten Niedergeschlagenheit und Verzweiflung, wie wir sie im Beginne des Jahres in Paris, in Berlin und Frankfurt, nicht minder aber auch am „Schottenring" zu Wien erlebt. Damals hieß es in den Berichten gewisser Reporter in jenem an hochdramatisches Pathos grenzenden Stile, die Börse sei an diesem Tage ihren „wildesten Impulsen" gefolgt, so daß es wahrhaftig klang, als habe die Börse wie eine toll gewordene Bestie ihren eisernen Käfig zerbrochen, sei dann in ungeheuren „Sprüngen" auf ihre bisherigen Wärter gestürzt und habe zuerst sie und dann sich selbst zerfleischt. Nebenbei bemerkt, erinnerte mich diese grausige Lektüre an die berühmten zwei Ratten, die sich in ihrem todesmutigen Untergange bis auf einige unbedeutende Residua ihrer Schweifchen aufgezehrt hatten. — Während jener noch „taufrischen" Episoden und Szenen der

jüngsten Vergangenheit, namentlich an jenem Tage, als das Delirium der „wildesten Impulse“ am ärgsten getobt, war es mir oft, als müßte ich mit meinen Händen in einem fort nach rückwärts in die blaue Luft greifen, ich meine, in ferne, längst abgelegene Tage der Erinnerung zurück. Eine Gestalt tauchte vor meinen Augen oft so klar, so lebendig, so voll Deutlichkeit auf, daß ich sie zu sehen, zu hören und zu betasten glaubte . . . mein kleiner Spieler!

Um jedoch jeder Mißdeutung gleich vornherein zu begegnen, will ich sofort bemerken, daß man hier durchaus an kein „Korrigieren des Glückes“ durch Karten oder Würfel und dergleichen zu denken hat. Es wäre dies eine arge Kränkung, begangen an den Manen meines „kleinen Spielers!“ Die Sache lag einfach so. Das „Ding“ an sich ändert sich niemals, wohl aber der Name; der unterliegt Wandlungen und Metamorphosen von oft so wunderbarer Art, daß darunter das eigentliche Ding ganz verschwindet. Was nämlich jetzt mit vornehmem Raffinement und einem der Welt des Scheines entnommenen Worte die „Kulisse“ und der „Kulissier“ heißt, das hieß damals schlicht, einfach und ungeschminkt so, wie ich es eben genannt habe. Man hatte kein fadenscheiniges Theatermäntelchen nötig, um etwaige Blößen und Flicken damit barmherzig zu bedecken. Wie kindlich, wie idyllisch klingt das eine, wie pompös und herausfordernd das andere! Es liegt eine Welt voll tiefer Erkenntnis in diesen zwei Bezeichnungen; mich dünkt, es steckt ein Stück „Kulturgeschichte“ darin, worauf wir uns ja in unseren „Romanen“ gegenwärtig so viel zugute tun.

Und noch eins! Hängt nicht diesem ganzen bald himmelhoch jauchzenden, bald zum Tode betrübten, breit und vordringlich in alle unsere Verhältnisse und Beziehungen sich eindrängenden „Kulissenleben“ ein komödienhafter Zug an, der so manches erklärt, so manches in die gehörige Beleuchtung rückt? Ich möchte mich nicht tiefer in dieses Thema

versenken; aber da wir es angeregt, frage ich: Ist es nicht dieser starke, komödienhafte Zug, dem wir so viele „Überraschungen und Überrumpelungen", so viel herzliches Lachen, aber auch so viel . . . heimliche Tränen verdanken?

Doch nun zurück zu meinem „kleinen Spieler", zurück in eine fast schon verdämmerte Vergangenheit, zurück nach der alten ungarischen Krönungsstadt, zurück nach . . . Preßburg!

Ich wohnte damals, ein junger Student, der sich für die Universität vorbereitete, als sogenannter „Zimmerherr" bei einer aus Mann und Frau nebst zwei kleinen Mädchen, das eine etwa sieben-, das andere achtjährig, bestehenden Familie, die selbst nur zwei mäßige Gelasse besaß, während sie mir ein drittes, und zwar das kleinste, überlassen hatte. Die Gasse hieß seltsamerweise noch immer die Nonnenbahn, wiewohl ich dort selten oder niemals einer Gottesbraut begegnet bin. Vor Jahrhunderten mochte das wohl anders gewesen sein; die ganze Gegend war nämlich protestantisch geworden, und so kam es, daß es fast in jedem Hause der ziemlich langgestreckten Gasse Professoren, Theologen und sonstige Studenten dieser „Konfession" gab. Auch das benachbarte Ghetto hatte sich hier, seitdem durch einen Reichstagsbeschluß die eisernen Gitter, die es früher zur schlafenden Nachtzeit von den anderen Menschenbehausungen getrennt, um eine Spannweite gelüftet waren, angesiedelt, denn die Luft war hier viel besser und gesünder. Ich glaube aber, um die Wahrheit zu gestehen, weil man sich hier nicht unter den brennend neugierigen Augen des Ghettos befand, die zu gewissen Zeiten erschrecklich wach sein konnten.

Anfangs trat ich der Familie meiner Hausleute nur wenig entgegen, oder vielmehr, sie unterhielten fast keinen Verkehr mit mir. Es war ein merkwürdig stilles Quartier, ich sah und hörte niemanden; niemand achtete auf mich. Nur hie und da begegnete mir eines der zwei kleinen Mädchen in der engen Küche, aber es schlüpfte scheu und zaghaft an

mir vorüber. Die Mutter hatte ich niemals zu Gesicht bekommen, und vom Vater wußte ich nur, daß er an jedem Freitage, noch bevor die Nacht angebrochen war, aus Wien zurückkam, um am anderen Tage, sobald wieder die Nacht eingetreten war, sein Haus zu verlassen. Sonst blieb es die ganze Woche so, als lebte ich auf einer menschenleeren Insel mitten im Stillen Ozean!

An einem Freitag Abend, es mochte gegen den Ausgang des Winters sein, klopfte es an meiner Tür. Es war eines der beiden kleinen Mädchen, das bei mir eintrat.

Was mir aber sogleich auffiel, war, daß das Kind sich mir in einer gewissen künstlichen Positur vorstellte, d. h. mit nach auswärts gebogenen, in glänzenden Stiefelchen steckenden Füßen, wie sie von Tanzmeistern und Tanzmeisterinnen als erste Regel ihren Zöglingen eingeschärft wird. Noch mehr nahm mich die sonderbare Anrede gefangen, mit welcher mich das Kind apostrophierte.

„Ob der werteste Herr Student," sagte es, „nicht die Freundlichkeit haben wolle, dem Vater zu sagen, was es eigentlich für eine Bewandtnis habe — mit Pisa-Livorno?"

Es lag etwas Feierliches, deklamatorisch auswendig Gelerntes in dieser kindlichen Frage, das aber gerade darum den Lachkitzel nur mühsam in mir unterdrückte.

Darum antwortete ich auch mit dem Aufgebote tiefsten Ernstes:

„Sag' deinem Vater zurück: Pisa und Livorno sind zwei große Städte in Italien."

„Städte?" rief das Kind wie erschrocken. Dann setzte es hochdeutsch, wie bisher, hinzu:

„Die Mutter behauptet, Pisa-Livorno, das seien Menschen, die in einem fremden Lande, weit, weit von hier wohnen."

„Und was meint der Vater?"

„Der Vater sagt, er habe immer gehört, Pisa-Livorno

das sei eine große Stadt mit vielen Menschen darin, und das hat man ihm in Wien gesagt."

„Sie mögen beide recht haben," gab ich orakelhaft dunkel zur Antwort.

Eine Weile darauf ging ich zu den Leuten selbst hinüber. Vielleicht hatte ich unrecht, wenn ich in der Anfrage des Kindes eine versteckte Einladung erblickte, zu ihnen zu kommen. Aber in der Jugend setzt man sich über solche problematische Konvenienzen leicht hinweg. Ohnehin gelüstete es auch mich zu erfahren, was es eigentlich für eine Bewandtnis mit Pisa-Livorno habe. Denn, um es offen zu gestehen, ich wußte es selbst nicht.

Ich fand die Leute beim Nachtmahle. Da es, wie gesagt Freitag abends war, so war über den Tisch ein blendend weißes Linnen gebreitet, worauf vier schwere silberne Armleuchter brannten. Diese Beleuchtung stach gegen die fast dürftig zu nennende Ausstattung des Wohnzimmers auffallend genug hervor, und ich erinnere mich noch jetzt sehr deutlich, sie berührte mich beinahe unangenehm. Doch ich hatte nicht lange Zeit, mich derartigen Betrachtungen hinzugeben, denn alsbald rief der Mann, der zu oberst des Tisches saß, mit tönender Stimme:

„Julie Rettich! Warum setzest du für unseren geehrten Gast nicht sogleich einen Stuhl?"

Julie Rettich?

„Und du, Fanny Elßler! Schnell noch einen Teller auf den Tisch! Die Kinder wollen sich doch gar nicht an Schicklichkeit und Art gewöhnen."

Also ein zweiter Künstlername von gewichtigster Bedeutung.

Und der Mann, der sie seinen Kindern beilegte, schien das etwa nicht in einer Anwandlung väterlich verzeihlicher Laune zu tun. Nein, sein Ton klang dabei befehlshaberisch wie eine Trompete; er war ganz ernst dabei geblieben. Jetzt

erst besah ich mir ihn recht. Wie er so dasaß, in seinem, mit altem Leder überzogenen Lehnsessel, schien er mindestens sechs Fuß hinauszuragen; dabei umgab ein mächtiger Bart wie eine Löwenmähne sein ganzes Antlitz, aus welchem zwei kleine, in keinem Verhältnisse zu seiner Statur und zu seinem Barte stehende Augen hervorleuchteten. Aber diese Augen hatten, wie soll ich es gleich aussprechen, etwas Beruhigendes, Sanftes, ja Kindliches. Weniger gefiel mir die kleine blasse Frau, die neben ihm saß, trotz ihres schwarzseidenen Gewandes und ihrer mit unnennbaren Blumen geschmückten Feiertagshaube; in ihren Augen flatterte eine gewisse Unruhe, manchmal waren sie wie abwesend und schienen in Fernen zu blicken, die für jeden anderen unergründlich und unfindbar schienen.

Von dem Gegenstande der Frage, die das kleine Mädchen über meine Schwelle geführt hatte, war seltsamerweise nicht die Rede. Eine geraume Weile saß ich, den Genüssen, des Nachtmahls mich hingebend, die mir mit so liebenswürdiger Gastlichkeit angeboten waren, sowie die ganze Familie, stillschweigend, ja zuweilen wurde es so stille in dem Wohngemache, daß man nur das Knistern der Kerzen auf den hohen silbernen Armleuchtern vernahm . .

Er mochte bemerkt haben, daß meine Blicke öfter als es sich wohl schickte, nach diesen Kerzen und den Trägern, worauf sie prangten, sich bewegten, denn plötzlich sagte er mit einem fast schlauen Zwinkern seiner kindlichen Augen: „Alles echt! Sie können sich von der kaiserlichen Punzierung überzeugen! Und alles Pisa-Livorno! Alles! Es wird aber noch besser kommen, ich bin mit Pisa-Livorno noch nicht fertig! Das ist erst der Anfang. Das hat Ihnen ein Mann gesagt, der sich auf Pisa-Livorno besser versteht, als irgend einer in Wien! Verlassen Sie sich darauf!“

Ich mochte mit einer Miene dareingeschaut haben, die der Mann einfach für ungläubig hielt und die doch nur der Ausfluß meiner tiefsten Unwissenheit war. Ich verstand ihn

nicht, der ich doch gekommen, ihm aus der Fülle meiner geographisch-historischen Kenntnisse zu antworten.

„Meine Frau“ — meinte er, indem er mit seinem Daumen auf sie wies — „die redet auch so, wenn wir auf das Kapitel zu sprechen kommen. Sie glaubt, sie versteht etwas von Pisa-Livorno! Und das will sie mir gegenüber sagen!“

„Ich verstehe dich auch nicht,“ sagte sie leise. Meiner jungen Erfahrung in seelischen Dingen kam es in diesem Augenblicke vor, als ob Ton und Gebärde, mit denen die Frau diese Worte begleitete, einem Fremden gegenüber nicht ganz schicklich gewesen wären . . . als ob sie mehr verraten hätte, als Ort und Zeit ihr gestatteten. So dachte ich damals; später fielen mir wieder die „abwesenden“ Augen ein . . und daß sie damals so traurig geblickt hatten.

„Da haben Sie, wie die Frauen sind,“ lachte er überlaut auf. „Das Gescheiteste können Sie mit ihnen ausreden; wenn Sie aber auf Pisa-Livorno zu reden kommen, so machen sie einen ganz verwirrt mit ihrem: Ich versteh dich nicht. Heute habe ich ihr die vier silbernen Armleuchter mitgebracht; sie haben ein schönes Stück Geld gekostet. Statt sich aber zu freuen, sagte sie nur zu mir: ‚Wer hat sie dir gegeben?‘ — ‚Wer? Pisa-Livorno hat sie mir gegeben.‘ — ‚Wird er sie aber nicht wieder abholen?‘ Nun müssen Sie aber zweierlei wissen: erstens, daß unsereins so etwas nicht gerne prophezeien hört; denn das ist gerade so, als wollte sie mir mein Glück, was man so ‚verschreien‘ nennt. Zweitens aber: Ich will nicht, daß sie von meinem Pisa-Livorno immer per ‚er‘ spricht. Wenn man meine Frau reden hört, so meint man immer, sie sieht einen Menschen vor sich, der ihr Gutes und auch Böses anzutun imstande ist. Eine Frau soll aber keine solche Meinung haben, besonders wenn sie weiß, daß der Mann davon lebt und sein Haus erhält. Darum habe ich Sie auch zu mir

eingeladen, weil ich voraussetze, Sie werden ihr das viel besser erklären können, nämlich, daß Pisa-Livorno ein Papier und kein Mensch ist. Wozu hätten Sie schon so viel studiert?"

„Wenn er es aber doch wieder abzuholen kommt?" fragte die Frau mit leiser Stimme.

„Wer?"

„Er," sagte sie fast unvernehmbar.

Dabei sahen die „abwesenden" Augen in die unergründlichen und unsichtbaren Fernen, die sich vor ihr auftun mochten, wie von einem Aussichtsturme.

Er zuckte nur bezeichnend genug die Schulter. Mochte er an solche Vorgänge, wie der eben geschilderte, gewöhnt sein oder mochte er den Fremden denn doch nicht in die Geheimnisse seines intimen Lebens vollständig einweihen wollen, er bestand nicht länger auf der Fortsetzung dieses Gespräches. Zum Glücke! Denn wenn er dabei verharrt hätte, daß ich seiner Frau einen Lehrkurs über den Unterschied von Papier und Mensch zu halten mich bereit halten sollte, ich wäre jämmerlich zu schanden geworden. Ich hätte allenfalls über die historische Bedeutung Pisas im Mittelalter des langen und des breiten mich vernehmen lassen können, damit aber und allerlei gelehrtem Krame war meinem Ehepaare nur wenig geholfen. Das sagte mir denn doch, so jung er auch war, mein Verstand. Das „Meritorische" der Frage, wie man dreißig und mehr Jahre später zu sagen pflegte, lag mir aber so ferne, so ferne, wie jemandem der zu jener Zeit überhaupt noch keine Aktie gesehen hatte. Also war ich es sehr zufrieden, daß der Mann mittels einer geschickt ausgeführten Wendung auf seine beiden Mädchen zu reden kam. Seltsamerweise hing auch dieses Thema, wie man sogleich sehen wird, mit demjenigen zusammen, das in diesem Hause zwischen den Eheleuten eine so wesentliche Rolle zu spielen schien.

„Sehen Sie," sagte er, indem er den Kindern befahl,

sich neben ihm, eines zur Rechten, eines zur Linken, aufzustellen, „sehen Sie! Der Mensch lebt nicht nur von silbernen Armleuchtern mit noch so großen Kerzen darauf ... Eigentlich ist ein jeder zur Kunst geboren; man muß nur einen neben sich haben, der sie entdeckt. Ich hab' sie entdeckt! Sehen Sie die Kinder nur genau an! Kommt es Ihnen nicht schon jetzt vor, als ginge etwas ganz Besonderes von ihnen aus? Ich kann nur nicht sagen, was ... Manchmal frag' ich mich: Warum soll aus der einen nicht eine Julie Rettich und aus der anderen eine Fanny Elßler werden können? .. Ich habe ihnen diese Namen auch beigelegt, damit sie sich frühzeitig daran gewöhnen, ihre Vorbilder einmal zu übertreffen. Wozu bringt mir Pisa-Livorno silberne Armleuchter? Die Hauptsache bleiben doch die Kinder, und nur sie sollen es genießen ... Wieviel werden sie noch zu lernen haben, bis ..."

Einstweilen mußte sich Julie Rettich, um mir eine Probe ihrer hohen Begabung zu geben, in eine gewisse „Attitude" werfen und dann mit eingelernt falschem Pathos, wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, Friedrich Schillers „Handschuh" deklamieren. Mit voller Sicherheit kann ich es aber nicht behaupten, ob es nicht statt der berühmten Ballade „Laura am Klavier" war. Nur darüber täusche ich mich nicht, daß der Eindruck, den ich von diesem Schaustücke eines neunjährigen Kindes empfing, ein wehmütig peinlicher war.

Hierauf kam die Jüngere, „Fanny Elßler" zubenannt, an die Reihe. Mit den nach auswärts gebogenen Füßchen, die Ärmchen etwas kokett an die Hüften gelehnt, das Köpfchen nach der Seite gekehrt, bot das Kind einen allerdings erfreulicheren Anblick als seine ältere Schwester; aber auch diese „Probe" war für mich nicht ohne ein Gefühl lächelnden Mitleides! Als Gipfelpunkt der künftigen Kunsthöhe betrachtete er aber unbedingt den Schluß der Vorstellung. Die arme Fanny Elßler mußte da auf den kleinen Zehen im

Zimmer umherspazieren, wobei ich wohl bemerkte, daß ihr diese Kraftanstrengung sehr wehe tat.

„So etwas schon dagewesen?“ fragte er mich mit eingeklemmtem linken Auge, wobei über seinem ganzen, von der Löwenmähne des Bartes umschatteten Antlitze ein Leuchten und Glänzen lag, das etwas Ehrfurchtgebietendes für mich hatte.

Die Frau saß aber bei dem allen still und anscheinend teilnamslos. Sie betrug sich gleichsam nur als Zuschauerin, und zwar eine solche, die sich recht herzlich langweilt . . .

So endete der erste Abend meiner „Vorstellung“ im Hause meiner Hauswirte; so endeten noch viele andere im Laufe der Monate und Wochen, die darauf folgten. Volle sechs Tage in der Woche lag das Haus auf der „Nonnenbahn“ wie von einem Zauberbanne umfangen da; still und geräuschlos, unbewegt und traumhaft. Nur am Freitag Abende und dem darauf folgenden Ruhetage schien es zu einem gewissen Leben zu erwachen. Da kehrte mein Hausherr mit der Regelmäßigkeit eines Chronometers aus der großen Kaiserstadt an der Donau wieder heim; da saß er stundenlang, ohne jemals einen Schritt vor das Haus zu unternehmen, mit seinen zwei kleinen Kindern und übte mit ihnen die Kunst von Julie Rettich und Fanny Elßler! Nach seiner Ansicht konnten die Fortschritte, die sich ihm entgegendrängten, geradezu „reißend“ genannt werden.

„Es gibt keine zwei gleichen Kinder auf der Welt!“ flüsterte er mir einmal zu. „Wenn sich einer darauf versteht, so bin i ch es! Sie können sich darauf verlassen.“

Wie alle Männer seines Berufes, liebte er die Welt des Scheines, die sich allabendlich auf den Brettern der Schauspielhäuser aufbaut, leidenschaftlich, vielleicht weil sie ihm nur die Fortsetzung jener anderen Welt bedeuteten, von welcher „Pisa=Livorno“ nur ein winziger Bruchteil war. Mit derselben Inbrunst konnte er von dem neuesten Triumphe

der unvergleichlichen Tragödin wie von dem Siege eines getanzten Pas-de-deux berichten, das seine „königliche“ Fanny Elßler jüngst exekutiert hatte. Neben diesen zwei Göttinnen schien er keine anderen zu kennen, allenfalls seine zwei kleinen Mädchen, die aber noch zu sehr Novizen in der Kunst waren, als daß es ihm einfallen konnte, in ihnen schon jetzt die Nachfolgerinnen zu erblicken. Zwar, wenn er sich so rühmte, schüttelte seine Frau dazu wie verwundert den Kopf. Im Innersten meiner Seele aber tönte in solchen Augenblicken eine Stimme, die ihr entschieden recht gab. Ich hatte nämlich den Eindruck, als sähe ich in klarer Mondnacht einen Nachtwandler vor mir . . . Durfte, konnte ich ihn wecken? . . .

Übrigens, was Pisa-Livorno, seine erste Leidenschaft, betrifft, und über deren innere und äußere Natur ich durch ihn schon längst eines besseren belehrt ward (von der mittelalterlichen Pracht der uralten Republik am Arno war schon längst keine Rede, sondern stets nur von ihrer allerneuesten Gegenwart in den Chroniken des — Kurszettels), so schien es, als ob der silberne Stern, der so überaus freundlich über dem Hause auf der „Nonnenbahn“ gestrahlt hatte, in immer kühnerem und höherem Aufstiege begriffen wäre. Ich hatte dafür ein untrügliches Zeichen. So oft er nämlich am Freitag abend nach Hause kam, bemerkte ich in der Wohnung irgend einen neuen Gruß — aus Pisa-Livorno. Bald war es ein silberner Spiegel (ich hatte aber niemals den dazu gehörigen Toilettentisch bemerkt), bald eine silberne Kopfbürste, bald ein silbernes Parfümfläschchen, bald ein anderes Ding aus demselben Metalle, dessen Name und Bedeutung im menschlichen Hausrate mir nicht mehr einfällt. Aber Silber mußte bei allem vorhanden sein, was er brachte, womit er sich, seine Frau und seine Kinder schmückte. Einmal kramte er sogar zwei riesige silberne Lichtscheren aus.

„Man braucht sie zwar nicht mehr zu den neumodischen

Kerzen," sagte er, „die heutzutage ‚Apollo' heißen, aber sie passen so schön zu den Armleuchtern! Und dann will ich, daß die Kinder sich frühzeitig daran gewöhnen! Sie glauben gar nicht, wie das auf die Kunst zurückwirkt. Wenn ich es imstande wäre . . . meine Kinder müßten auf silbernen Tellern mit silbernen Gabeln und Löffeln speisen. Aber kommen wird es . . . gar nicht zu zweifeln . . ."

Wie man sieht, war in dem allen, was der Mann sprach oder tat, keine Spur von Verzücktheit und dergleichen zu finden. Sein Beruf brachte es mit sich, daß er von auf- und absteigender Hoffnung, wie die Pflanze aus dem Wasserboden, seine Nahrung zog. Es lag aber auch nichts für Fremde Verletzendes in seiner Ruhmredigkeit, und, ich möchte fast sagen, in seiner Silberseligkeit. Trat es denn doch zuweilen in dieser Gestalt auf — man brauchte nur an seine zwei „Kunstgrößen" der Zukunft, an Julie Rettich und Fanny Elßler, zu denken, und jeder Spott und Groll verschwand.

Dann konnte man ihm sogar ein gewisses Wohlgefallen nicht versagen . . .

Waren es Frühlingslüfte, die um die „Nonnenbahn" wehten, oder umtosten sie Winterstürme an dem Tage, von welchem ich jetzt sprechen werde? Mein Erinnerungsvermögen schweigt hierüber und läßt mich im Stiche; aber die Ereignisse dieses Tages haben sich mir so lebhaft eingeprägt, daß sie mir noch heute lebendig, als entstammten sie der jüngsten Gegenwart, vor der Seele stehen.

Wieder war es ein Freitag Abend. Die Ankunft des Mannes erfolgte sonst regelmäßig um eine und dieselbe Stunde; diesmal war schon eine geraume Zeit verstrichen, und er fehlte noch. Wie sonst waren alle Vorbereitungen getroffen worden; auf dem mit schneeweißem Linnen bedeckten Tische brannten die Kerzen der silbernen Armleuchter, und auch die zwei unnützen Lichtscheren ermangelten nicht, an ihr Dasein zu erinnern. Er mochte das so lieben, mein

„kleiner Spieler“, und weil das die Frau wußte, so rückte sie ihm alles in die Augen, damit er es sogleich mit einem Blicke umfasse. Wahrscheinlich war auch der silberne Handspiegel und die Kopfbürste und das Parfümfläschchen aufs vorteilhafteste postiert.

„Kommen wird er,“ sagte die Frau, in die mittlerweile herabgesunkene Dämmerung starrend, „er kann doch nicht in den Sabbat hineinfahren.“

Was sie mit ihren „abwesenden“ Augen sonst dabei suchte, wer möchte das ergründen wollen?

„Kommen wird er,“ wiederholte eines der zwei kleinen Mädchen.

Ich weiß nicht mehr, war es Julie Rettich oder die anmutige Fanny Elßler.

Plötzlich klingelte es an der Tür . . .

Es war alles so eingetroffen, wie er es in seinen kühnsten Träumen oder vielmehr Voraussetzungen gesehen und berechnet hatte, fast mit der Pünktlichkeit des Schicksals. Denn daß auch dieses nach bestimmten, gesetzmäßigen Normen handelt, wer wird daran zweifeln, der die Kunst versteht, die „Statistik“, diese sonst so einsilbige Dame, ein wenig zum Reden zu bringen!

„Kommen wird er!“ hatte die Frau gesagt. Und er war gekommen.

Unten vor dem Hause wartete er in einem großen, mit zwei Pferden bespannten Wagen, mit welchem er eigens die an zehn Meilen betragende Strecke von Wien nach der „Nonnenbahn“ zurückgelegt, während er sich sonst des billigeren Dampfschiffes bedient hatte. Gekommen war er, und mit ihm eine Anzahl von Kisten und Koffern, die aber so schwer waren, daß die Träger, die sie über die steile Treppe in die Wohnung beförderten, Mühe hatten, unter der Last nicht zu erliegen.

Als alles geborgen, alles entlohnt war, kam zuletzt er

selbst; groß, gewaltig, siegreich, um mindestens einen Fuß über seine sonstige Statur hinausreichend, die doch nicht zu den kleinsten gehörte, die Löwenmähne des Backenbartes fast gesträubt, als wollte er zu einem Sprunge ausholen.

„Die Türen geschlossen," rief er mit mächtiger Stimme, „und ein Beil geholt!"

Er bot einen geradezu großartigen Anblick. Nur denkt euch dabei nichts Lächerliches, nichts dem Theater Abgeborgtes; er war durchaus natürlich.

„Sabbat?" sagte sie leise, doch so, daß wir es alle vernahmen. „Am Sabbat rühre ich so was nicht an."

„Was Sabbat?" schrie er, indem er dabei das Hackbeil drohend schwang, das ihm mittlerweile gereicht worden war ... „Bringe ich darum so viel mit, daß ich mir nicht einmal die Freude gönnen darf, dir und den Kindern es noch heute zu zeigen, wo es brühwarm ist?"

„Sabbat!" sagte sie, die traumhaften Augen auf ihn richtend. Es mochte eine stille Gewalt in ihnen liegen, der er nicht zu widerstehen vermochte.

„Gut," sagte er, indem er das Beil in die Ecke warf. „Die Kisten und Koffer mögen meinetwegen heute und morgen unberührt bleiben, weil du es so willst. Ich hätte dir aber und den Kindern gerne gezeigt, was Pisa-Livorno kann . . . Ich kann ja auch warten."

Und mit diesen Worten war er wieder der alte, treuherzige Geselle, als der er mir stets erschienen. Sogar seine Löwenmähne hatte sich beruhigt, und wie er dann beim Nachtmahle saß, Julie Rettich und Fanny Elßler zur Seite, schien es kein befriedigteres Menschendasein zu geben, das sich mit dem meines „kleinen Spielers" vergleichen konnte.

Nur daß zuweilen seine Blicke nach den Kisten und Koffern schweiften, die ein strenger Bannspruch zu öffnen ihm verbot . . . Der Sabbat! Wie das einzige Wort ihn bändigte, wie es alle Geister des Begehrs in ihm niederduckte,

daß sie sich nicht zu erheben wagten! Darüber wird so mancher in den heutigen Zeitläuften ein kluges Lächeln und Achselzucken nicht unterdrücken können. Mir aber, der ich den „kleinen Spieler“ schon hinlänglich genug kannte, um seiner eigentümlichen Natur verständnisvoll zu begegnen — ich habe damals nicht gelächelt.

Im Laufe des Abends jedoch und auch während des folgenden Tages lüftete sich so manches von dem Schleier, der in der eben vor mir gespielten Szene das Geheimnis dieser Kisten und Koffer bedeckte. Was mußte ich hören? „Pisa-Livorno“ hatte sich glänzend bewährt! Infolge einer jener merkwürdigen Sturmfluten, wie sie nicht nur der Ozean kennt, war Pisa-Livorno in wenigen Stunden, ja vielleicht Minuten zu einer Höhe des Wasserstandes angeschwollen, die außer aller Berechnung gelegen hatte. Die ältesten Leute erinnerten sich nicht, Ähnliches erlebt zu haben. Nur wenige, und darunter mein „kleiner Spieler“, hatten die Witterung gehabt, was hoch oben in den Lüften und unten in den Tiefen vorging. Es war alles so gekommen, wie er es einmal vorausgesagt. Und nun! Das kostbare „Strandgut“ von der gewaltigen Sturmflut ans Land getragen! Kisten und Koffer von unten bis oben mit rundbäuchigen Säcken angefüllt, und in allem sein Lieblingsmetall in silbernen Gulden und Talerstücken. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, sein Strandgut so und nicht anders zu bergen!

Die Frau war aber an diesem Abende stiller und abwesender als sonst.

Am andern Tage ließ er den „wertesten Herrn Studenten“ durch eines seiner kleinen Mädchen zu sich bitten.

Es war gegen Mittag.

„Verzeihen Sie,“ sagte er, „daß ich Sie zu mir bemühe. Aber ich habe es mir in der Stille der Nacht anders überlegt. Meinen Sie nicht auch, ich soll die Kisten und Koffer gar nicht öffnen, sondern alles so beisammen lassen,

wie es geht und steht? . . . Es ist ja doch für die spätere Ausbildung meiner Julie und Fanny bestimmt. Ist es daher nicht besser, ich rühre es gar nicht an, was doch eigentlich meinen Kindern gehört. Ich könnte ja doch einmal . . ."

Den letzten Gedanken sprach er jedoch nicht zu Ende. Vielleicht störte ihn daran ein eigentümliches Kopfnicken seiner Frau, die neben ihm saß. Ob es jedoch eine Ergänzung, eine Billigung dieses Gedankens war?

So kam es, daß der Mann am Abende dieses Tages wieder sein Haus auf der „Nonnenbahn" verließ, ohne daß er das Hackbeil für die Kisten, ohne daß er des Schlüssels für die Koffer bedurft hätte. Wußte er doch sein „Strandgut" in treuer Hut. Die Frau aber ließ sogleich nach seinem Weggehen Kisten und Koffer in ihre Schlafstube schaffen, „damit", sagte sie mit einem bedeutsam traurigen Lächeln, „damit die Sachen nicht im Wege herumstünden und die Kinder darüber, Gott sei davor, die Füße brächen."

Ich komme nun zum Schlusse dieser wahrhaften Geschichte.

Es waren seitdem drei oder vier Tage verstrichen . . . mitten in der Nacht. Die Kinder schliefen bereits. Die Hausklingel wurde wieder geläutet . . .

Er ist da! Und doch fehlen noch zwei oder drei Tage zum Freitage! Das will etwas bedeuten.

Es bedeutete viel . . . alles!

Nach einer Weile wurde ich gerufen.

Ich fand die Eheleute traulich nebeneinander auf dem Sofa sitzen; sie den Strickstrumpf in der Hand, er noch in Reisekleidern, wie er gekommen war. Bei meinem Eintritte schien das Gespräch, das sie geführt haben mochten, zu stocken.

„Warum ziehst du dich nicht aus? Warum machst du dir's nicht bequem?" fragte sie.

„Ich geh' ja so wieder fort," sagte er und erhob sich, einige Schritte durch die Stube unternehmend.

Jetzt erst, trotz des zweifelhaften Lichtes, das von einer einzigen Kerze ausging, bemerkte ich, welche Veränderung mit dem Manne in den wenigen Tagen seiner Abwesenheit vorgegangen. Wenn ich sagen würde, sein ganzes Wesen sei gedrückt gewesen, so wäre dies nur ein schwacher Ausdruck für das Bild, das er in Wahrheit bot. Es war gebrochen, wie es mir zuvor in solcher Gestalt noch nicht vorgekommen; sogar auf die Löwenmähne seines Backenbartes schien es sich zu erstrecken. Dabei waren seine kleinen, so kindischen Augen hervorgequollen und dadurch größer als sonst; totfahle Blässe auf dem Antlitze.

„Sie wollen wieder fort?“ fragte ich.

„Ja!“ sagte er und schwieg.

„Warum willst du schon fort, Meyer?“ fragte die Frau, in den Nadeln ihres Strickstrumpfes nervös arbeitend.

Es war das erstemal, daß ich sie den Namen ihres Gatten aussprechen hörte; denn gewöhnlich nannte sie ihn nicht anders als „Mann“, was etwas untraulich klang.

„Das heißt,“ sagte er, und jede Silbe, die er sprach, entwand sich seinen Lippen mühsam, „das heißt, wenn du willst, Sara!“

„Ich soll nicht wollen?“ fragte sie dagegen wie schläfrig.

„Kurz und bündig gesprochen,“ kam es nach einer Weile aus keuchender Brust hervor, „mit Pisa-Livorno ist's aus . . . Ich habe alles verloren, und nicht nur das . . .“

Die Sturmflut! Die gewaltige Sturmflut! Im Laufe weniger Tage, ungeahnt und darum um so grauenhafter, war sie wieder gekommen und hatte das Strandgut meines kleinen Spielers auf ihren grauen aufgepeitschten Wogen in die Fernen des Ozeans geschwemmt! Ich erinnere mich nicht mehr an die Einzelheiten des Berichtes, den der Mann mir, nachdem er anscheinend ruhiger geworden, gab; welchen Ursachen er das schreckliche Naturereignis zuschrieb, welche „Katastrophe“ (ich glaube, man hatte schon damals für derartige

Ereignisse diesen der Tragödie entlehnten Ausdruck im Gebrauche) eingetreten war.

Die Sturmflut war hereingebrochen, sie hatte sich im Verlaufe weniger Tage wiederholt, nur freilich in entgegengesetzter Richtung. Die Sturmflut hatte sein alles und mehr als das in die wilden Gewässer getragen.

„Was will das heißen: Und noch mehr als das?" fragte ich in der Fülle meiner Unwissenheit.

Er konnte sich eines überlegenen Lächelns nicht halten.

„Ich bin noch mehr schuldig," klärte er mich auf.

Die Frau aber, die, währenddem er das alles erzählte, wieder ihrer angeborenen „Abwesenheit" verfallen war, stand plötzlich in großer Bewegung auf.

„Und jetzt frage ich," sagte sie mit einem Nachdrucke, den ich ihrem gebrechlichen Wesen niemals zugetraut, „was meinst du damit: Wenn du es willst?"

Er starrte sie an; vielleicht mochte ihm blitzähnlich die Erleuchtung gekommen sein, wie sehr er sich bisher in dem Begriffsvermögen dieser kleinen, gegen ihn genommen so unansehnlichen Frau getäuscht habe.

„Sara," sagte er beinahe schüchtern, „ich brauche ja nur zu tun, wie es andere tun."

„Und wie tun es die andern?" fragte sie.

Er blieb die Antwort eine Weile schuldig.

„Muß ich wieder nach Wien zurückkehren?" sagte er. „Kann ich nicht hier bleiben? Ich habe ja noch alles in meinen Kisten und Koffern. Wer kann mich zwingen es herauszugeben? Wer?"

Das hatte er mehr wie einen Monolog, der keinen Zeugen hat, vor sich hingesprochen, und wie ein fernes Echo klang es von den Lippen der Frau:

„Ja, Meyer, wer kann dich zwingen, wer?"

Ich sehe noch immer die verblüffte Miene und höre, wie er zögernd, stockend zu ihr sagt:

„Du meinst also, Sara, ich brauche nicht nach Wien zurückzukehren . . . ich kann hier bleiben? . . .“

Es war eine der größten Kraftanstrengungen, die vielleicht jemals dem armen Kopfe dieser kleinen Frau war zugetraut worden. Aus dieser von fahlblonden Löckchen umrahmten niedrigen Stirne sollte der befreiende Gedanke hervorbrechen; sie sollte ihrem Gatten Rat und Hilfe bringen? Und deswegen war er ja mitten in der Nacht von Wien nach der stillen Nonnenbahn gekommen . . .

Dieses Anmuten mochte auch für sie zu groß, zu anspruchsvoll sein, und ihrem ganzen Gehaben merkte man die innere Haltlosigkeit ihrer Lage an. Ja, es war zu stark für sie... Sie mußte sich niedersetzen; dann erhob sie sich wieder.

Als sie ihren zweiten Rundgang durch die Stube beendigt hatte, blieb sie unversehens vor dem kleinen Tischchen stehen, worauf die „silbernen“ Sachen, die ihr Mann in den guten Zeiten mitgebracht, der Spiegel samt der Kopfbürste, das Parfümfläschchen wie die Lichtscheren noch immer ihren bevorzugten Platz einnahmen.

„Lächerlich,“ hörten wir sie vor sich sprechen. „Er sagt immer, die Kinder werden die Sachen einmal brauchen. Muß ich ihm denn das glauben? Wer zwingt mich dazu?“

„Du zerreißest mir das Herz, Sara,“ sagte er, „der Kinder wegen soll es ja geschehen, und darum frage ich dich ja, ob ich . . .“

Sie wandte ihm ihr volles Antlitz zu. „Ob du nicht lieber hier bleiben sollst, als nach Wien hinaufzugehen?“ rief sie heftig. Und mit einer blitzschnellen Bewegung, auf die wir beide nicht gefaßt waren, war sie auf derselben Stelle, wo sie stand, niedergesunken.

„Um Gottes willen, Mann!“ rief sie mit aufgehobenen Händen, „warum willst du dich von mir zurückhalten lassen? Warum gehst du nicht, ohne daß du dich länger besinnst, nach Wien hinauf, und zahlst ihnen, was du schuldig bist,

auf Kreuzer und Pfennig? Die Kinder! Du sagst, gerade die Kinder verlangen es, daß du bei ihnen bleibst. Ich frage dich aber, Meyer . . . werden die Kinder einen Vater brauchen, der in seiner Stube Kisten und Koffer hat, und die gehören anderen an? Werden sie sie brauchen können? . . ."

Es war seltsam, wie der Strom ihrer Beredsamkeit nicht versiegen wollte. Je länger sie sprach, desto mehr Beweggründe, desto mehr Beweise fanden sich in ihrem Kopfe und auf ihren Lippen, um dem Manne dazutun, daß er nicht schnell genug nach Wien hinaufzueilen habe, um „fertig" zu werden. In dieses letztere Wort legte sie zuletzt die ganze Summe ihres Widerstandes; und dabei verletzte sie niemals die Schonung, die sie ihm in dieser Lage schuldig war. Auch nicht der leiseste Vorwurf kam von ihr, daß die Erziehungsmethode, die er an den Kindern versuchte, einen zweifelhaften Wert für sie und die Zukunft habe. Sie nahm das alles als etwas Gegebenes, Feststehendes, Unanfechtbares an; es gab keinen besseren und zärtlicheren Vater, als ihn, keinen, der besser für sie gesorgt habe . . .

„Ist das aber alles?" fragte sie zuletzt. „Darüber hinaus gibt es gar nichts? . . . Mann, werde fertig!"

„Ja!" sagte er, sich mühsam aufrichtend, „ich bin es schon Sara! Es kann ja auch gar nicht anders werden. Ich bin fertig."

Dann, wie es in solchen Momenten häufig zu geschehen pflegt, daß die Seele mit schrecklicher Klarheit das zunächst Liegende übersieht, sagte er:

„Wer wird mir aber helfen, die Kisten und Koffer in den Wagen zu schaffen? Sie sind gar schwer."

Ich erbot mich ihm zu dieser Hilfe.

„Sie?" rief er mit einem Tone, der mich ins Innerste traf. „Ich nehm's an!"

In der Schlafstube, wo seine Kisten und Koffer mit dem vielen Silber herumstanden — sie waren seltsamerweise weder an jenem Sabbat noch auch später geöffnet worden, warf der Mann

noch einen letzten, scheuen Blick nach der Lagerstätte der schlummernden Kinder. Er ist mir für immer im Gedächtnisse geblieben.

„Wenn sie nur nicht aufwachen! Wenn sie nur nicht aufwachen!“ wiederholte er mehrere Male hintereinander.

Ich versuchte zur unrechten Zeit einen Scherz.

„Wer uns so sieht,“ sagte ich, „sollte glauben, wir sind Diebe.“

„Bestehl' ich nicht meine Kinder?“ murmelte er zwischen den Zähnen, indem er eine der herumstehenden Kisten ergriff, ohne daß darüber eines der Kinder erwachte.

Mehrmals mußten wir, um unsere schweren Lasten in dem auf der Gasse harrenden Wagen unterzubringen, den Gang treppauf, treppnieder unternehmen. Die Frau leuchtete dabei mit der einzigen, fast niedergebrannten Kerze zu dieser nächtlichen Tat.

Als wir zum letzten Male in die Stube zurückkamen, ging er noch einmal an die halboffene Tür des Schlafzimmers und horchte eine Weile lang.

„Sie schlafen noch immer!“ flüsterte er.

Wir gingen.

„Habe ich alles mitgenommen? Alles?“ fragte er uns, die wir ihm das Geleite die Treppe hinab bis auf die Gasse an den Wagen gegeben hatten.

„Bis auf das!“ sagte die Frau fröstelnd, denn über die „Nonnenbahn“ fegte ein eiskalter Nachtwind.

Dabei überreichte sie ihm ein in weißes Papier gehülltes Paket von mäßigem Umfange. Er hielt es wie prüfend in den Händen. Dann nickte er bloß mit dem Kopfe.

Wußte er doch, was es enthielt: seine „silbernen“ Sachen, den Spiegel und die Kopfbürste, das Parfümfläschchen und zuletzt die Armleuchter — samt den Lichtscheren!

Er fuhr von dannen.

* *
*

Noch in derselben Woche machte auf der stillen „Nonnenbahn“ die Auffindung einer angeschwemmten Leiche viel von sich reden.

Sie war am „Blumenauer Sporen" in der Nähe des sogenannten Fischerhausens, wie es im Amtsstile heißt, „zu stande gebracht worden."

Sie war durchaus nicht entstellt, so daß man sie ohne Mühe erkannte.

Wenige Tage darauf verließ ich für immer die stille „Nonnenbahn".

Bist du starkmutig genug, die letzte Folgerung, gleichsam den letzten „Schluß", den das Geschick aus dieser Geschichte zog, geduldig zu vernehmen?

Vor wenigen Monaten — vielleicht war es an einem Tage jener noch nicht vergessenen Woche, von der es in den Blättern, welche die „öffentliche Meinung" darstellen, hieß: „die Börse sei heute wie eine tollgewordene Bestie ihren wildesten Impulsen gefolgt" usw. — läßt sich eine arme Frau, eine Schauspielerin, wie sie mir sagen läßt, bei mir anmelden.

Sie erscheint vor mir. Ich blicke in ein verwittert gramvolles, von allen Stürmen des Lebens durchfurchtes Antlitz einer Frau, die den Höhepunkt des Lebens längst überschritten zu haben schien. Dabei in jenem Anzuge, wie er vagierenden Aktrizen eigen zu sein pflegt, denen in späteren Jahren das Glück — Anstellung und Gage verweigert.

„Sie haben mich einmal als Kind gekannt," beginnt sie leise . . . „dort auf der ‚Nonnenbahn' . . ."

„Fanny Elßler?" rufe ich tief erschüttert.

„Die bin ich nicht!" sagte sie darauf mit einem stillen, unsagbaren Lächeln. „Meine Schwester ist . . . fast noch ein Kind, in jungen Jahren gestorben."

„Und Ihre Mutter?"

„Längst tot!"

Julie Rettich war's: das letzte Kind meines „kleinen Spielers" . . .

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.